
32101 065098020
RECAP
Digitized by Google

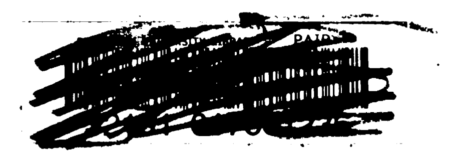


0902



VET TES EN
NOV TAM TVM
Dei
Sub Numine
Viget







ISMAEL MENGS

Der Churf. Saechs. Academ. der Künste Prof. honor.

geb. in Kopenhagen 1690. gest. in Dresden 1764.

Se ipse pinx. B. Folin. inc.

Neue Bibliothek
der schönen
Wissenschaften
und
der freyen Künste.



Zweyten Bandes erstes Stück.

Leipzig,
in der Dyckischen Buchhandlung.
1766.

Innhalt.

Innhalt.

Nachtrag von neuen englischen Büchern.

I.

Abhandlung des Herrn Cesarotti über den Ursprung und Fortgang der Poesie. Aus dem Italienischen übersetzt.

Alle die Künste, welche der Bedürfniß oder dem Vergnügen des Menschen gewidmet sind, sprossen, so zu sagen, aus der Wurzel irgend eines natürlichen Vermögens, einer Kraft seiner Seele, die geschickt ist, sie hervorzubringen, und vollkommen zu machen. Aber wie die noch ungebildeten Glieder einer unreifen Frucht im Leibe der Mutter, so sind auch in den Menschen der kaum entstandenen Welt die Kräfte der Seele wie versteckt und ohne Leben, und geben sich der Seele selbst, die sie enthält, nicht zu erkennen. Diejenigen gleichwohl, die uns zur Erhaltung des Lebens dienen, entwickeln sich geschwinder und leichter; weil die Natur, die aufmerksam über die Erhaltung ihrer Werke wacht, alle Triebfedern der Seele in Bewegung setzt, damit sie die Künste erfinde, durch die sie die Bedürfnisse sich verschaffen, und die Uebel entfernen könne, die uns bedrohen. So ist es nicht mit denen Kräften der Seele, deren Bestimmung es blos ist, uns Vergnügen zu schaffen. Da sie uns weniger nöthig sind, so ist es der Zeit und den Umständen überlassen, sie zu entwickeln; und sie pflegen sich nicht eher zu entwickeln, als bis eine glückliche Gelegenheit, oder eine zufällige Beobachtung, wie der Stahl aus dem Kiesel, die frucht-

baren Samen der verborgnen Flamme hervortreibt. Obgleich also die Künste, die wir vorzüglich die schönen nennen, nur so viel verschiedne Zweige des allgemeinen nachahmenden Vermögens sind, so haben sie dennoch ihren Ursprung keiner innerlichen vorhergängigen Kenntniß von diesem Vermögen, sondern bloß dem Instinkt, einem Zufalle, oder besondern Beobachtungen zu danken.

Ehe die Menschen noch in Gesellschaften verbunden waren, da sie bloß sich überlassen, den Bedürfnissen ausgesetzt, mit dem Hunger, der Kälte, den Unbequemlichkeiten kämpfend, in beständigem Kriege mit wilden Thieren, sich von diesen nur noch durch die Fähigkeit unterschieden, Menschen zu werden, da hatten sie an ganz andre Dinge zu denken, als, zum Exempel, an die Biegsamkeit und den Umfang ihrer Stimme, und die Harmonie, die daher entspringen konnte. Ihre noch rohen und starren Organen machten sie weit geschickter, das Geheule der Wölfe, das Brüllen der Löwen, als den Gesang der Nachtigallen nachzuahmen. Aber wenn erst einmal die ungestümen Foderungen der Natur, durch die Erfindung der nothwendigsten Künste befriedigt, eine Art von Gesellschaft errichtet, der Grund zu einer Sprache gelegt war, dann mögen die Menschen den Trieb zum Vergnügen Gehör gegeben haben, dann mögen sie auf das Säuseln gelinder Winde, auf das Gemurmel der Quellen aufmerksam geworden seyn, und zuerst die Empfindung von einem angenehmen Tone bekommen haben. Der Gesang der Vögel wird sie entzückt haben, und einige Töne, die sie

sie selbst in der Entzückung der Freude vorgebracht, werden ein angenehmes Gefühl in ihnen erregt, und sie auf die menschliche Stimme und auf diese unvermuthete Lieblichkeit derselben aufmerksam gemacht haben. Dieß mag der Ursprung der Musik gewesen seyn. Aber welche Entfernung ist noch von einer Folge, so zu sagen, noch unbeseelter Töne, bis zu jener nachahmenden Harmonie, die mit dem Ausdrucke der Leidenschaften über die Herzen herrschet? Nach meiner Meynung ist sie gewiß nicht geringer, als die Entfernung zwischen einem wilden Geschrey, und der articulirten Stimme; und folglich muß auch von diesen Tönen bis zur Erfindung der Musik nicht weniger Zeit vergangen seyn, als von dem ersten wilden Geschrey bis zu diesen Tönen vergangen war. Ungefähr um dieselbe Zeit werden die Menschen auf die Schatten aufmerksam geworden seyn, welche die festen Körper machen, wenn sie gegen die Sonne stehn; da mag zuerst ein Freund, oder vielmehr ein Liebhaber, der begierig war, das Bild des geliebten Gegenstandes zu erhalten, (wie es eben der Fall ist, den man vom Dibutadis erzählt) sich bemüht haben, den Umriß des Schattens mit irgend einem groben Instrument nachzuzeichnen; diese rohen Zeichnungen werden allmählig vollkommener geworden seyn, bis sie endlich zur wunderbaren Kunst wurden, die Natur zu verdoppeln.

Unter allen nachahmenden Künsten ist die Poesie aus den meisten Theilen zusammen gesetzt; und ob man gleich aus einer genauen Untersuchung der

Nachahmung, welche ihr Wesen ausmacht, und der Natur des Werkzeuges, mit dem sie nachahmt, entdeckt, daß sie nicht anders, als durch alle die Theile, aus denen sie itzt zusammengesetzt ist, ihre Vollkommenheit erreichen konnte, so muß man doch bekennen, daß von diesen Theilen jeder ohne die andern bestehen kann, und daß keine nothwendige und unauflößliche Verbindung zwischen ihnen ist. Eben dieses Gefühl der Freude, welches, wie oben bemerkt worden, die musikalischen Töne in dem Munde des Menschen mag hervorgebracht haben, mag sich auch in einigen Worten ausgedrückt haben, die zufälliger Weise in eine gewisse Ordnung gestellt, das Ohr ergötzten; die Töne, die aus den Hölen wiederschallten, werden ihm eine Idee von übereinstimmenden Tönen gegeben haben; und diese beyden Zufälle konnten ihm zeigen, daß die Worte einer Harmonie fähig sind, die von der Harmonie der Töne verschieden, und so viel schätzbarer ist, als diese, da diese nur an das Ohr reichet, da jene noch weiter, bis in das Herz und in die Seele dringt. Von einer andern Seite treibt uns die Bosheit der Eigenliebe, auch in Kleinigkeiten andre zu erniedrigen, um uns über sie zu erheben; daher forscht man aufmerksam nach andrer Mängeln, man offenbart sie, und um sie fühlbarer zu machen, ahmt man Reden, und Stellungen mit Worten und Geberden nach. Diesem in der That wenig rühmlichen Ursprunge (da wir hier die zufälligen Entwicklungen suchen) haben wir die ersten merklichen Spuren der Nachahmung zu danken. Ein andrer Grund, der natürlicher

und

und allgemeiner ist als jener, obgleich seine Wirkungen weniger merklich sind, bringt sie gleichfalls, aber in einem weitern Umfange, hervor. Dieser ist das Verlangen, das alle Menschen fühlen, andern die Dinge zu erzählen, die sie gesehen oder gehört, und die einigen Eindruck auf sie gemacht haben. Es scheint, daß der Mensch für sich alleine weder denken noch empfinden könne oder wolle; er sucht andrer Hülfe dazu, und glaubt, sich selbst zu vervielfältigen, wann er seine Gedanken und Empfindungen in andre versetzt. Nach dem nun die Sache mehr oder weniger intereßirt, und nachdem die Einbildungskraft mehr oder weniger lebhaft und hell ist, entspringt hieraus entweder die Erzählung, die eine Rede ist, welche uns die Sache erkennen läßt, oder die Nachahmung, die eine Rede ist, welche uns die Sache fühlen läßt. Beyde Gattungen der Nachahmung, sowohl diejenige, die andrer Fehler nachmacht, als diejenige, die uns überhaupt einen Gegenstand, oder eine Sache vorstellt, ergötzen uns; bey der einen gefällt man sich selbst, indem man von den Fehlern frey zu seyn glaubt, die an andern verhöhnt werden, und den Sieg über sie mit dem Spötter zu theilen scheint; bey der zweyten lernen wir ohne Anstrengung, wir werden ohne unsern Schaden gerührt, und erstaunen darüber, wie wir ohne Augen sehen, und fühlen, ohne zu greifen. Dieß ist die Wirkung der Nachahmung, wenn die Einbildungskraft wohl eingerichtet, und glatt und helle wie der Spiegel ist, der die Gegenstände mit allen ihren natürlichen Zügen zurück giebt. Aber wenn die Ein-

bildungskraft, zwar lebhaft, aber verzogen und in Unordnung ist, oder wann die Leidenschaften mit ihrem dampfenden Feuer sie entzünden und verdunkeln, so wird die Nachahmung sehr verschieden. Gleich einem gefärbten Glase, oder einem unebenen Spiegel, verändert alsdann die Einbildungskraft die natürlichen Farben der Gegenstände, und giebt ihnen ihre eignen; sie vergrößert sie, verkleinert sie, verstellt sie, und verwandelt sie auf tausend verschiedne Weisen; und wie zuweilen cylindrische Spiegel thun, macht sie, aus unförmlichen und zerstückten Umrissen von Gegenständen und Ideen, bald eine regelmäßige, bald eine ungeheure Figur. Wenn nachher die Religion, oder die Unwissenheit, oder die gemeine Tradition diese Werke begünstigen, so bekommen sie eine solche Stärke, daß die Einbildungskraft sich ihnen überläßt, und sie für wirkliche Wesen ansieht. Die Ausdrücke eines Menschen von einer solchen Einbildungskraft haben den Eindruck der Stärke, mit der er sich die Dinge vorstellt; daher dringen sie mit mehr Heftigkeit in die Seelen der andern, und prägen sich tief ein; die Elektricität der Phantasie geht von dem einen zum andern über, und das wunderbare Glaubliche setzt die Zuhörer mehr in Bewegung, und giebt ihnen mehr Vergnügen. Hier haben wir alle Theile der Poesie natürlich entstehen gesehn: Versification, Ikastische oder beschreibende Nachahmung, und phantastische oder schöpferische Nachahmung, welche nothwendig die enthusiastische Sprache, das Wunderbare und die Erdichtung mit sich führt. Aber wir

wir haben schon bemerkt, daß diese Theile von einander abgesondert bestehn können, indem jeder für sich ein Vergnügen giebt, welches verhindern kann, daß man nicht an ihre Verbindung denkt. Wir sehen noch alle Tage in Italien, daß Bauern und Leute vom Pöbel ihre natürlichen Empfindungen in rohe Verse ohne alle poetische Farbe bringen, und sich an diesen Versen ergötzen. Auch im gemeinen Gespräche schildern einige eine Begebenheit nach allen ihren Umständen, andre erfinden ein Mährgen, andre reden in einer figürlichen und phantastischen Sprache, alle zum Vergnügen ihrer Zuhörer.

Auf gleiche Weise wird jeder dieser Theile, durch seine ihm eigne Schönheit, lange Zeit diese noch ungeschliffnen Seelen ergötzt haben; bis endlich ein glücklicher Kopf, der mit diesen verschiednen Talenten zugleich begabt war, natürlich, und ohne zu denken, daß daher eine höhere Gattung entstehn würde, die Wirkung und den wechselseitigen Einfluß ihrer vereinigten Kräfte zu fühlen gab. Das Vergnügen mußte in gleichem Verhältnisse steigen; die Entgegenhaltung des Bessern mußte dasjenige itzt mißfällig machen, was vorher angenehm gewesen war; und bald fieng man an, keinen mehr für einen Poeten zu erkennen, der nicht die Seele mit diesen verschiednen Arten von Vergnügen, in ein einziges vereinigt, entzücken konnte. Hier haben wir endlich die Kunst vollständig. Aber wie sollen wir jeden Theil derselben vollkommen machen? wie sollen wir jedem eine regelmäßige Bewegung geben? wie sollen wir ihn brauchen? in welcher Ordnung? in welcher

Verhältniß? mit welcher Wahl der Gegenstände? Das ist es, was das poetische Vermögen, ohne Hülfe der Philosophie, niemals entdecken kann. Eine Kunst, welche den Menschen und die Wesen nachahmt, kann nicht ohne die vollkommne Kenntniß der Natur des Menschen und der Wesen, und der Verhältniß zwischen beyden, vollkommen werden. Da diese Kenntniß in den ersten Jahrhunderten nothwendig fehlte, so mußte folglich die Verbesserung der Kunst dem Zufall, oder dem Instinkte selbst, der sie hervorgebracht, überlassen bleiben. Gleich jenem Amerikaner mußten diese ersten rohen Poeten sich dieses großen Feuergewehrs wie eines Stückes Holz bedienen, und es blindlings auf andere werfen. Keine Verbindung zwischen den Ideen, keine Feinheit in den Empfindungen, keine Wahl der Worte, kein Plan im Ganzen, kein Verhältniß in den Theilen. Ihre Phantasie war wie ein Chaos, aus dem von Zeit zu Zeit Funken Licht sprangen, die denjenigen, der Augen dazu gehabt hätte, nur gedient haben würden, die Unförmlichkeit des Ganzen besser zu sehn. Nachdem endlich die Menschen sich nach und nach schliffen, wurde auch die Kunst feiner, die Sprache bekam einige Regelmäßigkeit, Stärke und Harmonie; verschiedne neue Arten von Nachahmung wurden erfunden; die Beobachtungen häuften sich. Unter diesen glücklichen Umständen erschienen einige seltne Geister, die mit allem poetischen Genie einige Kenntniß des Menschen überhaupt, die Kenntniß der Charaktere, der Sitten, der Gebräuche ihrer Landsleute, und die Kenntniß andrer Künste

ver-

verbanden. Diese schufen eine neue Gattung von Poesie, gegen welche diejenige, die vorher gefallen hatte, nichts mehr als ein kindisches Lallen, oder gleich den Träumen eines Fieberhaften war. Diese Genies wurden die Götter der Poesie, jeder wandte die Augen auf dieses neue Licht, jeder ließ sich von einer so ergötzenden Zauberey bezaubern. Hier sehen wir die Wälder und die wilden Thiere vom Orpheus beseelt und gezähmt. Das Beyspiel dieser Dichter ward ein Führer für andre; ihre Werke wurden der Probierstein poetischer Sachen; der größte Ruhm war, ihnen ähnlich zu seyn; die Grundsätze des Geschmacks entwickelten sich, und wurden immer feiner; Nachahmer, Beobachter und Ausleger kamen in Menge. Zuletzt kam irgend ein denkender Kopf, der, feiner als die andern, die kleinsten Theile dieser Werke, die Wirkung, die sie thaten, beobachtete, die Ursachen derselben aufspürte, sie unter allgemeine Grundsätze brachte, Regeln festsetzte, die auf Beobachtungen gegründet waren, und auf diese Weise, so zu sagen, einen poetischen Codex zusammenbrachte, der einem jeden, der nach dem Namen eines Poeten strebte, zur Leitung dienen konnte.

Dies sind die wesentlichen Grundsätze, dies die Entwicklung, der Fortgang, das Wachsthum, sowohl des poetischen Vermögens, als der Kunst, bey allen Nationen, die sie üben; und auf diese Weise kann man glauben, daß sich künftig noch einmal die verborgnen Samen derselben bey denen Völkern entwickeln werden, die sich noch wenig verfeinert haben.

ben. Aber mit dieser natürlichen und fast nothwendigen Entwicklung entstehen, sowohl im Gebrauche, als in der Theorie der Dichtkunst, eine Menge Vorurtheile, zu deren Ausrottung viele Jahrhunderte und die vereinigten Bemühungen scharfsinniger Köpfe nöthig sind. Und zuerst ist es gewiß, daß ein Poet, (er mag das nachahmende Vermögen auch im höchsten Grade besitzen) niemals mehr als einen unendlich kleinen Theil der Natur erschöpfen wird. Der Gegenstände sind unendlich viel; und ihre Theile, ihre Stellungen, die kleinen Verschiedenheiten, die sie von einander unterscheiden, die alle dem Auge eines guten Nachahmers nicht entwischen dürfen, sind unzählbar. Alle diese Gegenstände haben ferner unendliche Verhältnisse gegen einander. Jedes Ding ist einem andern ähnlich oder unähnlich; eine unsichtbare Kette verbindet alle Geschlechter der Wesen, und die Wesen eines jeden Geschlechtes, und unterordnet sie eines dem andern. Aber keine Rechnung kann alle die Beziehungen dieser Gegenstände auf den Menschen erreichen. Diese machen eine neue intellectuale und fühlbare Welt, die noch ausgedehnter und mannichfaltiger ist, als die sichtbare Welt. Welche unendliche Verschiedenheit von Gedanken, Schlüssen und Urtheilen über dieselbe Sache! Wer kann hoffen, mit seinem Geiste alle die möglichen Abartungen der Gesinnungen und der Leidenschaften zu fassen? ihren sich widersprechenden und doch so regelmäßigen Mechanismus, ihre Stufen, ihre Gleichgewichte, ihre unmerklichen Verkleidungen, ihre Verwandlungen der einen in die andre,

die

die bisweilen so unsichtbar geschehen, daß sie der Seele selbst, in der sie geschehn, entwischen, oder durch so gekrümmte und verwickelte Wege, daß der Blick, der ihnen folget, sich verirrt und ihre Spur verliert? Ferner, wenn kein Auge ganz genau denselben Gegenstand sieht, den ein andres sieht, so ist es eben so gewiß, das keine zween Menschen seyn können, welche dieselbe einzle Gesinnung oder Leidenschaft haben. Hieraus folgt, daß die Natur aus unzähligen Gesichtspunkten betrachtet, und aus ihnen allen gleich gut vorgestellt werden kann; aber daß, diesem ungeachtet, jeder, der sie nachahmen will, durch den Trieb und die Bewegung der äußerlichen und innerlichen Kräfte, die auf ihn wirken, gezwungen wird, sie nur aus einem bestimmten Gesichtspunkte zu betrachten, und folglich auch vorzustellen, welches derjenige ist, unter dem sie ihm erscheint. Wenn man also die Kunst der Nachahmung überhaupt nach dem Muster der Nachahmung irgend eines besondern Autors bestimmen will, so wird leicht daher das Vorurtheil entstehn, daß man glaubt, nichts als der kleine Theil der Natur, den dieser Autor vorgestellt, könne glücklich nachgeahmt werden, und dieser dürfe auf keine andre Art nachgeahmt werden, als er ihn nachgeahmt hat. Nichts kann der Poesie nachtheiliger seyn, als eine solche Meynung. Dann ist keine Mannichfaltigkeit, keine Neuheit mehr, in den Subjecten, oder im Styl; der besondre Geschmack dieses Autors wird der Geschmack eines ganzen Volkes; eine unschmackhafte Einförmigkeit herrscht in den Werken aller ihrer Scri-

Scribenten. Fruchtbare Genies vertrocknen, indem sie das Vorurtheil zwingt, mit der Phantasie eines andern zu sehen, mit eines andern Herz zu empfinden, sich selbst zu verleugnen, um ein andrer zu seyn; sie werden nicht mehr die Miene der Wahrheit, den Nachdruck der eignen Empfindung haben, welche selbst Ausschweifungen, Glauben und Gunst erwerben; ihre Werke werden nicht mit denen starken Farben, mit dem Stempel gezeichnet seyn, den eine feurige Phantasie auf ihren Ausdruck prägt; sie werden nicht von dem belebenden Feuer entflammt seyn, daß man, wie Prometheus, aus der Sonne schöpfen muß; der schöpferische Geist wird sich nicht durch sie ergießen, der seine Fruchtbarkeit bis in die Seele des Lesers verbreitet; man wird die ersten Nachahmer bewundern, als diejenigen, die aus der ersten Quelle geschöpft haben; aber die nachfolgenden, die wieder Nachahmer von Nachahmern sind, ohne Nerven, ohne Farbe, verkleidet, diese müssen den Zwang, die Mattigkeit, den Frost in jeden bringen, der fähig ist, die Augen auf die lebenden Schönheiten des großen Originals der Natur zu heften. Gleichwohl kann die Nachahmung, so weit sie auch unter der wahren ursprünglichen Nachahmung ist, diejenigen noch ergötzen, die nicht fähig sind, die mannichfaltigen Abartungen des allgemeinen Schönen zu muthmaßen. Alles was einem Gegenstande ähnlich ist, der uns gefällt, hat auch ein Recht, uns zu gefallen. Ein Liebender betrachtet auch den Schatten der Geliebten mit Vergnügen. Die Seele fliegt schnell von dem nachahmenden

den Gegenstande zum nachgeahmten; die Schönheit des letztern, die uns unerwartet erscheint, wird dem erstern mitgetheilt, und füllt seine Mängel aus; und durch eine angenehme Verblendung glauben wir uns an der Kopie zu ergötzen, wenn wir in der That nur ihre Muster bewundern.

Unter dieser eingeschränkten Art zu denken wird die Poesie schmachten, wenn der herrschende Poet auch vollkommen seyn sollte: Aber wenn oder wo ist je einer vollkommen gewesen? Wenn nichts Menschliches vollkommen ist, wie wird es je ein Autor seyn? Man kann beweisen, daß es Talente giebt, die sich nothwendig einander ausschließen. Eine große Einbildungskraft vereinigt sich nicht mit einer starken Urtheilskraft; der Witz ist der Empfindung schädlich; die Erhabenheit erträgt nicht die Bande der Regelmäßigkeit; wer die kleinen Umstände glücklich schildert, ist ungeschickt einen großen Plan anzulegen, und wer mit einem ausgedehnten Geiste einen großen Umriß zu zeichnen und zu ordnen weiß, ist matt im Coloritt. Und wo ist überdem der Dichter, der beständig den Gott in sich findet, der ihn begeistert, der niemals den Menschen fühlt? dem jeder Tag heiter ist, der nie schläfrig wird, nie sich vergißt, nie schlaff wird, nie wenigstens seine herrschende Tugend übertreibt? der wie ein vollkommner Feldherr (ein eben so chimärisches Wesen, als ein vollkommner Poet) das kalte Blut, welches ordnet, und die Hitze, welche schafft, beständig in richtigem Gleichgewicht hält? Sind Fehler dieser Art bey den Dichtern jeder Zeit und jedes Volks noth-

wen-

wendig, wie vielmehr bey den Dichtern der ersten Jahrhunderte? Aber was wird die Folge dieser Fehler seyn, wenn die Kunst nach der oben angezeigten Art sich entwickelt? Man wird lange Zeit sie gar nicht bemerken. Das zu starke Licht läßt uns die Flecken der Sonne nicht sehn. Wenn die Augen sich an dasselbe gewöhnt haben, so werden sie vielleicht etwas von den Flecken gewahr werden; aber man wird nicht darauf achten; die Seele, die von der angenehmen Seite eines Gegenstandes ganz eingenommen ist, denkt sich kaum das Daseyn der andern. Aber man lasse sie die fehlerhafte Seite beobachten; was folgt daraus? sie wird wenig dadurch beleidigt werden, sie ist schon daran gewöhnt; die Fehler, die uns anfänglich nicht anstößig waren, weil wir sie nicht kannten, werden es nachher auch nicht mehr seyn, weil wir schon daran gewöhnt sind. Aber dieß ist noch zu wenig; man wird gar so weit gehn, daß man sie in Schönheiten verwandelt. Die überwiegende Schönheit oder Unförmlichkeit eines Gegenstandes verbreitet ihre herrschende Kraft auch über die andern Theile, und nimmt ihnen fast ihre Natur. Kömmt noch gar die Leidenschaft der Bewunderer hinzu, so ist nichts natürlicher, als die Verblendung. Die Fehler einer Geliebten werden Reizungen, weil sie Theile von einem Ganzen sind, das wir lieben, und das uns gefällt. In diesem Fortgange werden allmählig selbst die Fehler eines Autors vergöttert, wie die alten Helden mit ihren Lastern zusammen vergöttert wurden. Die Fehler werden immer mehr Nachahmer finden, als die

Schön-

Schönheiten, und durch diese werden sie zur Gewohnheit werden. Wenn nach langer Zeit endlich jemand von einem feinern Geschmack, und weniger vom Vorurtheile beherrscht, sich einfallen läßt, mit einer überlästigen Vernunft die Mängel aufzudecken, so ist es zu spät. Das Vorurtheil, der Name kämpft wider ihn; konnte der Genius der Poesie sich irren? Je ausschweifender der Fehler scheint, desto weniger scheint er glaublich. Man wetteifert in Thorheit mit dem Autor, durch Vertheidigungen, durch Allegorien und geheimen Sinn, die man erfindet; und zum Beschlusse geht man auf den Tadler los; als auf einen Ungläubigen und Beleidiger der poetischen Majestät.

Aber noch weit größer ist der Nachtheil, den die Poesie von dem besondern Geiste des Volkes leidet, welches sie übt. Jedes Volk hat seine Religion (*), seine Gesetze, Sitten, Meynungen, Gebräuche, seinen Wahn. Wer in diesem Chaos Grundsätze, Zusammenhang, Vernunft suchen wollte, würde sich sehr irren. Wie können diese sich in Dingen finden, die der Zufall, die Leidenschaft, die Unwissenheit hervorgebracht? Gleichwohl sieht jedes Volk seine Sitten als die vollkommensten und edelsten an; und wie soll es sie anders ansehn, da es die seinigen sind? Ein Poet, der seinen Landsleuten

(*) Man darf nur die Ideen, die uns die alten Poeten, welche die Gottesgelehrten des Heydenthums gewesen, von der Gottheit gegeben, mit den Ideen der hebräischen Poesie vergleichen. In dieser allein sieht man Gott, in den andern die Ausschweifungen der Menschen.

leuten gefallen will, muß sich zu diesen Umständen bequemen; aber eine gesunde Philosophie, die sich über Nationalvorurtheile erhübe, die sich unter andre Völker zu versetzen, ihre Sitten in der Nähe zu betrachten, und mit den unsrigen zu vergleichen wüßte, die müßte uns lehren, mit den Vorurtheilen unsers Volkes Nachsicht zu haben, nicht sich ihnen zu unterwerfen; zum Gegenstand der Nachahmung die Gebräuche zu wählen, die weniger wider die Vernunft sind, nicht sie ohn Unterschied alle vorzustellen; die Augen des Lesers auf die schöne Seite derselben zu heften, und die unförmliche zu verbergen oder zu verschönern; endlich die großen Veränderungen vorher zu sehn, welche die Cultur der Vernunft endlich in der Masse des menschlichen Denkens hervorbringen würde; zuweilen einen Blick auf die Nachwelt zu werfen, das Vergnügen der Zeitgenossen zu suchen, ohne die Bewundrung der Nachkommen aus dem Gesicht zu verlieren; zu versuchen, ob man nicht schon seiner Nation einen Vorschmack von dieser glücklichen Veränderung geben könne, und indem man die Wahrheit in die schönsten und lebhaftesten Farben kleidet, die Menschen durch Verblendung vernünftig zu machen. Dies würde der höchste Grad des Ruhms seyn, nach welchem ein Poet streben könnte; und der Lorbeer würde ihm ganz anders gebühren, als den Helden und den Eroberern. Aber zu einem solchen Endzwecke ist ein zu durchdringender Geist, ein zu zartes Gefühl, eine zu edle, zu große Seele nöthig. Die Fabeln mögen dies immer von einem Dichter rühmen, ein abergläubischer

Com-

Commentator kann diese moralischen und politischen Absichten seinen Lieblingsautor zueignen; aber der Autor selbst widerlegt seinen Lobredner. Entweder haben die alten Dichter nie darauf gedacht, die Seelen ihrer Landesleute zu heilen; oder haben sie diesen guten Endzweck gehabt, so muß man bekennen, daß sie sehr ungeschickte Aerzte gewesen, und daß sie sehr sonderbare Arcana gehabt haben. Die ersten Poeten mußten also ihrer Nation schmeicheln, ihre Vorurtheile nähren, so ausschweifend sie auch seyn mochten, sie durch das Wunderbare noch vergrößern und zum Wachsthum bringen. Eine solche Poesie, so vortrefflich sie auch in den andern Theilen seyn mag, ist nicht nur fehlerhaft von der Seite des Subjects, welches mit der Abgeschmacktheit, dem Barbarischen, wovon es voll ist, nie wohlgemachten Seelen gefallen kann, sondern widerstrebt auch dem innern Wesen der Nachahmung, deren richtig erkannte Regeln vollkommen mit der gesunden Vernunft übereinstimmen. Das Volk, welches alle seine Gesinnungen gebilligt sah, war indeß nicht sparsam mit Lobsprüchen und mit Ehrerbietung. Bald darauf wurde eine Menge von Manieren, von Ideen, von Bildern, die sich auf diese Gebräuche beziehen, gesammlet, welche die Elemente der poetischen Sprache ausmachten. Man sah die Natur aus keinem andern Gesichtspunkte mehr, als aus dem Gesichtspunkte der Nation, man glaubte die Leidenschaften keiner andern Bestimmungen mehr fähig, als die sie von ihr und ihren Umständen bekommen hatten. Was ist hiervon die Folge? Entweder erheben sich ver-

verschiedne Völker zu gleicher Zeit in der Poesie, und eifern um den Ruhm derselben, oder eine einzige übt diese Kunst glücklich, mitten unter einer allgemeinen Barbarey. In beyden Fällen äußern sich zwo sehr schädliche Wirkungen. Streiten zwo oder mehre Nationen um die Ehre der Poesie, so wird jede ihren Nationalgeschmack bekommen, deren einer den andern verwerfen wird. Man wird die Natur nicht aufnehmen, wenn sie nicht nach der Mode des Landes gekleidet ist. Wir allein, wird jedes Volk sagen, schildern nach der Natur, die Gemälde der andern sind nichts als Caricaturen, Mißgeburten, Ausschweifungen. Wie sind doch die Leute auf solche Charaktere, auf eine solche Sprache, solche Sitten gefallen, wenn nicht eine unordentliche Phantasie sie ihnen eingegeben hat? welcher Mensch denkt, empfindet, oder spricht so? und bey diesen Fragen merken sie nicht, daß sie sich für das ganze menschliche Geschlecht ansehn. Daher kommen tausend falsche und ungerechte Urtheile zum Schaden der gesunden Vernunft, und des allgemeinen guten Geschmacks; daher ein Abscheu, eine Verachtung der einen gegen die andre, ein wechselseitiger Krieg, der vielleicht noch heftiger ist, als derjenige, der aus dem Streite politischer Interessen entspringt; und die Vernunft wird es langsam und mit großer Mühe dahin bringen, daß den Scribenten jeder Nation der Theil Ruhm, dessen rechtmäßige Vertheilerinn sie allein ist, unparteyisch zugetheilt werde. Im andern Falle aber, wenn nur ein einziges Volk in der leuchtenden Laufbahn dieser Kunst glänzet, und vermit-

vermittelst seiner Waffen und seiner Handlung auch in den Augen andrer Nationen glänzet, so wird dieses Volk allenthalben despotisch über den Geschmack herrschen. Die andern Völker, die nicht bemerken, daß die Natur den Saamen der Poesie über alle Länder auf gleiche Weise vertheilt hat, aber daß, nach der verschiednen Art des Erdreichs, die Pflanze auf verschiedne Arten sprosset und wächst, werden nicht darauf denken, das einheimische Gewächs nach den Foderungen des Clima zu ziehen und zu pflegen, welches durch diese Wartung eben so stark und fruchtbar geworden seyn würde, sondern werden dieselbe Pflanze, die unter einem andern Clima gewachsen, in ihr eignes versetzen wollen, und sie als ein Geschenke betrachten, das die Natur diesem fremden Clima nur mitgetheilt hat. Diese versetzte Pflanze, die nicht mehr dieselbe Nahrung findet, wird nothwendig herbe oder unschmackhafte Früchte bringen müssen, die von ihrer ursprünglichen Natur ausarten. Ein Irrthum, der in der That seltsam ist, daß man in einem fast gänzlichen Mangel aller Dinge, die das Subjekt der Nachahmung ausmachen, und ihre Art bestimmen, sich eine besondre Art von Nachahmung zur Regel machen will, die man auf so ungleiche Grundlagen stützet. Eine Nachahmung nach dieser Regel kann niemals ihren wahren Endzweck erhalten, wäre sie auch mit aller möglichen Stärke ausgeführt, wären auch ihre Gemälde noch so richtig; die Leser werden die Originale suchen, und, da sie diese nicht finden, eher verwirrt als gerührt werden. Die vollkom-

menste Poesie wird, in diesem Falle, nichts als ein schöner Leichnam seyn; sie wird Bilder ohne Körper, todte Leidenschaften, Schatten von Vergnügen hervorbringen. Das Vorurtheil wird durch die Gewohnheit zu der Stärke gelangen, daß, wenn mit der Zeit das System der Religion und der Regierung sich ändert, doch noch immer die alten Manieren, das alte Wunderbare behalten werden, eben so, wie meistens in einem Staate, dessen Sitten sich verändert haben, die alten Gesetze noch beybehalten werden. Das Vergnügen der Poesie wird allmählig sich immer vermindern; wie ein köstlicher Spiritus, der verraucht ist, wird die alte Poesie nicht mehr das belebende Feuer einflößen (*); man wird fühllos dabey staunen, aber man wird sich nicht unterstehn, es sich selbst, geschweige denn andern zu sagen; man wird sich selbst zu beweisen suchen, daß man Vergnügen empfinden muß, und wenn man es lange genug geglaubt, wird man sich endlich einbilden, es zu empfinden, aber man wird es nie wahrhaftig empfinden. Wenn irgend ein guter Kopf, durch die Abgeschmacktheit der Sache bewegt, eine Reformation wagen sollte, und es fehlt ihm an Feuer und poetischen Genie, sie glücklich auszuführen, so wird man, statt die praktische Ungeschicklichkeit dieses Autors zu beschuldigen, seinem Vorhaben selbst die Schuld geben; und man wird den Schluß machen, daß, alles gerechnet, mehr

(*) Der Autor kann, auch in der größten Strenge, dieses unmöglich anders als mit Ausnahmen verstehn.

mehr zu gewinnen ist, wenn man bey der alten Manier bleibt. Erhebt sich endlich bey der Nation ein großer, zugleich poetischer und philosophischer Geist, (ohne welche Mischung nie eine vollkommene Poesie seyn kann) und wagt er, der schmachtenden Kunst ein neues Leben zu geben, und thut es auch glücklich, so wird er doch noch wider das langweilige und oft schädliche Geschrey des großen Haufens der falschen Kunstrichter ringen müssen.

Es ist noch ein andrer Umstand zu bemerken, der zwar der Kunst nicht unmittelbar schadet, aber doch Gelegenheit giebt, die Dichter zu fesseln, und mit unnöthigen Regeln einzuschränken. Unter den Irrthümern, die nach des großen Bacons Urtheil der Philosophie schädlich sind, ist dieser einer, daß die berühmtesten Autoren ihrem Vortrage dieser Wissenschaft einen Anstrich von andern Wissenschaften gegeben haben, die ihnen besonders am Herzen lagen, wie Plato, sagt er, gethan hat, der die Theologie, Aristoteles, der die Logik, Proklus, und die andern von der zweyten platonischen Schule, welche die Mathematik eingemischt haben. Eben dies wird auch in der Poesie geschehen. Ein Dichter, der zugleich eine andre Kunst oder Wissenschaft mit Beyfall übt, wird einen gewissen Geschmack derselben in seine Werke bringen, und wird ihn den Lesern angenehm machen. Ueberdem wird sich bey der ersten Entwicklung der Poesie irgend ein blos zufälliger Umstand mit ihr vermengen, der mit dem Wesen der Kunst nichts zu thun hat. Das Publicum, welches sich an diesen Werken ergötzet, die mit dieser

fremden Farbe gefärbt, oder mit diesem Umstande verbunden sind, und nicht bemerkt, daß es verschiedne Dinge sind, mit einem Umstand gefallen, und durch einen Umstand gefallen, wird sie der Poesie als nöthig und wesentlich ansehn, und wird gewohnt werden, sie von allen Dichtern zu fodern. Daher wird ein persönlicher oder örtlicher Gebrauch, der seiner Natur nach willkührlich oder gleichgültig ist, die Allgemeinheit und die Kraft eines Gesetzes erhalten.

Auch die Regeln und die Vorschriften der Kunst sind der Poesie nicht weniger schädlich, als was wir bisher bemerkt haben. Eben dieser Baco beobachtet mit seiner gewöhnlichen Scharfsinnigkeit und Gründlichkeit, daß eine Wissenschaft wenig oder gar nicht mehr zunimmt, wenn man ihre Wahrheiten zu frühzeitig in Lehrgebäude und in Methoden einschließt; eben so, sagt er, wie der Körper eines jungen Menschen nicht mehr zu wachsen pflegt, wenn seine Bildung und seine Glieder zu früh ein männliches Ansehn und ihre volle Rundung bekommen, so kann auch eine Wissenschaft, die einmal durch Methoden zusammen gedrängt, und in ein System eingeschlossen ist, vielleicht noch ausgeschliffen und zum Gebrauche bequemer gemacht werden, aber sie wird nicht mehr wachsen, noch sich erweitern. Und diese Wirkung folgt so viel sicherer, je mehr die Lehrer der Wissenschaft einen dogmatischen Ton annehmen, der dem Verstande gebietet, ohne ihn zu erleuchten, und ihre Lehren wie Machtsprüche geben, ohne den Weg zu zeigen, durch den sie zu den-

denselben gekommen; in welchem Falle die andern auf ihren Spuren zurück gehn, und untersuchen könnten, ob dieses der geradeste Weg ist, und ob nicht vielleicht ihre Führer selbst ein wenig in der Irre gegangen sind. Aber gesetzt daß sie auch nicht geirrt haben, so können sie doch mit diesem entscheidenden Tone nicht unterrichten, und was bey ihnen vielleicht Wissenschaft ist, wird Glauben bey ihren Zuhörern. So wird auch die Poesie, die man zu eilend in ein Kunstgebäude schließt, das man auf den Grund einiger weniger Beobachtungen errichtet; (denn nur wenige Beobachtungen werden es immer seyn, wenn sie aus den Werken einiger Poeten, oder aus dem Genie einer Nation, und nicht aus einer philosophischen Untersuchung des Menschen, oder aus der Entgegenhaltung der verschiednen Nachahmungsarten verschiedner Nationen entspringen;) die Poesie, sage ich, wird in diesem Falle keine Fruchtbarkeit, keine Freyheit mehr haben; da ihr der Zugang zu neuen Beobachtungen verschlossen ist, wird ihr ihre eigentliche Nahrung fehlen; alle ihre Werke werden eine langweilige Einförmigkeit unter sich haben; ihre Bildung wird regelmäßig werden, aber der Körper wird seine Kraft, seine Größe, seine Geschmeidigkeit verlieren. Die systematische Methode und der entscheidende Ton der ersten Lehrer wird zwo Gattungen Menschen hervorbringen, die dieser Kunst gleich beschwerlich und gleich schädlich sind; ich meyne die mittelmäßigen Poeten, und die pedantischen Kunstrichter. Jene werden glauben, daß die Regeln hinreichen einen Poeten zu ma-

chen, sie werden ohne Flügel fliegen, ohne Feuer entzünden wollen; und wenn sie nur vermittelst einer mechanischen Befolgung der Vorschriften einen richtigen Plan entwerfen, und den Ruhm sich erwerben, ihre Leser nach den Regeln zu ermüden, so werden sie das Monopolium des Geschmacks sich anmassen; ein eben so gegründeter Anspruch, als wenn man verlangte, daß wir uns in Mumien und anatomische Skelette verlieben müßten, weil man den ganzen Bau des menschlichen Körpers in ihnen sieht. Die zweyten aber werden, wie die Wächter der sibillinischen Bücher, den heiligen Text ihres Autors nie aus der Hand lassen, den sie mit einem Dornengesträuche sophistischer und eitler Untersuchungen und abgeschmackter Auslegungen umwinden; sie werden mit höhern Genies in einem beständigen Kriege leben, sie werden nach ihrer Willkühr die Hochachtung der Welt leiten, und nicht erlauben wollen, daß ein Werk gefalle, wenn es nicht zu ihren magern Grundsätzen paßt; und wenn alle Stimmen sich zum Vortheile dieses Werkes vereinigt haben, werden sie die Empfindung, als incompetenten Richter, vor ihren Richterstuhl fodern, und in gehöriger Form beweisen, daß dieses Werk nicht gefallen darf. Durch ihre stets wiederholten und so zuversichtlichen Machtsprüche werden sie endlich die kleinen Geister sich unterwerfen, die den großen Haufen ausmachen; die höhern Genies werden einige Zeit ihren Ruhm entbehren müssen, und zuweilen werden gar, aus Furcht vor diesen Wespen, die Bienen nachlassen, ihr Honig zu zeugen.

Eine

Eine unendliche Menge Beyspiele beweist was wir gesagt haben. Homer machte die Ilias. Die Lehrer der Kunst nahmen aus ihr die Regeln des epischen Gedichtes. Aber er machte auch die Odyssee, ein Gedicht von einer ganz verschiednen Art. Homer konnte nicht irren; es war also nöthig, ihn itzt mit sich selbst zu vereinigen; man mußte die Regeln, so gut es sich thun ließ, drehen, und ihnen eine andre Gestalt geben, wie ein Töpfer, der denselben Thon bald dehnt, bald drückt, aus einem Topf eine Schüssel macht. Laßt uns itzt annehmen, Homer habe nichts als den Zorn des Achilles besungen; können wir glauben, daß nach der Vollendung des Kunstgebäudes ein andrer den Muth gehabt haben würde, die Reisen des Ulysses zu besingen? und wenn er es gewagt hätte, würden die Kunstrichter ihm diese Freyheit nachgesehn haben? Wie viel scheinbare Gründe, ihm den Titel eines epischen Dichters abzusprechen! Ohne des großen Unterschiedes des Orts, der Zeit, und der Handlung der beyden Gedichte zu erwähnen, Dinge, die den Kunstrichtern so wesentlich sind, was für ein armseliges Subjekt, (würde man gesagt haben) das der Majestät der Epopee ganz unwürdig ist! In der Ilias belagert die Blüte der griechischen Helden die Hauptstadt ganz Asiens; in der Odyssee reist ein Mann, der eher ein Hausvater als ein König ist, in Gesellschaft eines Haufens unedler Leute, unbekannt, in elenden Umständen, um sein magres Vaterland wieder zu sehn; dort ziehen Götter und Helden zum Streit, hier schlägt sich ein verkleideter

König auf Faustschläge mit einem Bettler; dort besiegt der Sohn einer Göttinn, der tapferste der Menschen, in dem einzigen Hektor ganz Troja, hier tödtet der Held mit Beystand eines Schweinhirten einige Nichtswürdige, die sein Haus plündern. Sicherlich ist zwischen der Ilias und der Odyssee der Unterschied nicht kleiner, als zwischen der Komödie und der Tragödie. Wie viele Kunstrichter sind nicht gewesen, und wie viele sind noch, die sich es lächerlich in den Kopf gesetzt haben, Milton sey kein epischer Dichter, aus keinem andern Grunde, als weil Adam nicht Achilles, und die Verbannung aus dem Paradiese nicht die Belagerung von Troja ist? Wäre Dante nach dem Tasso geboren worden, in dem Jahrhunderte, da die Regeln und die Exempel der Alten zu einer Religion geworden waren, so würde der weite Umfang und die Stärke seiner Einbildungskraft Ausschweifung und Tollheit geschienen haben. Der Titel allein würde den Kunstrichtern zu einem Folianten Kritiken Materie gegeben haben. Aber da er in einer Zeit geblüht hat, da es ein Beweis einer ungemeinen Gelehrsamkeit war, den bloßen Namen der Poetik des Aristoteles zu kennen, da er in der allgemeinen Barbarey, aus der nur Italien eben anfieng sich zu heben, sich als den größten Dichter der Erde betrachten konnte, da endlich, wenn er gleich sagte, daß die Aeneis seine Säugamme sey, sehr wenige fähig waren, das Kind gegen die Amme zu stellen, so haben diese Umstände weit mehr noch, als sein innerliches Verdienst, ihm einen dauerhaften und allgemeinen Ruhm verschafft.

Tasso

Tasso hingegen, der regelmäßigste aller italienischen Dichter, und der mehr, als alle die andern, den Spuren der Alten gefolgt, weil er in der Zeit des zu seiner Vollkommenheit gediehnen gelehrten Aberglaubens lebte, wurde selbst von den Götzendienern des Ansehns und des Exempels getadelt. Die Vorurtheile achten es nicht, daß sie gegen sich selbst kämpfen, wenn sie nur der Vernunft Abbruch thun können. Die Tragödie war bey den Griechen meistens nichts anders, als die Vorstellung eines verhängten und unvermeidlichen Unglücks, welches mehr schreckte als intereßirte. Der Aberglaube für das Alterthum hat eine Menge Subjekte vom Theater ausgeschlossen, die feiner, intereßanter, lehrreicher gewesen wären, und uns eine neue Art von Vergnügen hätten geben können. Italien hat sich besonders noch nicht recht, weder in der Theorie noch in der Praxis, aus diesem groben Irrthume gerissen, und man sollte Mühe haben, vier Kunstrichter zu finden, von denen, die auf guten Geschmack Anspruch machen, die nicht anstehn würden, vielen vortrefflichen Werken des Corneille und des Racine den Namen wahrer Tragödien zu geben, und die nicht einem Mahomet die fehlerhafteste Tragödie des Euripides vorziehen würden. Die Komödie war zur Zeit des Plautus und des Terentius, ein oft übertriebnes Gemälde der gröbsten Fehler und Lächerlichkeiten der Menschen, oder höchstens eine Nachahmung gewöhnlicher Begebenheiten unter Personen vom mittlern Stande. Da viele Jahrhunderte nachher Herr de la Chaussee in Frankreich

das

das Theater mit einer neuen Art von Komödien bereicherte, indem er sie auf die Nachahmung einer interessanten und lehrreichen Begebenheit im Privatleben richtete, wie viel Tadler giengen nicht da auf ihn los. Sie erfanden für ihn den höhnenden Namen des **weinerlichen Komischen**, und sahen dergleichen Werke als Ungeheuer an, die aus ungleichartigen Theilen zusammen gesetzt, und dem Alterthume wegen seines äußerst feinen Geschmacks unbekannt geblieben wären. Petrarca, der das feinste Gefühl, eine edle und tugendhafte Seele, einen durchdringenden und durch die Wissenschaften aufgeklärten Verstand, und die anmuthigste Phantasie hatte, empfand eine Art seltsamer, oder wenigstens sehr seltner Liebe, von der man bey den griechischen und lateinischen Dichtern nicht eine Spur findet. Er schilderte sie, wie er sie fühlte, er gab sein großes poetisches Genie seiner Leidenschaft zum Werkzeuge, nicht die Leidenschaft seinem Genie, und konnte dadurch eine Sache glaublich machen, die nach der allgemeinen Art zu denken beständig für chimärisch war gehalten worden, und seine Poesie Lesern reizend machen, die kaum die Möglichkeit einer solchen Liebe geträumt, geschweige sie jemals empfunden hatten; die stärkste Wirkung, wie mich däucht, deren die Poesie fähig ist. Da Petrarca der einzige lyrische Dichter in Italien war, so glaubte man bald, daß man in Versen nicht anders, als nach seiner Manier, lieben könnte; und hier sehen wir Italien auf einmal mit einer Sündfluth von Reimern überschwemmt, die

alle

alle den Petrarca auf der Feder, aber keiner vielleicht im Herzen hatten. Da diese Leidenschaft nicht bey ihnen entstanden, sondern anders woher geholt war, so konnten sie folglich nicht in ihrem eignen Vorrathe die Gedanken, die Empfindungen, die Ausdrücke finden, die geschickt sind, sie lebhaft zu schildern. Daher waren sie gezwungen, zum Petrarca selbst zurückzukehren, und bey ihm die Farben zu entlehnen. Aber diese geborgten und angeflickten Zierrathen, die sie bisweilen gar auf der unächten Seite sich ansetzten, machten bey ihnen eine seltsame Figur, eben wie ein schönes Kleid, das einem ansehnlichen und wohlgebildeten Körper angemessen ist, selbst seine Schönheit verliert, wenn ein kleiner und ungestalter Mensch sich es anzieht. Der zierliche Gang und die unnachahmbaren Stellungen des Petrarca wurden bey ihnen convulsiv und grimaßirend; die Gestalt eines gemeinen Weibes schien unter der Kleidung einer Gottheit hervor. Man liebte wie Anakreon, und wollte reden wie Plato; kein andrer Weg war mehr zum Himmel, als auf der Leiter der Augen der Schönen, und diese platonische Sprache, welche, in die Poesie des Petrarca versetzt, so reizend ist, weil man sieht, daß sie der natürliche Ausdruck seiner Empfindung ist, wurde bey seinen Nachahmern ein frostiges und dunkles Schulgeschwätze, das Lesern ohne Vorurtheil nicht weniger lächerlich war, als die metaphisische Galanterie, mit welcher viele Franzosen selbst die ernsthaftesten und pathetischsten Subjekte schmücken. Daher ist auch der größte Theil der petrarchischen Poe-

Poeten, die sich, vorzüglich vor allen Poeten ihrer und andrer Nationen, die wahre Feinheit des Geschmacks in verliebten Materien anmaßen, und immer von Natur reden, dem ungeachtet unnatürlicher, als alle die andern, weil die Leidenschaft, die sie nachahmen, weder in ihnen noch in andern ist, und nur so viel zeigt, daß vor vier Jahrhunderten ein Mann lebte, der nicht weniger ein außerordentlicher Liebhaber als Poet war.

Wenn man nachher gerne sehn will, wie die Fehler eines Autors zu Tugenden erhoben werden, so darf man nur einen Blick auf die Daciers, die Bossus, die Mazzoni, und die andern unzählbaren kritischen Alchimisten werfen, welche in der Poesie den Stein gefunden haben, mit dem sie Eisen in Gold verwandeln; nur Schade, daß man dieser so wie der andern ihren Betrug über kurz oder lang entdecket.

Was die Fehler betrifft, die aus den Sitten und Gebräuchen der Nation in den Poeten übergehn, so kann jeder sie leicht gewahr werden. Der Charakter der Götter und Helden des Homer, die, so zu sagen, noch rohen Leidenschaften der tragischen Dichter der Griechen, die romanischen Abentheuer und die Zaubereyen des Ariost, das Leere, die weitschweifigen Ausdrücke der italienischen Reimer, die schwülstigen Ausschweifungen der Spanier, die langweilige Galanterie und die übertriebne Feinheit der Franzosen, die Unregelmäßigkeit und die Mörderey des englischen Theaters, dieß sind alles Dinge,

deren

deren Grund in der Religion, dem politischen und moralischen System der verschiednen Völker liegt.

Ein Nationalgeschmack, in andre Länder versetzt, ist noch niemals glücklich gewesen. Man kann den Italienern den Ruhm nicht absprechen, daß sie die Künste und Wissenschaften wieder erweckt haben. Sie gaben dem alten Griechenlande ein neues Leben, welches sie vollkommen kannten, aber sie kannten ihr eignes Vaterland nicht genug. Wären ihre tragischen Dichter des sechzehnten Jahrhunderts nach Athen versetzt worden, so würde Griechenland nicht geglaubt haben, daß es seine Sophokles und seine Euripides verlohren hätte; aber Sophokles und Euripides, nach Italien versetzt, fanden da keine Athenienser. Gleichsam als wenn eine Nation der andern ihre Thorheiten zu beneiden, und nicht jede genug an den ihrigen hätte, wollten die komischen Dichter der Italiener ihren Landsleuten die Fehler der Griechen und Römer mittheilen, und eine Begebenheit, als zu ihren Zeiten geschehen, vorstellen, die aus weit ältern Jahrhunderten war. Italien fehlte noch die enthusiastische Poesie, deren Endzweck die Bewunderung ist. Das Vorurtheil hatte den Wahn ausgebreitet, das Genie der Sprache nähme diesen Styl nicht an. Chiabrera zeigte das Gegentheil, und Italien bekam in ihm seinen Pindarus. Man hat ihm ohne Zweifel eine sehr große Verbindlichkeit; aber sie würde noch größer seyn, wenn er lieber diese Art Poesie hätte schaffen, (und er war der Mann dazu) als sie erneuern wollen; wenn er nicht so ganz in die Nach-

Nachahmung seines Original sich versenkt, wenn er seine Werke nicht mit so viel Fabeln angefüllt hätte, die mit der Religion, dem Interesse des Volkes keine Verbindung haben, die bey ihm keinen Glauben finden, und folglich den größten Theil ihrer bezaubernden Kraft verlieren; wenn er sparsamer mit gemeinen Moralen, mit allgemeinen Sentenzen, mit weitschweifigen Lobsprüchen gewesen wäre. Ronsard, mit weit weniger poetischem Genie, that zuerst in Frankreich, was Chiabrera in Italien that. Er blendete einige Zeit; aber da der Geschmack vollkommner wurde, schien seine Poesie so barbarisch und seltsam, als sie anfangs wunderbar geschienen hatte. Desportes, und andre französische Dichter der Liebe trugen kein Bedenken, mit den Italienern um die Wette den Petrarca zu plündern; aber die pathetische und feine Zärtlichkeit dieses Dichters, mit der Art Witz vermengt, die beständig der herrschende Geschmack der Franzosen gewesen, machte ein sehr seltsames Ganzes. In unsern Zeiten, da Europa, wie in philosophischen Sachen schon gänzlich, so in den schönen Wissenschaften großentheils, das Joch der sklavischen Anbetung der Alten abgeworfen hat, streiten drey Nationen um den poetischen Sieg, die Italiener, die Franzosen, und die Engländer. Einige wenige erhabne Genies ausgenommen, welche, den Geschmack ihrer Nation zu reinigen, sich besonders an die allgemeinen Schönheiten der Natur gehalten haben, die das Recht haben, allen Nationen zu gefallen, und überall erkannt und hochgeschätzt werden, welche Verachtung haben nicht wechsels-

weis

weise die einen für die andern? Den Franzosen scheint die englische Poesie gigantesk, unregelmäßig und verwegen, die italienische mager, reich an Worten, und leer von Gedanken. Die Engländer sehen von ihrer Seite die Franzosen für Petits Maitres, in der Poesie so wohl, als in den Manieren, an; und die Italiener glauben, daß die einen und die andern, obschon auf verschiednen Wegen, gleich weit von der Bahn der Natur entfernt sind, die sie allein, nach den Griechen und Römern, betreten haben.

Der größte Theil dieser Fehler ist verstärkt, und auf lange Zeit unheilbar gemacht worden, durch die Regeln der Kunst, die ein sehr ehrwürdiger Philosoph, der aber deswegen weder die Natur noch die Vernunft war, mit zu viel Eile gebildet, und in einer systematischen Methode mit einem entscheidenden Tone vorgetragen. Diese waren die Ursache der Sklaverey poetischer Genies, sie verschlossen den Zugang zu jeder neuen Beobachtung und Erfindung, daher kamen die ausschließenden Ansprüche auf den guten Geschmack, daher die ungerechten Aussprüche über das Verdienst der Dichter, die eitlen gelehrten Cabalen, die bisweilen grausame Verfolgungen wirkten, daher ganze Bibliotheken, um eine Stelle von zwo sehr gleichgültigen Zeilen zu entziffern, die gleich lächerlichen Commentaren, Kritiken und Schutzschriften, voll gelehrter Einfalt, und subtiler Kleinigkeiten, welche die gesunde Vernunft in einem Meer von Dinte ersäuften, und so viele Pedanten zu großen Männern machten. Ob außer-

dem die Regeln zureichen, einen Poeten zu machen, kann uns das Beyspiel des Herrn Aubignac zeigen, der nach einem gelehrten Werke über die Kunst, Tragödien zu machen, selbst eine ziemlich frostige machte. Da er zu ihrer Vertheidigung anführte, daß sie nach den Regeln des Aristoteles gemacht wäre, sagte der Prinz von Conti mit Vernunft und Lebhaftigkeit, ich muß nothwendig den Herrn Aubignac rühmen, daß er dem Aristoteles gehorcht hat, aber ich will es niemals dem Aristoteles verzeihen, daß er den guten Herrn Aubignac eine so elende Tragödie hat machen heissen. Aber wie viel Aubignacs hat nicht Italien gehabt! Welcher Vergleich zwischen den Regeln des Gravina, und seinen Tragödien! Jene sind von einem Philosophen, diese von einem Juristen.

So vielem Nachtheil würde gänzlich, oder großentheils vorgebeugt worden seyn, wenn bey der ersten Entwicklung der poetischen Nachahmung ein ausgebreiteter, durchdringender und feiner Geist es unternommen hätte, die wahren Quellen des Vergnügens, das sie hervorbringt, die Natur ihrer Gegenstände, den Zustand des Menschen, für sich betrachtet, und seinen Zustand in verschiednen Gesellschaften, zu erforschen. Er würde bey dieser Untersuchung deutlich gesehn haben, daß die Natur unerschöpflich ist, daß die unendliche Verschiedenheit der Gegenstände, aus verschiednen Gesichtspunkten betrachtet, verschiedne Eindrücke in den menschlichen Seelen macht, nach der unendlichen Verschiedenheit ihres innerlichen und äußerlichen Zustandes, und

daß,

daß, obgleich diese Eindrücke, die so verschieden bestimmt sind, wegen der äußersten Dürftigkeit der Sprachen, nur unter einem einzigen Namen begriffen werden, sie dem ungeachtet von einander innerlich unterschieden sind, wie alle Thiere von einander unterschieden sind, ob sie gleich unter einem einzigen Geschlechtsnamen begriffen werden; er würde gesehn haben, daß jede Leidenschaft ihre eigne Sprache, ihre eignen Farben hat, und daß sie allzeit gefallen wird, wenn sie lebhaft mit diesen Farben geschildert ist; daß das menschliche Herz ein Recht auf alle die verschiednen Ergötzungen hat, die aus der Nachahmung der verschiednen Leidenschaften entspringen können, und daß eine Art der Nachahmung die andre nicht ausschließen, noch von ihr die Farben entlehnen muß; daß folglich die Epopee und die Tragödie in die Gränzen gewisser bestimmter Subjekte einzuschränken, und, zum Exempel, zu behaupten, daß die verschiednen Arten der Liebe, wie sie durch einen Mißbrauch nur einerley Namen haben, so auch nur einerley Ausdruck und einerley Farben haben müssen, nichts anders ist, als wenn man sagte, ich habe ein schön gemaltes Pferd mit Vergnügen gesehn, folglich kann die Malerey entweder kein andres Thier schildern, als das Pferd, oder alle Thiere müssen so geschildert werden, wie dieses Pferd. Er würde eben so wohl gefunden haben, daß die Ergötzung der Nachahmung in zusammengesetzter Verhältniß der Schönheit der Nachahmung selbst, und der Schönheit der nachgeahmten Gegenstände besteht; daß die Dinge der Natur, oder die

den Menschen betreffen, niemals oder selten vollkommen sind, und daß folglich, zu Hervorbringung des größten möglichen Vergnügens, es nothwendig ist, zu wählen, oder zu verschönern; daß, da die Unvollkommenheit von zweyerley Art ist, deren eine in der Mittelmäßigkeit des Schönen, die andre in der Einmischung des Häßlichen besteht, man in diesen beyden Arten nicht weniger die Gegenstände, als die Charaktere, die Leidenschaften, die Handlungen vollkommen machen muß. Er würde endlich entdeckt haben, daß in den Dingen, die uns in der Nachahmung ergötzen, zwo Arten von Ergötzung sind, deren eine von der Natur, die andre von der Erziehung, der Gewohnheit, von Vorurtheilen kömmt. Die erste ist unbedingt, allgemein, unveränderlich, die andre wirkt nur in gewissen Verhältnissen bey einem gewissen Volke, und ist tausend Veränderungen unterworfen. Jene glänzt unausbleiblich, wie die Sonne, der ganzen Welt; diese schimmert, wie ein Meteor, kurze Zeit, in einem Lande, und verschwindet. Auf diese letztere gründet sich großentheils die Erdichtung und das Wunderbare. Jede Nation hat ihre von andern verschiedne Religion, Sitten und Meynungen, und folglich auch ein verschiednes Wunderbare, welches, in die Poesie eines andern Volks versetzt, ausschweifend und seltsam scheinen muß. Derjenige folglich, der nach dem Ruhme eines allgemeinen Dichters aller Völker und aller Jahrhunderte strebt, muß sich an die großen und allgemeinen Schönheiten der Natur halten, und sich der andern nur, wie einer Kleidung, bedie-

bedienen, die eine schöne Gestalt nicht verbirgt, sondern vielmehr zu ihrem Vortheile zeigt; er muß überdem die rohe Masse der Meynungen und Gebräuche des Volkes untersuchen, sie reinigen, unter ihnen diejenigen wählen, die am meisten mit der Vernunft, die allen Menschen gemein ist, übereinstimmen, und folglich allgemeiner gefallen können. Und da die allerseltsamsten Gebräuche nicht ganz ohne einen vernünftigen Grund sind, muß er diesen lebhaft fühlen lassen, und mit Geschicklichkeit das Abgeschmackte, das ihn begleitet, verbergen, und endlich die Vorurtheile selbst verschönern und veredeln, und sie so bestimmen, daß sie entweder sich in Tugenden verwandeln, oder, wenn sie mit der Zeit für das erkannt werden, was sie sind, diejenigen selbst, die sie mißbilligen, von der Schönheit der Poesie bezaubert und gerührt, den glücklichen Irrthum segnen, der ihnen ein so vernünftiges Vergnügen verschafft hat. Wenn auf diesem Wege die schönsten Genies der verschiednen Nationen, jeder nach seinem Geschmacke, dieser einen, jener einen andern Theil der Natur zur Nachahmung gewählt hätte, so würden sie bald eine unendlich verschiedne, aber allgemeine Poesie hervorgebracht haben, die mitten unter den unzählbaren Veränderungen der Religionen und der Regierungsformen immer ihren vollen Glanz erhalten hätte; ein vollständiger Cursus poetischer Erfahrungen würde die Wahrheit der ächten Grundsätze bestätigt, die Kritik geordnet, und den Künstlern und Liebhabern zu einem sichern Führer gedient haben.

Diese philosophische Entwicklung scheint einem großen Denker unsrer Zeit, dem Herrn Hume, unmöglich. Es ist offenbar, sagt er in seinem vortrefflichen Discurs über die Regel des Geschmacks, „daß keine von den Regeln, denen man in der Ausarbeitung folgt, a priori entdeckt werden konnte; „diese Regeln sind nicht von denen abstrakten Folgerungen, die der Verstand aus den ewigen und „unveränderlichen Verhältnissen der Ideen zieht; „ihr Grund ist kein andrer, als der, den alle praktische Wissenschaften haben, die Erfahrung; sie „sind nichts anders, als allgemeine Beobachtungen „über dasjenige, was zu allen Zeiten und in allen „Ländern gefallen hat.„ Mich däucht, man hätte von jedem andern eher eine solche Meynung erwarten sollen, als von einem Scribenten, der sich der Philosophie in Materien des Geschmacks so glücklich zu bedienen, und mitten unter so viel scheinbaren Widersprüchen standhafte Grundsätze festzusetzen gewußt. Wenn er unter Erfahrung die Beobachtungen verstünde, die man über die Natur und über die menschliche Seele gemacht hat, so ist es in der That offenbar, daß ohne diese keine Regeln der Kunst jemals existirt hätten; aber wenn er glaubt, wie es scheint, daß die Kunst, um sich zu entwickeln, nothwendig den Gebrauch und das Exempel der Scribenten erwarten muß, so gesteh ich frey, daß ich diese Nothwendigkeit nicht entdecken kann. Obgleich die Kunst der Poesie eine praktische Wissenschaft ist, so ist sie gleichwohl von andern sehr unterschieden. Die Heilungskunst, die Kunst der

Seefarth, die Kriegskunst, gründen sich großentheils auf zufällige Beobachtungen, die es unmöglich war, vorher zu muthmaßen. Aber so ist es nicht mit der Poesie; sie hat keine fremden Werkzeuge nöthig, sie hat ihren Grund in nichts Aeußerlichem, er ist ganz in der menschlichen Seele, aus der sie stammt; die Leidenschaften erwecken sie, die Einbildungskraft bekleidet sie. Wer seine Seele und sein Herz recht erforscht, wird alle die Regeln der Poesie in sich selbst geschrieben finden, und wird sehn, daß sie, ohne fremde Hülfe, ganz gebildet und vollkommen, wie Minerva aus dem Haupte des Jupiters, hervortreten kann. Ueberdem bestreitet die Erfahrung selbst diese Meynung. Man wird gewiß nicht glauben, daß Homer die Ilias ohne Plan verfertigt habe. Ohne ihm die moralischen und politischen Absichten der Ausleger zuzuschreiben, kann man versichert seyn, daß in Homers Seele das Modell vor dem Gebäude da gewesen, wie der Kanon des Poliklet vor seinen Statuen. Er hat ohne Zweifel von der Maschine und den Theilen seines Gedichtes Rechenschaft geben, und sie aus gewissen Gründen herleiten können. Er hatte also die Regeln der Kunst gefunden, eh er sie ausübte. Aber wo hat er sie gefunden? Nicht in den Exempeln andrer Dichter, weil vor ihm keiner war, welcher der Meister eines solchen Schülers hätte seyn können; und war einer, so müssen wir bey diesem die Frage thun, wo hat er die Regeln gefunden? In der Beobachtung der Natur, in der mehr oder weniger richtigen Erforschung der ewigen und unver-

änderlichen Verhältnisse zwischen den Gegenstän-
den und dem Menschen. Wäre Homer so sehr Phi-
losoph als Dichter gewesen, so ist es offenbar, daß
er das vollkommene System der Kunst hätte finden
können, da er in jedem Falle immer ein System ge-
funden hat. Wie also der Instinkt die Poesie her-
vorgebracht hat, so konnte und mußte die Kunst von
dem philosophischen Geist hervorgebracht werden;
und der geschwindern oder langsamern Entwicke-
lung dieses Geistes muß man den Fortgang und
den Verfall, die Rauhigkeit und die Feinheit, die
Verfinsterung und Wiederherstellung dieser Kunst
zuschreiben.

Diesem zu Folge war es unsern Zeiten vorbe-
halten, in denen dieser Geist, durch den nahen Um-
gang mit verschiednen Völkern und durch die Cultur
der Sitten verfeinert, seinen beseelenden Hauch
durch den ganzen Körper aller Gelehrsamkeit ath-
met, eine für das Herz so interessante Kunst von
den Vorurtheilen befreyt, gereinigt, und auf ihre
wahren, allgemeinen und fruchtbaren Grundsätze
befestigt zu sehn. Hier, däucht mir, wird es nicht
weniger nützlich als angenehm seyn, den Ursprung
und den Fortgang der Kunst wieder zu übersehen,
und den Charakter der vornehmsten Lehrer derselben
zu bemerken. Plato ist der erste, der von der Poe-
sie gesprochen hat, aber weitschweifig und zweydeu-
tig. Am deutlichsten erklärt er sich in seiner Repu-
blik, wo er die poetische Nachahmung mit Gründen
verkleinert, die seiner Philosophie nicht viel Ehre
machen. Er kannte die Unschicklichkeiten der Göt-

ter

ker und der Helden des Homer; aber indem er sie von der theologischen und moralischen Seite verwirft, billigt er sie als poetische Geschöpfe, und zeigt dadurch, daß er keinen richtigen Begriff von der wahren poetischen Nachahmung hatte; und thut nachher nicht weniger der Philosophie, als der Poesie, Unrecht, da er die Epopee und die Tragödie aus seiner Republik verbannt, diese Dichtungsarten die durch ein wohlgeordnetes Spiel der Leidenschaften die wirksamsten Triebfedern der Tugend seyn können. Aber man kann ihn entschuldigen. Die Odyssee war nicht der Telemach, und der Oedipus nicht die Alzire.

Aristoteles gab ein System der Kunst, das aber, die Wahrheit zu sagen, sehr unvollkommen, dunkel und verwirrt ist. Die lyrische Poesie ist vernachläßigt, von der Epopee kaum der Umriß gezeichnet; fast überall findet man Gebote statt Gründen. Seine Idee von der Tragödie ist unvollständig; seine Lehren über das Subjekt, den Protagonisten, sind mehr aus seiner Phantasie als aus der Vernunft gezogen. Seine Reinigung der Affekten ist seltsam und wunderlich. Er ist ein Arzt, der nur eine oder zwo Krankheiten heilen will, und der sie vermittelst der Krankheit selbst heilen will. Sein Ton ist entscheidend, die Methode nur anscheinend. Er hat, in der That, richtige, feine Beobachtungen, über die Einheit, die Vertheilung und Regelmäßigkeit der Fabel; aber im Ganzen ist sein Werk voll von grammatikalischen und scholastischen Kleinigkeiten, von weitschweifigen und verwirrten Be-

griffen, von nominalen und ausschließenden Erklärungen, von überflüßigen Distinktionen und Divisionen, und geschickter, das Genie zu fesseln und zu erkälten, als es zu leiten, den Verstand zu verwirren, als ihn aufzuklären, den Geschmack eigensinnig ekel zu machen, als ihn zu reinigen und zu erleuchten. Gravina bezeigt dem Aristoteles mehr Verehrung, als alle seine Lobredner; er glaubt nicht, daß die Poetik ein Werk dieses Philosophen ist, oder er hält sie höchstens für einen Haufen noch unbearbeiteter Materialien.

Horaz, ein schöner Geist, und ein Hofmann, berührt in seinem Briefe, der nach meiner Meynung eine Antwort auf die Fragen zween seiner edlen Schüler ist, die gemeinsten, aber deswegen nicht die unwichtigsten Regeln der Kunst, mit Lebhaftigkeit, mit gesunder Vernunft, und mit Richtigkeit. Aber da er sie nicht aus ihrer Quelle herleitet, nicht sie mit Gründen bestärkt, (eine Methode, die sich besser in einen Traktat, als in einen Brief schickt) so sind seine Lehren wohl zureichend, das Urtheil und das Gefühl eines Weltmannes zu leiten, aber nicht, einen philosophischen Kenner zu bilden, der den ganzen Umfang der Materie in seinem ganzen Lichte sehen muß.

Die Wiederherstellung der Wissenschaften in Italien ist dem Fortgange der Kunst nicht sehr günstig gewesen. Versichert, daß Aristoteles schon genug gedacht hätte, wollten seine Ausleger sich die Mühe nicht nehmen, selbst zu denken, und ihre Fähigkeiten erhielten sie bey dieser Gesinnung; sie erlaub-

laubten auch nicht andern, zu denken, die Auslege-
kunst diente statt der Philosophie, die Regel statt
des Genies. Da der Despotismus in Anarchie ent-
artet, so folgte auf diese Zeit des Aberglaubens eine
Zeit der Unbändigkeit und der Ausschweifung, die
noch schlimmer war, als die erste Sklaverey. Jeder
machte sich selbst seine Regeln, oder erkannte viel-
mehr gar keine mehr, und die übertriebne Strenge
der falschen Kunst wurde der rechtmäßigen Herr-
schaft der wahren Kunst nachtheilig.

Der erste, der ein philosophisches Licht über diese
Kunst verbreitet, ist Gravina, einer der erhabensten
Geister unter den Italienern. Er bemühte sich
nicht weniger, die Kunst von dem verderbten Ge-
schmacke seiner Zeit zu reinigen, als sie von der
Sklaverey der magern und willkührlichen Regeln zu
befreyen. Er veredelte und verschönerte die Poetik,
und machte sie aus einer pedantischen Kunst zu einer
Wissenschaft für Philosophen, indem er durch sein
Beyspiel zeigte, daß ein wahrer Kenner nicht weni-
ger Lob verdient, als ein vortrefflicher Dichter, und
daß ein richtiger Beurtheiler schwerer zu finden ist,
als ein mittelmäßiger Scribent. Sein Werk ist
voll scientifischer, heller und fruchtbarer Grundsätze,
und voll von denen zuversichtlichen und starken Zü-
gen, die selbst in Irrthümern einen erhabnen Geist,
von ungewöhnlicher Einsicht, bezeichnen. Ueberdem
ist es beständig von einer Hitze des Styls belebt,
welche zur Poesie begeistert, indem das Werk sie
lehret, so daß man, mit Erstaunen und Vergnügen,
den Autor, der in Versen mittelmäßig und prosaisch
schrieb,

schrieb, in Prosa zu einem edlen Poeten werden sieht. Aber wenn ich mich nicht irre, so hat dieses Werk an verschiednen Stellen mehr einen prangenden philosophischen Anstrich, als wahre Philosophie, mehr Enthusiasmus als Richtigkeit, mehr Heftigkeit als Ordnung. Statt des dialektischen Geschwätzes des Aristoteles braucht der Autor von Zeit zu Zeit ein metaphisisches Geschwätze; er zerstört einige Vorurtheile, aber er befestigt andre, und macht sie so viel schädlicher, als sie von ihm durch philosophische Gründe verstärkt, und mit poetischer Pracht verziert, eindringender und reizender werden. In seinen Urtheilen könnte man bisweilen weniger Parteylichkeit, und eine feinere Zergliederung wünschen. Seine majestätische Beredsamkeit, die aber etwas trüb ist, blendet und erhitzt mehr, als sie erleuchtet. Bey allen diesem macht seine Poetik Italien und der Kunst Ehre; und seine Irrthümer haben so viel Schein, sie gränzen so nah an die Wahrheit, daß der Leser, der sich von ihnen hinreissen läßt, nicht weniger Hochachtung, als derjenige Ruhm verdient, der sie widerlegt.

Mit einem mäßigern Vorrathe von Kenntnissen, aber mit viel gesunder Vernunft spürte Muratori die Quellen des poetischen Schönen auf, und entwickelte vortrefflich die ganze Arbeit der Einbildungskraft und des Verstandes in denen Theilen, wo der Poet sich ganz zeigen kann. Aber da er durch eine Wirkung seines Temperamentes sowohl, als seines Standes, die Leidenschaften mehr verstund, als aus Erfahrung kannte; da ihm überdem

das

das zärtliche und feine Gefühl fehlte, welches die kleinsten Verschiedenheiten bemerkt, und gleichsam die Blüte des Geschmacks kann genannt werden; so wußte er auch wenig von der Poesie der Empfindung, und, was noch mehr ist, verwechselte sehr oft die Sprache der Leidenschaft mit der Sprache des Verstandes und der Einbildungskraft, welche nur über die Leidenschaft nachdenken und arbeiten, aber nicht sie ausdrücken. Er liebte die Schönheiten des Styls; aber mehr diejenigen, die an die Fehler gränzen, mehr die lebhaften als die schicklichen Farben, die prangende und unbescheidne Kunst, mehr als diejenige, die mit einer reizenden Bescheidenheit sich hinter der Natur zu verbergen und in sie zu verkleiden weiß; sein Werk scheint, in der That, oft mit dem üblen Geschmacke seiner Zeit zu capituliren.

Kurz vorher hatte Frankreich an Peter Corneille den Vater seiner Tragödie nicht weniger, als den Stifter der tragischen Kunst gehabt. Seine kritischen Untersuchungen über seine eignen dramatischen Werke verdienen das Ansehen der Commentare des Cäsars, und der militärischen Betrachtungen des Marschalls von Sachsen. Er ist ein Feldherr, der mit offenherziger Großmuth nicht weniger von seinen Niederlagen, als von seinen Siegen spricht, und mit den einen so gut unterrichtet, als mit den andern. Es wäre zu wünschen, daß alle große Künstler uns mit gleicher Aufrichtigkeit von ihren Werken hätten Rechenschaft geben wollen. Aus ihrer eignen Erfahrung hätten sie uns die geheimen Vortheile der Kunst, und die unerwarteten

Wen-

Wendungen lehren können, welche die feinsten Beobachter nur undeutlich muthmaßen, und von fern anzeigen können.

Das Beyspiel des Corneille ist in Italien zum Theil vom Abt Conti nachgeahmt worden, in dessen gelehrten Vorreden man sieht, wie sehr ihm eine tiefe Kenntniß des menschlichen Herzens, der Geschichte und der Politik genußt hat, um in seinen Tragödien die drey verschiednen Perioden und Charaktere des römischen Reiches, mit einer Würde, mit einer Simplicität des Styls vorzustellen, die sich weder über das Subjekt erhebt, noch unter ihm bleibt.

Aber wenn wir wieder nach Frankreich zurück sehen, so finden wir da, durch die anfangenden Streitigkeiten zwischen den Bewunderern und den Verächtern der Alten, alle Geister in Bewegung, die Gründe der Kunst zu erforschen. Der Streit zwischen Perrault und Boileau war nur ein Scharmüzel zwischen Vortruppen. Perrault, mit einer, zuweilen wenig feinen, gesunden Vernunft, verstund weder die Sprache, noch die Gebräuche der Griechen; er war ein Fremder, der ein Land beurtheilen wollte, eh er es kannte. Aber Boileau, von der andern Seite, glaubte, daß ein witziger Einfall, eine zuweilen ein wenig boshafte Bemerkung eines oft gleichgültigen Fehlers seines Widersachers, schon genug wäre, seiner Partey den Sieg zu erstreiten.

Die Partey des Perrault wurde nachher von weit tüchtigern Anführern unterstützt. Herr de la Motte wagte über die Poesie viele kühne Urtheile, und

und vertheidigte sie mit einer starken Vernunft. Er wußte die Logik, aber er wußte nicht, daß die Poesie ihre eigne Logik hat; er hatte viel Witz und Verstand, aber er war unempfindlich für alles andre, und schien nicht einzusehn, wie weit eine sinnreiche, ja die lebhafteste Prosa noch von der Poesie entfernt ist. Der wahre Homer, mit seinen angenehmen Fehlern, wird allzeit mehr gefallen, als des Herrn de la Motte verfeinerter Homer, mit seiner frostigen und gezwungnen Artigkeit.

Die kritische Abhandlung des Herrn Terrasson, über die Ilias, enthält die vollkommensten Regeln des epischen Gedichts; er zeigt vortrefflich die Fehler des Homers, aber sein großer Fehler ist es, daß er die Schönheiten nicht fühlt. Aus dieser Ursache vielleicht sagt Herr von Voltaire von seiner Kritik, ein wenig streng in der That, daß sie ohne Geschmack sey. Ueberhaupt kann man von den erklärten Tadlern des Homers sagen, daß sie zu viel messen und rechnen, und zu wenig fühlen. Die fanatischen Bewunderer hingegen glauben, daß sie mehr fühlen, als sie wirklich fühlen, und zeigen, daß sie weniger verstehn. Jene verfahren mit dem Homer immer, wie mit einem neuern Poeten, und einem Franzosen, sie machen einem Amerikaner seinen Proceß nach den europäischen Gesetzen. Diese mißbrauchen zu sehr die Entschuldigung, die seine Zeit und ihre Sitten ihm in der That geben; aber die Gesetze der Vernunft sind Gesetze aller Zeiten und aller Länder. Wer sie übertritt, kann vielleicht Ver-

zeihung

zeihung verdienen; aber wer Verzeihung verdient, ist der Verdammung schon nahe.

Eines der besten Bücher, die wir über diese Materien haben, ist das Werk des Abt dû Bos über die Poesie und die Malerey. Seine Beobachtungen sind eben so fein als vernünftig; sie zeigen ein fühlendes Herz, und einen denkenden Kopf. Keiner hat jemals besser gewußt, als er, welches die wesentlichen Eigenschaften eines Poeten sind, und ihm die Unsterblichkeit versichern, noch auf welche Gründe die Beurtheilung poetischer Sachen gestützt werden müsse. Er wagte, an das Gericht des Volkes, das von der Natur unterrichtet ist, von dem unrechtmäßigen Richterstuhle frostiger Kunstrichter zu appelliren. Diese, denen es an Empfindung fehlt, welche die Seele des Geschmacks sowohl als des Genies ist, können nicht anders urtheilen, als wie der blinde Philosoph, welcher entschied, daß die rothe Farbe dem Schall der Trompete ähnlich sey. Gleichwohl scheint es, daß Herr dû Bos, da er einen Fehler ausrotten will, bisweilen in den entgegengesetzten fällt, daß er bey den Scribenten gar zu leicht die Flecken unter den Schönheiten übersieht, und dadurch übermüthigen Köpfen Gelegenheit geben kann, sich dem Instinkt und der Phantasie zu überlassen. Poeten müssen in der That nicht, wie kleine Vögel, am Faden gehalten werden; sie mögen immer frey, wie der Falke, die Luft durchstreichen, aber sie müssen nur bey dem ersten Winke auf die Hand zurückkehren.

Des

Des Herrn Fontenelle Betrachtungen über die Poesie sind von diesem Fehler frey, sie sind methodischer, und eben so vortrefflich. Man merkt in ihnen den philosophischen Geist, den man sich hüten muß, mit dem geometrischen, wie viele thun, zu verwirren. Das Urtheil des Herrn Clement, welcher sagt, daß in Fontenellens Poetik kein Geschmack der Poesie ist, kann nicht anders als seltsam und ungerecht scheinen.

Des Herrn von Voltaire Versuch über die epische Dichtkunst ist des Dichters der Henriade würdig. Die richtige Vernunft in seinen Grundsätzen, die Unparteylichkeit und Feinheit in seinen Urtheilen, sind geschickt, einen Poeten aller Nationen zu bilden, wie er selbst es ist, wenn nämlich ein poetisches Genie sich findet, das dem seinigen gleich ist.

Das Werk des Herrn Batteux ist äußerst nützlich, den Geschmack der Anfänger zu bilden, und der Discurs, den er dem Werke vorgesetzt, kann die Erfahrnen aufklären. Aber in der Anwendung seiner Grundsätze, besonders auf die Tragödie, und das epische Gedicht, zeigt er sich ein wenig zu eingenommen für die gemeinen Meynungen.

Viele Grundsätze des Geschmacks, viel philosophisches Licht, viele feine und richtige Beurtheilungen sind in des Herrn Pamiers Theorie der angenehmen Empfindungen verstreut, in den Discoursen und Vorreden des Abts Conti, in dem englischen Zuschauer, in des Herrn Pope Versuch über die Kritik, und seinen Anmerkungen und Abhandlungen über den Homer, in dem Discours des Ritters Tem-

ple über die Poesie, in dem Buche des Herrn Helvetius, und in der Abhandlung des Herrn Hume über die Regel des Geschmacks, die ein wahrer Leitfaden durch dieses verwickelte Labyrinth ist, in welchem, beym ersten Anblicke, sich der Ausgang unmöglich zu finden scheinet.

Durch die Bemühungen dieser berühmten Männer scheint die Poetik, in unsern Zeiten, den höchsten Grad ihrer Vollkommenheit erreicht zu haben. Diesem ungeachtet däucht mir, daß noch, besonders in Italien, ein mehr methodisches, allgemeineres Werk, von einem weitern Umfange, fehle, in welchem, unabhängig von allen Exempeln, von aller Authorität, und allem eingeführten Gebrauche, die ersten Spuren der Poesie in der Seele und in dem Herzen des Menschen aufgesucht, Schritt vor Schritt, unter Anleitung der Vernunft, die man nie aus den Augen verlieren dürfte, verfolgt, und die Regeln aus ihrer ersten Quelle hergeleitet werden müßten, indem man dabey die wesentlichen, in der Natur liegenden, von denen unterschiede, die erst ein feineres Nachdenken und die Schicklichkeit hervorgebracht. Diese Regeln müßten in eben der Ordnung vorgetragen werden, in der sie entdeckt worden sind, ohne die Seele des Lesers durch Definitionen einzuschränken, oder zu unsern Meynungen vorzubereiten, da Definitionen, ohne vorhergehende Beobachtungen, weder richtig gemacht, noch verstanden werden können. Ein solches Werk müßte die allgemeinen Schönheiten der Natur nach ihrem innerlichen Werthe schätzen, und von den örtlichen und besondern un-

terschei-

terscheiden lehren; es müßte endlich einmal die lächerlichen Vorurtheile für Alte und Neuere, für Fremde und Einheimische, verbannen, die Religion, die Gesetze, die Sitten aller bekannten Völker untersuchen, und den Einfluß, den sie nothwendig auf die Poesie haben müssen, die Vorurtheile, und die Vortheile, die daher entspringen, und den vernünftigen Gebrauch, der davon gemacht werden kann, anzeigen. Und diesen Gebrauch der verschiednen Sitten, nicht die Sitten selbst, müßte eine vernünftige Kritik der vornehmsten Poeten treffen, eine Kritik, welche das Genie leiten, und den Geschmack so bilden könnte, daß mitten unter dem Kampfe so viel verschiedner Meynungen und Sitten, und in der weiten Entfernung der Länder und der Zeiten, die vollkommne Poesie durchgehends erkannt und empfunden würde, und dasjenige, was sie Fremdes hat, nicht uns abscheuchte, sondern vielmehr diente, ihr in unsern Augen den Reiz der Neuheit zu geben, sie lehrreicher und ergötzender zu machen. Vermittelst einer solchen Methode würde man über die wahren Regeln ein Licht streuen, das dem Zweifel, der Zweydeutigkeit einer ungewissen Kunst keinen Raum mehr ließe, die sich auf weitschweifige und erbettelte Grundsätze stützt; man würde eine Wissenschaft daraus machen, die der Demonstration fähig wäre; man würde sich gleich weit von der Ausschweifung entfernen, die alle Regeln verwirft, und von der, die mit dem Zirkel in der Hand poetische Schönheiten messen will; von der, die alles durch fremde Sitten zu rechtfertigen glaubt, und von der,

die von allem nach den Sitten unsrer Nation urtheilt; man würde tausend willkührliche Regeln verwerfen, und tausend eitlen Streitigkeiten vorbeugen; man würde die lächerlichen ausschließenden Ansprüche, und den eklen Geschmack verbannen, und dadurch tausend ungerechte Urtheile verhindern; man würde endlich jedem Dichter den verdienten Grad des Ruhms sichern, dessen ihn das Vorurtheil gemeiniglich bey seinem Leben beraubt, und den wenige, selbst nach ihrem Tode, in gerechtem Maaße erhalten.

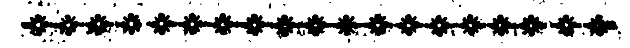
Unter solchen Aussichten habe ich mir den Plan eines Werkes entworfen, von welchem ich mich itzt begnüge, der Welt den bloßen Umriß vorzulegen. Das Werk sollte in zwey Bücher, und das erste Buch in zween Theile getheilt werden. Im ersten würde man von dem Fall anfangen, da noch keine Poesie, keine Poetik existirt, und würde sich bemühen, die Spur zu erforschen, auf welcher ein aufgeklärter denkender Kopf, (von welcher Nation ist gleichgültig,) die Möglichkeit einer solchen Kunst hätte gewahr werden, und wie er auf demselben Wege sie zur Vollkommenheit hätte bringen können. Jeder würde die Poesie sich, so zu sagen, in den Händen entstehn und wachsen sehn, und sich von der Wahrheit der Grundsätze durch das Zeugniß seiner eignen Empfindung versichern können. Im zweyten Theile würde man, unabhängig von allem was wirklich geschehen, bloß vermittelst der Vernunft erforschen, welche Bestimmungen die Poesie von den verschiednen Religionen, den verschiednen

mora-

moralischen und politischen Systemen verschiedner Völker bekommen muß. Das zweyte Buch würde die Geschichte der Poesie aller Nationen, und eine unparteyische Zergliederung der Werke der berühmtesten Dichter enthalten, die zum Exempel und Beweis desjenigen dienen würde, was im vorhergehenden Buche blos durch Schlüsse entdeckt worden wäre. Den Vorsatz, eine philosophische Geschichte der Poesie zu entwerfen, hatte schon der Abt Conti gefaßt, welcher in der Vorrede zu seinen Werken einen prächtigen Prospekt dieser Geschichte eröffnet, der seiner ausgebreiteten Litteratur, und seinem systematischen Geiste gleich ist. Auch noch itzt würde unter uns die gelehrte Feder des vortrefflichen Herrn Sebastian Molino fähig seyn, diese weite Laufbahn zu durchlaufen. In einem Manuscripte, das er vor vielen Jahren entworfen, und sehr würdig ist, der Welt bekannt zu werden, handelt er von dem Ursprung der Poesie, mit Erhabenheit in den Grundsätzen, in einer edlen Schreibart, und mit einer ungewöhnlichen Gelehrsamkeit. Man würde wünschen müssen, daß er wieder ganz zu diesen Studien zurückkehren möchte, wenn ihn nicht seine Würde bey wichtigern und heilsamern Gegenständen zurückhielte.

Was mich betrifft, so erkenne ich wohl, daß ein solches Unternehmen weit mehr Genie und Gelehrsamkeit erfodert, als ich besitze; doch ist es nicht unmöglich, daß ich mich nicht einmal noch zur Ausführung entschließe. Diesem ungeachtet soll es mir nicht verdrüßlich seyn, wenn ein andrer mir zuvorkömmt,

kömmt, und ich werde mich befriedigen, den Weg angezeigt zu haben, den ich für den besten und den sichersten halte.



II.

Reliques of ancient english Poetry, consisting of old Ballads, Songs and other Pieces of our earlier Poets, chiefly of the lyric Kind together with some few of later date. Vol. I. II. III. London printed for J. Dodsley 1765. 8vo. Ueberbleibsel von der alten englischen Poesie ꝛc.

Wir haben zwar in dem ersten Stücke dieser unsrer neuen Bibliothek schon eine kurze und vorläufige Nachricht von dieser merkwürdigen Sammlung gegeben, da wir aber hernachmals noch näher damit bekannt geworden sind, und gefunden haben, lectam placere bis lectam placituram, so wollen wir sie unsern Lesern nach ihrem Werthe und Innhalte gleichfalls bekannter zu machen suchen.

Der Herausgeber derselben, Herr Thomas Percy, hat es an nichts fehlen lassen, was ihr zur Empfehlung gereichen konnte, denn außer zweyen vor dem ersten und dritten Bande befindlichen sehr lehrreichen Vorreden, hat er am Ende eines jeden Bandes ein sehr brauchbares und nothwendiges Glossarium über die veralterten Wörter hinzugefügt, und jedem Stücke ungemein gründlich geschriebne

und

und bewiesene Nachrichten vordrucken lassen, aus welcher Bibliothek, Handschrift oder Sammlung sie genommen, und wie weit sie in der alten Geschichte gegründet oder daraus zu erklären sind. Er ist aber auch kein bloßer Antiquarius, dem alles gut ist was alt und verlegen ist; nein, er hat die Genauigkeit eines Kunstrichters und die Liebhaberey des Alterthums mit einem feinen Geschmacke in der Wahl der Stücke zu verbinden gewußt, so daß seine Sammlung dem Liebhaber alter Sprachen und Gebräuche, und den edlern Freunden der Dichtkunst gleich angenehm und willkommen seyn wird.

Hinter der Vorrede des ersten Bandes steht ein Versuch über die alten englischen Minstrels oder Meistersänger. Sie sind, wie unsre deutsche Meistersänger, die Nachfolger derer bey allen Völkern, celtischen Ursprunges, so bekannten und hochgeschätzten Barden: denn hörte man bey der Einführung des Christenthums gleich auf die Barden, und ihre Lieder für göttlich und heilig zu halten, so blieb dennoch ein ganzer Stand der Nation, der sich theils mit Verfertigung, theils mit Absingung verschiedner dem Geschmacke der Zeiten gemäßer Lieder auf eine anständige Art nähren konnte. Dieses waren die harpers, minstrels, jongleurs oder Meistersänger, die man in den mittlern Zeiten bey allen Völkern mit ihren Harfen, und aller Orten, vornehmlich an den Höfen und bey feyerlichen Gelegenheiten willkommen findet. Sie sungen und spielten für die Gebühr und die Kost, doch dies benahm ihrer Ehre und ihrer Kunst nichts.

O! how fall'n! how changed
From what we were before!

wird mancher hungriger Gelegenheitsdichter hiebey denken, dem seine Verse . . . . doch was gehen uns die unsrigen an. Die, von denen wir reden, hatten noch vieles von dem Ansehen der alten Barden beybehalten. Ihre Kunst war eine höfliche Kunst. Sie ward von Königen und Fürsten getrieben und geschätzet. Sie wurden aller Orten frey bewirthet, und selbst ihre Person war bey den Sachsen, Dänen und andern Völkern heilig. Alfred der Große (Sec. XI.) gieng als ein Meistersänger gekleidet fingens se joculatorem assumpta cithara - - - sub specie mimi - - - - vt joculatoriae professor artis, ins dänische Lager, um es auszukundschaften; und ward daselbst, ob man gleich an seiner Sprache merken konnte, daß er ein Sachse sey, aller Orten ohne Bedenken, ja selbst zur Tafel des Königes zugelassen. Sechzig Jahre nachher bediente sich der dänische König Anlaff derselben List gegen den englischen König Athelstan. In eben solcher Verkleidung zog ein König Estmer in einem alten Heldenliede dieser Sammlung, welches wir hernachmals mittheilen wollen, der Liebe und Abentheuern nach, und Froissard sagt Kap. 140. daß Herolde und Minstrels sicher in Feindes Landen reisen konnten. Vor der normannischen Eroberung (Sec. XI.) findet man übrigens nicht, daß das Wort Minstrel in England gebräuchlich gewesen. Unter König Richard II. (Sec. XIV.) haben sie eine besondre Zunft

aus-

ausgemacht: denn zu Tutbury in Staffordshire ward ein jährlich zu haltendes Meistersängergericht aufgerichtet, und ihnen das Recht ertheilet, sich alle Jahre einen König nebst vier Beamten zu erwählen. Die hieher gehörenden Urkunden finden sich in Plott's Geschichte von Staffordshire. Sie hatten eine sehr bunte und zierliche Kleidung, wodurch sie sich von allen übrigen Ständen unterschieden, und waren unter sich selbst von verschiednem Stande, Ansehen und Würde, denn einige hießen Squire minstrels, andre Yeomen minstrels, einige waren bey großen Herren oder angesehenen Familien als andre Ministeriales in Hofdiensten, andre zogen aufs Gerathewohl im Lande herum. Nach und nach aber verlohren sie ihr Ansehen, vielleicht weil sich der Geschmack der Großen änderte und sie sich desfalls zu geringern Leuten halten mußten, denn im neun und dreyßigsten Jahre der Königinn Elisabeth wurden sie durch ein besondres Statut zu liederlichen Gesindel und Landstreichern erkläret. Unsre deutschen Meistersänger scheinen sich ehrbarer betragen, oder vielmehr unsre Großen in Deutschland scheinen später einen Geschmack an den Lateinern und Griechen gefunden zu haben; denn nur die Spruchsprecher, eine Art von Gelegenheitsdichtern aus dem Stegreife, hat in Karl V. und Rudolph II. Policeyordnung ein ähnliches Schicksal betroffen, nicht aber die so Meistergesang singen.

Nach Elisabeths Zeiten findet man zwar keine Spur mehr von ihnen in England; der Geschmack an ihren Liedern hat aber nicht aufgehöret. Viele

derselben singt der gemeine Mann noch itzo; und ihre Nachahmer waren unter König Jakob I. so häufig, daß eine Balladensammlung über die andre unter dem Titel von Garlands zum Vorscheine kam. Diese enthalten nebst einigen alten umgeschmolzenen, und wie unser schönes Heldenbuch verdorbnen verschiedne neue in altem Geschmacke gemachte Heldenlieder, die zwar in der Sprache und Versifikation reiner sind, doch nicht immer die Schönheit und Stärke der alten erreichen. Dieses müssen wir noch hinzufügen, daß die mehresten englischen Meistersänger aus den nördlichen Provinzen waren, und daß sie in alten lateinischen Chroniken immer mimi, histriones und joculatores, niemals aber citharoedi oder cantatores genannt werden, daher sich vermuthen läßt, daß ihr Singen mit einer Gesticulation oder Vorstellung begleitet gewesen; unsre Bänkelsänger; wenigstens die man als die ausgeartetesten Nachkommen und Abkömmlinge der Meistersänger ansehen kann, pflegen die gemachten Abbildungen ihrer Mordgeschichte nicht zu vergessen.

Der vor dem dritten Bande befindliche Versuch über die gereimten Romanzen hängt mit dem vorigen so genau zusammen, daß wir auch diesen durchgehen wollen, ehe wir von der Sammlung selbst ein mehreres sagen. Die älteste Geschichte aller Völker ist gesungen worden. Zwischen Römern, Deutschen und Nord-Amerikanern ist hierinn kein Unterschied. Von den nordischen europäischen Nationen weis man zuverläßig, daß jeder König, jeder Feldherr, und fast jede edle Familie ihren Barden

hatte;

hatte, und daß deren Lieder durch die mündliche Ueberlieferung zum Theil beybehalten worden sind; man kann daher viele in dieser Sammlung stehende Lieder als sehr alte Denkmaale der sächsischen und englischen Geschichte ansehen. Zwar können sie, wie Oßians Fingal und Temora, auf die Zeiten der alten Brittannier keinen Anspruch machen; allein, verschiedne schreiben sich wahrscheinlich aus denen angelsächsischen und dänischen Zeiten her, und dienen wie die alten Sagen der Einwohner von Scandinavien, zu einem unumstößlichen Beweise, daß lange vor den Zeiten der Kreuzzüge und der Ritterschaft bey den ältern Völkern, celtischen Ursprunges, eben dieselbigen Irrthümer, Vorurtheile, und abergläubische Gewohnheiten und Meynungen geherrschet haben, die man hernachmals bey den förmlichen Rittern und Romanenschreibern in so überschwenglichem Grade antrifft; dieselbige Verachtung des Todes, dieselbige Neigung zum Kriege, zum Zweykampfe, zu Abentheuern, und zu der den Griechen und Römern so unbekannten Galanterie gegen das Frauenzimmer, eben derselbige Glaube an Riesen, Zwerge, Zauberer und Drachen 2c. Müssen wir also den Provenzaldichtern und Franzosen alleine die Erfindung der Ritterlieder, und der Romanen zu schreiben? Den Namen sind wir ihnen schuldig und weiter nichts: denn daß sie und ihre Nachfolger nach und nach mehr von der Wahrheit abgegangen, macht nach unserm Bedünken keinen Unterschied, weil der Beweis schwer, ja ohnmöglich fallen möchte, daß sie sich blos mit erdich-

teten Helden und Thaten, die ältern Barden und Minstrels aber mit der lautern Wahrheit beschäfftigt hätten. Auch thut dieses nichts zur Sache, daß nach den Zeiten der Kreuzzüge der Ritterstand ein förmlicher Orden, und häufiger ein Gegenstand der Dichter geworden sey; denn nicht alle Gedichte der Meistersänger sind der Ritterschaft und ihren Abentheuren gewidmet gewesen. Wir wollen aber diese unsre Vermuthung hier nicht weiter ausführen, um dagegen von der Geschichte der merkwürdigsten alten englischen Romane noch etwas erwähnen zu können. Als Wilhelm der Eroberer (Sec. XI.) die Schlacht bey Hastings liefern wollte, sangen seine Soldaten die Thaten des großen Roland. Von dem gehörnten Ritter (Hornechild. Child bedeutet einen jungen Rittersmann, oder Knapen, oder Infanten) vermuthlich Siegfried, findet sich in der harleianischen Bibliothek eine Handschrift in alten angelsächsischen Versen, die Herr Percy mit Recht für ein ursprünglich sächsisches Stück ansiehet, wie die Geschichte des Königs Arthur, des Ritter Guy und Bewis, nebst vielen andern, die in dieser Sammlung entweder eingerückt oder beschrieben sind, für ursprünglich englische. Was Roland für die Franzosen, und ihre Nachahmer die Spanier und Italiener war, ist Arthur für die Engländer. Seine Ritter findet man in hundert andern Liedern und Gedichten wieder, und immer mit einer sehr genauen Beybehaltung ihres Charakters. Sir Gawain ist immer höflich, artig und galant. Sir Kay grob und ge-

rade

rade zu. Lancellot loyal, sans peur & sans reproche, u. s. w. Des Herrn Herausgebers Wunsch ist zwar, daß die vielen in den englischen Bibliotheken herumsteckenden größern und auch prosaischen Romane, deren er sehr viele namhaft macht, bekännter gemacht werden möchten; er hat sich jedoch nur auf die kleinern Balladen und Lieder eingeschränkt. Von diesen kann man nun größtentheils sagen, daß die edlern Adern des Ariost und Tasso aller Orten durch den Wust der barbarischen Zeiten durchschimmern. Wem diese schätzbar sind, wen die rauhe ungekünstelte Majestät und Einfalt der Natur und des Genies reizet, oder wer mit forschendem Auge der Wahrheit und den Sitten in allen Jahrhunderten nachspüret, und aus einer vernünftigen Billigkeit keines, und also auch die Ritterzeiten nicht verachtet, weil sie in den lateinischen Schulen, und eben oftmals darum barbarisch gescholten werden, weil man sie so wenig als die neuere Welt, in der wir leben, kennet; dem kann diese Sammlung nicht anders als höchstschätzbar seyn. Den historischen Nutzen solcher Lieder und der Romanen überhaupt schildert Selden meisterlich, wenn er sagt: „An leicht in die Luft geworfner Spreu sieht man besser woher der Wind gehe, als an einem schweren „Steine: und die Beschaffenheit, die Sitten und Den„kungsart der Zeiten lassen sich aus nichts besser „lernen, als aus Gassenliedern, Pasquillen, u. d. g.

Um unser Urtheil über den poetischen Werth der mehresten in dieser Sammlung befindlichen Stücke zu rechtfertigen, erinnern wir unsre Leser an Addi-

sons Lobsprüche der Chevy-Chace, welche in dem englischen Zuschauer stehet, und versichern sie, daß sie mehrere gleich alte und schöne Stücke darinn antreffen werden. Chaucer, Shakespear, und alle die seinen Fußtapfen gefolgt sind, haben es gewußt, und auf diese Lieder, die vor Zeiten der Zeitvertreib und die Lust der größten Männer waren, theils hundert Anspielungen gemacht, theils auch sich mit vielen daraus erborgten Federn geschmücket, oder durch ihre Schönheit zu einem ähnlich schönen Enthusiasmus hinreissen lassen. Der Herausgeber hat daher oft Gelegenheit, den armen Shakespear aus diesen Balladen gegen die oft unbarmherzigen Kritiken des Theobald und Pope zu rechtfertigen und zu erklären, wie er denn in dem ersten Bande eine ganze Reihe Balladen that illustrate Shakespear hat abdrucken lassen, die er mit einer lehrreichen Abhandlung über das englische Theater begleitet hat. Von letzterer wünschten wir, daß sie allen unsern Kunstrichtern, besonders den jüngern bekannt seyn möchte. Sie würden daraus lernen, daß die französischen Regeln des Schauspiels nicht die einzigen sind; daß die Mysteries, Moralities, Masks, Histories, Comedies and Tragedy's ihre eignen Regeln haben, und daß es eben so ungerecht seyn würde, Shakespearn, der oft nur eine dramatische Historie hat schreiben wollen, nach denen ihm unbekannten neuen französischen Regeln der Tragödie zu beurtheilen, als wenn man die Geschichtschreiber Tacitus, Livius und Hume darum tadeln wollte, weil sie in ihrer Erzählung nicht so einfach und ge-

schmückt

schmückt sind, als es die neuern Romanenschreiber seyn sollen.

> In search of Wit they lose their common sense,
> And then turn Critics in their own defence.
> Each burns alike, who can or cannot write,
> Or with a Rival's or an Eunuchs spite.

Ausser der ebenerwähnten Chevy-Chace, davon eine sehr alte und eine neuere Abschrift abgedruckt worden, sind Sir Caulme, King Estmer, Child of Elle, Lancellot, die geduldige Gräfinn, der Abschied an die Liebe, Alcanzor und Zayda im ersten Bande, der andern nicht zu erwähnen, ungemein schöne Stücke. Im zweyten sind ein Pasquill auf den Kaiser Richard, spätestens zu König Richards des Zweyten Zeiten gemacht, ein Siegeslied auf die Schlacht bey Azincourt, Rosamunde, die Bettlers Tochter, verschiedne von der Königinn Elisabeth, von Jakob und Karl dem Ersten und Jane Shore sehr merkwürdig. Im dritten sind es the mariage of Sir Gawain, Glasgerion, the boy and the mantle, Child Waters, the lady turned a serving man und George Barnwel eben so sehr. Damit man nicht nöthig habe, es uns blos auf unser Wort zu glauben, so wollen wir einige Proben davon einrücken.

I. King

I. King Estmere, Vol. I. p. 56. &c.

Hearken to me, gentlemen,
Come and you shall heare;
Ile tell you of two of the boldest brethern,
That ever born y-were.

The tone of them was Adler yonge
The tother was King Estmere;
The were as bolde men in their deedes,
As any were farr and neare.

As they were drinking ale and wine,
Within Kyng Estmeres hall:
Whan will ye marry a wyfe, brother,
A wyfe to gladd us all?

Estmers Antwort ist, er wüßte keine die sich zu seinem Stande schickte; Adler erwiedert:

Kyng Adland hath a daughter, brother,
Men call her bright and sheene;
If I were Kyng here in your stead
That ladye sholde be queene.

Um durch den Unterhändler nicht hintergangen zu werden, entschließen sie sich selbst hin zu reuten:

Thus the renisht them to ryde
Of twoe good renisht steedes,
And when they came to Kyng Adlands halle,
Of red gold shone their weedes.

And

And when they came to Kyng Adlands halle
Before the goodlye yate,
Ther they found good Kyng Adland,
Rearing himselfe theratt.

Ohngefähr so wie beym Homer ein fremder König an der Thüre des Ulysses wartend und sich anlehnend, Odyss. I. v. 105. vorgestellet wird. Sie bringen ihr Gewerbe an; erfahren aber, daß die Prinzeßinn den Tag vorher dem Könige Bremor aus Spanien eine abschlägige Antwort gegeben habe, und man befürchte, es würde ihnen nicht besser gehen. Bremor

is a foule paynim (Heyde, Ungläubiger)
And pleeveth on Mahound (Mahomed)

und hatte gedrohet, er wolle dem König Adland durch Feuer und Schwerd seine Tochter abzwingen: Adland ist also nicht damit zufrieden, daß seine Tochter gegen Estmern einige Neigung empfindet. Sie antwortet aber:

Your castles and your towres, father,
Are strongly built aboute;
And therefore of that foule paynim
We neede not stande in doubte.

Plyght me your troth, nowe Kyng Estmere,
By heaven and your righte hand,
That you will marrye me to your wyfe,
And make me queene of your land.

Es geschieht.' Er reiset sogleich ab, um seine Vasallen gegen den König von Spanien und zu Adlands Schutze aufzubieten. Kaum aber hat er den Rücken gewandt, so ist letzterer schon da with many a grimme baròne. Es muß also Estmern ein Page nachreuten, damit er so gleich zurück komme

and fighte
Or goe home and lose his ladye.

Sein Bruder hat einen Einfall. Er sagt:

My mother was a westerne woman,
And learned in gramarye (Grammatik oder Zauberey.)
And when I learned at the schole,
Something shee taught it me.

There groweth an herbe within this fielde
And if it were but knowne,
His colour, which is whyte and redd,
Itt will make blake and browne.

His colour, which is browne and blacke,
It will make redd and whyte,
That sword is not in all Englande,
Upon his coate will byte.

An you shall be a harper, brother,
Out of the north countree;
And Ile be your boye, so faine of fighte,
To tear your harpe by your Knee.

And

And you shall be the best harper,
That ever took harpe in hand;
And I will be the best singer,
That ever sung in this land.

It shall be written in our forheads
All and in Gramaryè,
That we towe are the boldest men,
That are in all Christentyè.

So kommen sie unerkannt an Adlands Schloß. Den Pförtner bestechen sie. Er erkennet sie, und lässet sie auf den innern Schloßhof reuten, wo sie den König Bremor antreffen. Estmer reutet ihn dichte auf dem Leib.

Kyng Estmere he light of his steede
Up att the fayre hall board;
The frothe, that came from his brydle bitte,
Light on Kyng Bremors beard.

Sayes, stable thou steede, thou proud harper,
Goe stable him in the stalle;
Itt doth not beseeme a proud harper,
To stable him in a Kyngs halle.

My ladd he is so lither he sayd,
He will do nought that's meete;
And aye that I cold but find the man
Were able him to beate.

Bremor verspricht, den Mann herbeyzuschaffen. Esmer antwortet:

O lett that man come downe, he sayd,
A sight him wolde I see;
And whan hee hath beaten well my ladd,
Then he shall beate of mee.

Er kommt, der herbeygerufne Held; aber es vergeht ihm der Muth.

He sayes, Itt is written in his forhead
All and in gramarye,
That for all the gold that is under heaven
I dare not neigh hym nye.

Kyng Estmere then pulled forth his harpe
And played theron so sweete:
Upstarte the ladye from the Kynge
As hee sate at the meete.

Nowe stay thy harpe, thou proud harper,
Now stay thy harpe I say;
For an thou playest as thou beginnest,
Thou'lt till my bride away.

He stroke upon his harpe agayne
And playd both fayre and free;
The ladye was so pleasde ther att,
She laught loud laughters three.

Nowe

Nowe fell me thy harpe, fayd the King of Spaine,
  They harpe and ftryngs each one,
And as many gold nobles thou fhalt have
  As there be ftryngs thereon.

Nowe fell me, Syr King, thy bryde foe gay,
  As fhee fitts laced in pall,
And as many gold nobles I will give
  As there be rings in the hall.

Hee played agayne both loud and fhrille
  And Adler he did fyng,
„O ladye, this is thy owne true love,
  „Noe harper but a Kyng.

„O ladye, this is thy owne true love,
  „As plainlye thou mayeft fee;
„And Ile ride thee of that foule paynim,
  „Who partes thy love and thee.

The ladye louked, the ladye blufhte,
  And blufhte and lookt agayne,
While Adler he hath drawne his brande,
  And hath Syr Bremor flayne.

Kyng Eftmere threwe the harpe afyde,
  And fwith he drew his brand;
And Eftmere he and Adler yonge
  Right ftiffe in ftour can ftand.

Wir empfehlen den Kennern der englischen Sprache, dieses sehr alte Stück nicht als ein Meisterstück der Poesie, sondern wegen der Einfalt der Sitten und des Ausdrucks. Schöner noch, aber etwas neuer ist die schöne Rosamunde.

II. Fair Rosamond. Vol. II. p. 133.

When as King Henry rulde this lande,
The second of that name,
Besides the queene, he dearly lovde
A fair and comely dame.

Most peerlesse was her beautye founde,
Her favour and her face;
And sweeter creature in this worlde
Could never Prince embrace.

Her

Als König Heinrich, dieses Namens
Der Zweyte noch dieß Land beherrscht,
Liebt er ein schön und lieblichs Mädchen
Noch ausser seiner Königinn.

Ihr Reiz fand nirgends ihres gleichen,
So wie ihr Wesen und Gesicht;
Kein Fürst auf dieser ganzen Erde
Umarmt ein süßeres Geschöpf.

Ihr

Her crisped lockes like threads of golde,
Appear'd to each mans sight;
Her sparkling eyes like Orient pearles,
Did cast a heavenlye light.

The blood within her crystal cheekes,
Did such a colour drive,
As though the lillye and the rose
For mastership did strive.

Yea, Rosamonde, fair Rosamonde
Her name was called so,
To whom our queene, dame Elinor,
Was known a deadlye foe.

Ihr kraußes Haar schien jedem Blicke
Den reinsten Fäden Goldes gleich:
Ihr glänzend Aug warf wie die Perlen
Aus Morgenland ein himmlisch Licht.

Das Blut trieb eine solche Farbe
Auf der crystallnen Wange vor,
Als ob die Lilie und Rose
In Wettstreit um den Vorzug war.

Ja Rose, schöne Rosamunde,
Ihr Name ward also genannt,
Der unsre Köngin Leonore
Bis auf den Tod gehäßig war.

The King therefore, for her defence,
Against the furious queene,
Ad Woodſtock builded ſuch a bower,
The like was never ſeen.

Moſt curiously that bower was built,
Of ſtone and timber ſtrong,
And hundered and fifty doors,
Did to this bower belong.

And they ſo cunningly contriv'd
With turnings round about
That none but with a clue of thread
Could enter in or out.

And

Zu Woodſtock baut alſo der König,
Sie wider der Gemahlinn Wuth
Zu ſchützen, eine Burg, dergleichen
Man noch niemals vorher geſehn.

Sie war ſo wunderbar gebauet,
Von Steinen und von Holze feſt,
Und dreymal funfzig Thüren giengen
In dieſe ungeheure Burg.

Mit ſo viel künſtlich ſchlauen Krümmen
War alles umher angebracht,
Daß nur durch einen Knaul von Fäden
Hier ein und aus zu gehen war.

Um

And for his love and ladyes sake
  That was so faire and brighte
The keeping of this bower he gave
  Unto a valiant knight.

But fortune, that doth often frowne
  Where shee before did smile,
The Kinges delighte and ladies joy
  Tull soon shee did beguile.

For why, the Kinges ungracious sonne,
  Whom he did high advance,
Against his father raised wares
  Within the realm of France.

Um seiner liebsten Lady wegen,
  Die so sehr schön und prächtig war,
Vertraut er einem tapfern Ritter
  Die Wache über diese Burg.

Allein das Glück, das oft ergrimmet,
  Wo es zuvor gelächelt hat,
Betrog mit aller seiner Tücke
  Des Königs Glück, der Schönen Lust.

Der undankbare Sohn des Königs,
  Den er zu großer Ehr erhob,
Erregte wider seinen Vater
  Krieg in dem Reiche Galliens.

But yet before our comelye King
The english land forsooke,
Of Rosamond his lady faire,
His farewell thus he tooke.

My Rosamonde, my only Rose,
That pleasest best mine eye:
The fairest flower in all the worlde
To feed my fantasye.

The flower of mine affected heart
Whose sweetness doth excelle:
My Royal Rose a thousand times
I bid thee now farewelle!

For

Doch eh noch unser süßer König
Sein Engelland verließ, nahm er
Von seiner schönen Rosemunde
Sein letztes Lebewohl also:

O Rosemunde, meine Rose,
Du meiner Augen höchste Lust,
Die schönste Blum in allen Landen,
Zu nähren meine Phantasey!

Du meines fühlbarn Herzens Blume,
Was gleichet dir an Süßigkeit,
Du meine königliche Rose
Leb wohl, zu tausendmalen wohl!

Dich

For I must leave my fairest flower,
My sweetest rose a space
And crosse the Seas to famous France
Proud rebelles to abase.

But yet my Rose, be sure thou shalt
My coming shortly see,
And in my heart, when hence I am,
Ile beare my Rose with mee,

When Rosamond, that ladye bright
Did heare the King saye soe,
The sorrow of her grieved heart
Her outward lokes did showe;

And

Dich, schönste Blume, süßste Rose,
Muß ich verlassen einge Zeit:
Nach Frankreich jene See durchkreuzen,
Des Aufruhrs Stolz zu bändigen.

Doch meine Rose, glaub in Kurzem
Sollst du mich wieder bey dir sehn:
Bin ich gleich fort, in meinem Herzen
Nehm ich doch meine Rose mit.

Als Rosamunde, diese Schöne
Des Königs Worte kaum gehört,
Erklärten ihre äußern Blicke
Den Kummer, der ihr Herz durchdrang.

Aus

And from her clear and criſtall eyes
The tears guſht out a pace,
When like the ſilver-pearled dew
Ran downe her comely face.

Her lipps, erſt like the corall redde,
Did waxe both wan and pale,
And for the ſorrow ſhe conceivde,
Her vital ſpirits faile;

And falling down all in a ſwoone
Before King Henryes face,
Full oft he in his princely armes,
Her body did embrace.

And

Aus ihren hell crystallnen Augen
Stieg Thräne über Thräne vor,
Und lief gleich silberperlen Thaue
Ihr durch das glänzende Gesicht.

Die Lippen, roth erst wie Korallen
Entfärbten sich und wurden bleich:
Und ihre Lebensgeister flohen
Vor Jammer, der sie überfiel.

Und sank in eine Ohnmacht nieder
Vor König Heinrichs Angesicht;
Er schlang in seinen Helden Waffen,
Die Arme brünstig um sie her;

Und

And twentye times, with watery eyes,
He kist her tender cheeke,
Until he had revivede again
Her senses mild and meeke.

Why grieves my Rose, my sweetest Rose?
The King did often saye,
Because quoth shee, to bloodye warres
My Lord must part awaye.

But since your grace on forrayne coastes,
Among your foes unkinde,
Must goe to hazard life and limbe,
Why should I stay behind?

Nay

Und küßte wasservoll die Augen
Die zarte Wang ihr zwanzigmal,
Bis ihre sanft und weichen Sinnen
Zum Leben er aufs neu erweckt.

Was trauert meine süße Rose,
Du meine Rose, sagt er oft?
Dieweil, versetzt sie, mein Geliebter
Zu blutgen Kriegen reisen muß.

Doch da mein Herr auf fremden Küsten
Dort unter wilden Feinden muß
Sein Leben, seine Glieder wagen,
Warum denn blieb ich hier zurück?

Nein

Nay rather, let me like a page
Your sword and target beare;
That on my breast the blowes may lighte,
Which would offend you there.

O lett me in your royal tent,
Prepare your bed at nighte,
And with sweete bathes refresh your grace,
At your returne from fighte.

So I your presence may enjoy
No toil I will refuse;
But wanting you my life is death;
Nay death I'll rather chuse!

Content

Nein, gieb, gleich einem Edelknaben
Dein Schwerd und deine Tartsche mir,
Daß meine Brust die Streiche fange,
Dich zu verwunden abgeschickt.

Des Nachts laß mich dein Bett bereiten
In deinem königlichen Zelt
Und dich mit süßen Bädern letzen,
Wenn du aus dem Gefechte kömmst.

So kann ich deiner doch genießen,
Und will gern keine Arbeit scheun:
Doch fehlst du, so ist Tod mein Leben;
Ja lieber wähl ich selbst den Tod. —

Beruhige

Content thyself, my dearest love;
Thy rest a home shall bee,
In Englandes sweet and pleasant isle;
For travell fitts not thee.

Faire ladies brooke not bloodye warres;
Soft peace their sexe delightes;
Not rugged campes, but courtlye bower;
Gay feastes, not cruell fightes.

May Rose shall safely here abide,
With musick passe the day;
Whilst I, among the piercing pikes,
My foes seeke far away.

My

Beruhige dich, beste Liebe;
Zu Hause sollst du ruhig seyn
In Englands lieblich süßer Insel;
Denn Reisen, sprach er, ziemt dir nicht.

Der blutge Krieg ist nicht für Schönen,
Und Fried entzückt nur ihr Geschlecht,
Nicht rauhe Lager: prächtge Lauben,
Und Freudenfest', nicht harter Kampf.

Ja, Rose soll hier sicher bleiben,
Der Tag verfließ ihr in Musik,
Indeß such unter spitzen Speeren
Ich in der Ferne meinen Feind.

In

My Rose shall shine in pearle and golde
Whilst I in armour dighte;
Gay gaillards here my love shall dance
Whilst I my foes goe fighte.

And You Sir Thomas, whom I truste
So bee my loves defence;
Be carefull of my gallant Rose
When I am parted hence.

And there withall hee fetcht a sigh,
As though his heart would breake:
And Rosamonde for very griefe
Not one plaine word could speake.

And

In Perl und Gold soll Rose glänzen,
Indem der Panzer mich umschließt
Hier soll mein Liebchen lustig tanzen
Wenn mit dem Feind ich kämpfen geh.

Und du, Sir Thomas, den ich wähle,
Zum Schutz für mein geliebtes Kind,
Wach über meine schöne Rose,
Wenn ich von ihr entfernet bin.

Hier schöpft er einen tiefen Seufzer
Als bräch ihm gänzlich nun sein Herz,
Sie aber bracht aus großen Kummer
Nicht mehr ein deutlich Wort hervor.

Und

And at their parting well they mighte
In heart be grieved sore:
After that daye faire Rosamonde
The King did see no more.

For when his grace had past the seas
And ino France was gone;
With envions heart, queen Elinor
To Woodstocke came anone.

And forth shee calles this trustye knighte
In an unhappye houre;
Who with his clue of twined thread
Came from this famous bower.

And

Und ihre Herzen wollten brechen
beym Abschied tiefer Wunden voll:
Seit diesem Tag sah nie den König
Die schöne Rosemunde mehr.

Denn kaum hat er die See durchstrichen,
Und war in Frankreich angelangt,
So kam die Königinn Leonore
Voll bittern Neid in Woodstock an.

Und rief zur unglückselgen Stunde
Den treuen Ritter zu sich hin,
Der mit dem Knaul gewundner Fäden
Aus dieser Burg hernieder kam.

And when that they had wounded him
The queene this thread did gette,
And went where ladye Rosamonde
Was like an engell sette.

But when the queen with stedfast eye
Beheld her beauteons face,
She was amazed in her minde
At her exceeding grace.

Cast of from thee those robes, shee said,
That rich and costlye bee;
And drink thou up this deadlye draught,
Which I have brought to thee.

Then

Und als sie den verwundet hatten,
Gewann die Königinn den Knaul
Und gieng, wo Lady Rosemunde
Geschmückt gleich einem Engel war.

Doch als sie hier mit starren Augen
Ihr schönes Angesicht erblickt,
War sie ob ihrer seltnen Anmuth
In ihrer Seele hocherstaunt.

Herab mit diesen schönen Kleidern
Sprach sie, sie sind zu reich und schön,
Und trink dieß tödtliche Getränke
Das ich hier für dich mitgebracht.

Gleich

Then presentlye upon her Knees
Sweet Rosamonde did fall;
And pardon of the queen she craved
For her offences all.

Take pity on my youthfull yeares,
Faire Rosamonde did crye;
And lett me not with poison stronge
Enforced bee to dye.

I will renounce my sinfull life,
And in some cloyster byde;
Or else be banisht if you please
To range the world soe wide.

Gleich fiel die schöne Rosamunde
Auf ihre Knie demuthsvoll,
Und bat die Königinn, ihr alle
Beleidigungen zu verzeihn.

Ach schrie, die schöne Rosemunde
Erbarm dich meiner Jugend doch,
Laß mich den starken Gifft nicht trinken
Der mich zu tödten ist bereit.

Ich will mein sündlich Leben bessern,
Und irgend in ein Kloster gehn:
Wo nicht, laß mich die Welt durchirren
Und banne mich, wohin du willst.

And for the fault, which I have done,
Though I was forced theretoe,
Preserve my life and punish mee,
As you think meet to doe.

And with these words, her lillie handes
She wrunge full often there,
And downe along her lovelye face,
Did trickle many a teare.

But nothing could this furious queene
Therewith appeased bee;
The cup of deadlye poison stronge
As she knelt on her Knee.

She

Und für die Schuld, die ich verbrochen,
Ob ich sie gleich aus Zwang verbrach,
Schenk mir das Leben und bestrafe,
Mich, wie es dir am besten dünkt.

Und ihre Lilien weissen Hände
Rang sie bey diesen Worten oft,
Indem vom reizenden Gesichte
Ihr manche Thräne tröpfelte.

Doch nichts von diesem allen konnte
Der Königinn Wuth besänftigen;
Sie gab die tödtend giftige Schale,
Indem sie kniend vor ihr lag,

Der

She gave this comelye dame to drincke,
Who took it in her hand,
And from her bended Knee arose
And on her feed did stand:

And casting up her eyes to heaven
Shee did for mercy calle;
And drinking up the poison stronge,
Her life shee lost withalle.

And when that death through everye limbe
Had showde its greatest spite,
Her chiefest foe did plaine confesse
Shee was a glourious wight.

F 2 Her

Der Liebenswürdigen zu trinken,
Die nahm es denn in ihre Hand,
Erhob die tiefgebeugten Kniee
Und trat auf ihre Füße hin.

Und hob die Augen hoch gen Himmel,
Indem sie um Erbarmung bat,
Und diesen starken Gifft austrinkend
Gab sie alsbald ihr Leben auf.

Und als der Tod durch alle Glieder
Sich in der größten Wuth gezeigt:
Gestand selbst ihre ärgste Feindinn,
Daß sie nichts herrlichers gekannt.

Als-

Her body then they did entomb
When life was fled away,
At Godstowe, near to Oxford towne
As may be seene this day.

Alsdenn begrub man ihren Körper,
So bald ihr Leben war entflohn,
Bey Godstow, das bey Oxford lieget,
Wie heutigs Tags zu sehn noch ist.

Addison hat aus diesem rührenden Stücke eine Oper gemacht, welche unsern Lesern vielleicht schon bekannt ist.

Zum Beschlusse wollen wir aus dem dritten Bande noch ein kleines Stück anführen. Es heißt:

III. The Shepherd's Resolution, Vol. III. p. 120.

Shall I wasting in dispayre
Dye because a woman's fayre?
Shall my cheecks look pale with care,
Because anothers rosye are?
Be she fayrer than the daye
Or the flowerye meades in Maye,
If she think not well of mee
What care I how fayre she bee?

Shall

Shall a womans goodneſſe move
Mee to periſh for her love?
Or her worthye merits knowne
Make mee quite forget my owne?
Be ſhe meeker, kinder, than
The turtle dove or pelican
 If ſhe be not ſo to mee,
 What care I how Kind ſhe bee?

Be ſhe good, or kind or fayre
I will never more diſpayre.
If ſhee love mee, this believe
I will dye ere ſhe ſhall grieve;
If ſhe ſlight mee, when I woe,
I will ſcorne and let her goe;
 If ſhe be not made for mee,
 What care I for whom ſhe bee?

Sollt ich in Verzweiflung ſchmachten
Weil ein Mädchen reizend iſt?
Mit der Gram die Wangen bleichen,
Weil auf ihren Roſen ſtehn?
Sie ſey ſchöner, als der Tag
Blühend wie die Flur in May,
 Wenn ſie mich nicht lieben will,
 Was frag ich, wie ſchön ſie iſt?

Sollt ich ſterben ihr zu Liebe,
Weil ſie voller Güte iſt?
Oder ihr Verdienſt nur ſchätzen,
Um für meines blind zu ſeyn?

Turteltaub und Pelikan,
Sey nicht sanfter, gütiger,
Wenn sie es für mich nicht ist,
Was frag ich, wie gut sie ist?

Sie sey gut, holdselig, reizend,
Nein, verzweifeln thu ich nicht!
Liebt sie mich, so kann sie glauben,
Ich sterb eh sie trauern soll.
Doch verachtet sie mein Weh,
So lach ich und laß sie gehn:
Ist sie nicht für mich gemacht,
Was frag ich, für wen sie ist?

Ein ähnliches Stück hat der Herr Hofr. Kästner aus Vanbrughs provoked wife nachgeahmt.

Wir wünschen am Ende, daß unsre Landesleute aus dieser Sammlung, welche mehrentheils lauter kleine Romanzen, so schön als Taßo's Klang, als Ariostens Lieder enthält, die wahre Würde und Natur der Romanze verehren und kennen lernen, und wenn sie selbst Romanzen schreiben wollen, sich diese lieber und die eben erwähnten Italiäner, als die traurigen Mordgeschichte unsrer Bänkelsänger zu Mustern wählen möchten: aber alsdenn müssen wir auch bitten, die Sitten der romantischen Zeiten besser zu studieren als es der Verfasser der Selinde, einer Geschichte aus den Ritterzeiten, welche im vorigen Jahre zu Augspurg gedruckt worden, gethan hat. Dieser Mann dichtet seiner Selinde, die doch in den Ritterzeiten gelebt haben soll, alle cerimonieusen Bedenklichkeiten einer

ehr-

ehrbaren Jungfrau aus den schwäbischen Reichsstädten an; und ihrer Zofe, mit der sie sehr langweilige Berathschlagungen hält, alle Leichtfertigkeit und Plauderey einer gereiseten Trutschel. Auch aus dieser Ursache wünschten wir, bald eine Sammlung alter deutscher Heldenlieder und Muster zu erhalten. Von unsern Vorfahren sind wir überzeugt, daß sie in den alten Ritterzeiten, wie in keinem Stücke, also auch in der Dichtkunst nicht unter unsern Nachbaren gewesen sind; und wer wird ihnen itzo den Vorzug mit kalten Blute einräumen?

R.



III.

Gedanken über das Natürliche und Unnatürliche in der menschlichen Denkungsart, Reden und Handlungen, von M. Johann Friedrich Gensiken. Dresden, in der Gröllischen Buchhandlung, 1765. (168. S.).

Wenn wir zugeben, daß wir in diesem Büchelgen viel gute Anmerkungen, die nützlich und wahr sind, gefunden haben, so müssen wir auch gestehen, daß viel bekanntes, triviales und unbestimmtes darinnen vorkömmt. Gleichwohl scheint der Herr Verfasser zu glauben, daß er der erste sey, der über das Natürliche nachgedacht und geschrieben habe. „Man findet, sagt er im Vorberichte, „so viel Kritiken über die Werke des Geschmacks,

„die einander vielmals zu widersprechen scheinen,
„und das vermuthlich daher, weil der Geschmack so
„verschieden ist. In dieser Betrachtung fiel ich dar-
„auf, ob es nicht möglich sey, einen allgemeinen
„Grundsatz anzunehmen, um daraus das vornehm-
„ste in diesem Fache zu beurtheilen. Ich stellte mir
„vor, daß das Schöne nur alsdenn das sey, was es
„seyn soll, wenn es der Natur gemäß ist, ohnge-
„achtet das Natürliche noch nicht das Schöne alleine
„ausmacht — als ich die Sache durchgedacht
„hatte, setzte ich mir vor meine Gedanken aufzu-
„setzen ꝛc.„ — Vermuthlich muß der Herr Verf.
wenig mit den alten und neuern Schriftstellern be-
kannt seyn, und vorzüglich den Batteux in seiner
Einschränkung der schönen Künste auf einen einzi-
gen Grundsatz, nämlich auf die Nachahmung der
schönen Natur, oder auch die Schlegelischen Ab-
handlungen von der Nachahmung gar nicht gelesen
haben: sonst würde ihm, was er vorbringt, so neu
nicht vorgekommen seyn. Wir wollen uns hier
nicht auf eine Untersuchung einlassen, in wiefern der
Begriff des **Natürlichen** in der Anwendung vie-
len Mißdeutungen unterworfen seyn könne, da er
in gewisser Einschränkung an guten Anmerkungen
immer noch sehr fruchtbar ist; sondern den Innhalt
gegenwärtiger Abhandlungen, und unsere Bedenk-
lichkeiten darüber anzeigen. Die erste handelt von
**der natürlichen und unnatürlichen Denkungs-
art überhaupt.**

Der Herr Verfasser sagt uns hier wieder:
„ich habe lange nachgedacht was man eigentlich

„natür-

„natürlich und unnatürlich nennen könne, und bin „endlich darauf gekommen, daß das natürlich sey, „was dem Wesen und Eigenschaften einer Sache „gemäß ist. Unnatürlich werden wir also, wenn „wir denken und etwas thun, was wider unsre Ei„genschaften läuft, oder auch mit dem Vorwurfe „mit dem wir uns beschäftigen, nichts gleiches hat, „auch wohl gar mit dem vorgestellten Endzweck strei„tet, u. s. w.„ In der That dieser Mühe lange nachzudenken hätte er nicht gebraucht: er hätte nur die Alten, insbesondre den Cicero de Finibus und de Officiis, wo der Begriff vom Natürlichen überall angegeben wird, oder wenn er sich diese Mühe nicht geben wollte, das herrliche Büchlein, welches er doch zu kennen scheint, wir meynen Ernesti Initia doctrinae solidioris nachlesen dürfen, in welchem der Grundsatz der Alten naturae conuenienter viuendum esse zum Grundsatze des Rechts der Natur angenommen und der Länge nach deutlich genug ausgeführet wird: vielleicht würde er vieles daraus haben nützen und seine Einsichten bereichern können. Aus dem sonst ganz wahren Satze, daß es der Natur gemäß sey, den kürzesten und leichtesten Weg zu Erlangung unsers Endzwecks zu gehen, zieht er die seltsame Folge „daß die Werke des Wi„tzes und Geistes die besten wären, welche nicht ein „mühsamer Fleiß hätte ausschwitzen müssen.„ Diesem zufolge würden die Werke der Stegreifs- und Altagspoeten und Redner sich einer großen Empfehlung rühmen können: er frage doch die größten Dichter und Redner, ob ihnen nicht ihre besten

Werke

Werke viel Schweiß und Mühe gekostet: Die Wege der Natur liegen nicht allezeit so auf der Landstraße, daß man sie gleich entdecken kann, und Longin, Horaz und Quintilian werden ihm sagen, daß man sie oft erst nach vielem Schweiß und Mühe findet. Cicero behauptet freylich, daß man einem Werke des Genies die saure Mühe des Verfassers nicht ansehen müsse, und daß jeder, wenn er sie liest, denken sollte, er würde es eben so machen können, aber ob sie dem Verfasser deswegen nicht schwer geworden, ist eine andere Frage? Eben so ungewiß und zweydeutig ist es, wenn die Lust, das vorzügliche Vergnügen an etwas, zu einem sichern Wegweiser angegeben wird, daß wir auch von Natur dazu geschickt seyn. Das innere Gefühl an etwas, das gut und schön ist, zumal wenn man es auf die mechanischen und andere Künste anwenden will, ist noch kein Beweis für die Fähigkeit; die Sache ist auch viel zu betrüglich, als daß man daraus einen sichern Schluß machen könnte, und es möchte manchen wie den Klosterjungfern gehen, die in einem Anfalle von Frömmigkeit, oder weil sie die Welt nicht kennen, einen Beruf für den geistlichen Stand fühlen, oder wie den Aeltern bey Rabenern, die aus ihrem kleinen Jungen einen Superintendenten machen wollen, weil er auf seinem Stühlchen eine sehr ernsthafte Miene zu machen pflegt. In Num. II. beleuchtet der Herr Verfasser das Natürliche und Unnatürliche im Schreiben: er redet im Anfange vom Mangel des Geschmacks, und wir fürchten, daß er selbst nicht den besten verrathe. Voltaire, sagt er, hat

eine

„eine besondre Abhandlung vom Geschmacke geschrie-
„ben, welche er den Tempel des Geschmacks über-
„schreibt. Wer dieses Stück das erstemal zu Ge-
„sichte bekömmt, der freuet sich darüber, in der
„Hoffnung, einmal einen gesetzten Begriff von dem
„Geschmack und wahren Schönen zu bekommen, zu-
„mal, da kein Gelehrter, der Geschmack und schöne
„Wissenschaften besitzet, ihm diese Denkungsart ab-
„sprechen kann:„ er wundert sich also in der Folge
herzlich, daß er darinnen keine Definition vom Ge-
schmacke gefunden habe: wir wundern uns aber,
daß er sie darinnen gesucht hat: denn wer wird sich
einfallen lassen, in einem allegorischen Gedichte,
das keine Absicht hat, als den Rednern und Dich-
tern ihre wahre Stelle anzuweisen, dergleichen auf-
zusuchen, es wäre eben so, als wenn er in Popens
Tempel des Ruhms, oder in Bukinghams Tempel
des Todes Beschreibungen vom Ruhme und Tode
suchen wollte. Noch verkehrter ists, wenn er dar-
aus schließt: „Ich werde also in meiner Meynung
„bestärkt, daß sich vom Geschmacke nichts eigent-
„liches bestimmen lassen„ — ey, warum denn
nicht? weil Voltaire ihn nicht in seinem Gedichte
beschrieben hat? er durfte nur die Alten lesen; wenn
er das Wort gustus nicht fand, so fand er das
Wort sensus, und wenn er beym Cicero las:
Omnes tacito quodam sensu, sine vlla arte,
aut ratione, quae sint in artibus ac rationibus
recta ac praua, diiudicant: idque cum fa-
ciunt in picturis -- tum multo ostendunt ma-
gis in verborum, numerorum vocumque iu-
dicio:

dicio: so konnte er leicht schließen, daß sie schon dazumal wußten, was man darunter verstehen sollte: war ihm das zu mühsam, so durfte er nur die meisten neuen Lehrbücher über die schönen Künste und Wissenschaften, oder auch die philosophischen Lehrbücher nachschlagen: der oben angeführte Batteux hätte ihn allein mit ganzen Kapiteln vom Geschmacke dienen und sagen können, daß er darunter eine Fähigkeit verstünde, das Gute, Schlechte und Mittelmäßige zu empfinden, und gewiß zu unterscheiden. — Der Herr Verfasser kömmt selbst auf diese Vermuthung, und was er sonst von Natürlichen und Unnatürlichen in der Schreibart saget ist für Leute, die sonst nichts davon gelesen haben, ganz gut und nützlich. Wenn er die Henriade für das beste Heldengedichte unter den neuern ausgiebt, so wird es ihm allenfalls ein Franzose zugeben: andere kleine Unrichtigkeiten wollen wir nicht rügen; doch das ist uns wieder zu seltsam vorgekommen, daß wenn er von Briefen, und insbesondere von Gellerts Briefen redet, er folgenden Seufzer ausstößt: „nur ist es ein Unglück, daß die allgemein eingeführte Kanzleyschreibart es gleichsam verbietet, ihn zum Muster zu erwählen und nachzuahmen, und weiter unten beschließt: „Aus dieser Anmerkung „siehet man, daß man schwerlich Rechnung auf gute „deutsche Briefe machen könne, so lange der Kanz„leystilus die Oberhand behält.„ Hat man denn sonst keine Briefe zu schreiben, als wo man des Kanzleystilus benöthiget ist, und kann man sich denn nicht auch darinnen natürlich ausdrücken, der

gewöhn-

gewöhnlichen Formeln unbeschadet? würde es selbst nicht lächerlich seyn, wenn man darinnen eine galante Schreibart affektiren wollte? haben diese die Absicht den Geschmack zu verbreiten, oder haben die Franzosen, die er zu unserer Beschämung aufzustellen suchet, keinen Kanzleystyl? man könnte, wo er von Beyspielen redet, noch viele dergleichen Fragen thun, aber wir merken, daß der Herr Verfasser in der Litteratur sehr unbekannt seyn muß. Im folgenden Absatze, der von Natürlichen und Unnatürlichen in den Rednern handelt, stellt er in Absicht auf die allgemeine Beredsamkeit die Werke eines Cicero und Plinius zu Mustern auf: ein anderer würde den Demosthenes für den Plinius genannt haben, da der letzte sehr leicht zu einem falschen Geschmacke verführen kann: was er sonst hauptsächlich von der geistlichen Beredsamkeit saget, sind meistens ganz gute, aber sehr bekannte Sachen, wir würden aber einen angehenden Redner doch in eine andere Schule als die seinige schicken, wenn wir aus ihm einen großen geistlichen Redner zu bilden gedächten. Die Abhandlung Num. IV. Von dem Natürlichen und Unnatürlichen bey den Dichtern, hätten wir ihm gerne geschenkt: es ist nichts ordentliches, nichts bestimmtes. „Ich wage mich, fängt „der Verfasser an, an die so genannte Göttersprache. „Der Grund ihrer Schönheit ist die Natur. Was will er damit sagen? man vermuthet, daß er damit meyne, ein Gedichte sey schön, wenn es die Natur glücklich nachgeahmt habe, aber aus dem folgenden sieht man, daß er damit meyne, man

müsse

müsse zum Dichter geboren seyn: Wenn wir ihm dieß zugeben, so glauben wir ihm doch deswegen das noch nicht, was er daraus folgert. „Wird es „ihm schon sauer ein Dichter zu werden, so thut er „am besten, er wird keiner.„ Die größten Dichter haben es für ein arduum Opus gehalten, und wir möchten denjenigen noch sehen, dem es ohne saure Mühe gelungen, ein unsterbliches Werk hervorzubringen. Das Genie überwindet freylich die Schwürigkeit, aber das zum Probierstein unsers Genies zu machen, ob es uns sauer wird, ist eine sehr betrügliche Sache: Wir kennen viele, denen das Mechanische der Kunst so leichte wird, stans pede in vno, fünf Bogen voller Nichts mit Jauchzen auszuhecken, da einem andern vielleicht zwey Zeilen so viel Zeit kosten, daß man natürlicher Weise jenen nach des Herrn Verf. Regel für einen weit größern Dichter halten sollte. Kennt er denn die bekannten Verse des Horaz nicht:

Natura fieret laudabile carmen, an arte,
Quaesitum est: ego nec studium sine diuite vena;
Nec rude quid possit video ingenium: alterius sic
Altera poscit opem res, et coniurat amice.
Qui studet optatam cursu contingere metam
Multa tulit fecitque puer; sudauit et alsit.

Eben so schwankend ist es, wenn er saget: „Sitten„gedichte, Fabeln, Heldengedichte, Lobgedichte, „Trauerreden, alle erfodern fast einen besondern „Mann;

„Mann;„ wenn er nicht der Natur der Sache selbst nachdenken wollen, so hätten ihm die Beyspiele eines Virgil, Horaz, Voltaire u. a. m. widerlegen können: ein oder der andere kann ein vorzügliches Talent zu etwas haben, oder einen gewissen Humour, der sich zu der oder jener Dichtungsart am meisten schickt, aber ein Genie brauchet sich nicht in einem Kreise herum zu drehen, und Virgil mag den Aeneas in die Hölle, oder einen Landmann hinter den Pflug herbegleiten, so wird er Virgil bleiben„. Wie unbedeudend sind endlich seine Anmerkungen, die er bey Lesung verschiedener Dichter, und vornehmlich der lateinischen Dichter gemacht zu haben vorgiebt. Wir wollen die Prüfung und Widerlegung den Lesern überlassen, da nicht viel Kopfbrechens dazu gehöret. „Die Absicht eines Dichters muß seyn, „Nutzen oder Vergnügen zu schaffen, oder auch bey-„des zugleich. Wenn er diese Absicht vor Augen „behält, so wird er allemal natürlich bleiben: ist dieß eine richtige Folge, so kann der elendeste Dichter auf diesen Ruhm Anspruch machen. — „Die „moralischen Gedichte, worunter auch die Fabeln „und Satyren gehören, haben hierinnen einen Vor-„zug, daß sie natürlicher als andere sind — „Nichts lauft mehr wider die Natur und Absicht der „Dichtkunst, als wenn sich Menschen damit abge-„ben Sachen zu schildern, die weder einen Nutzen, „noch bey gesitteten Menschen ein Vergnügen stiften, „aus diesem Grunde nennet er die schmuzigen Gra-„de widernatürlich, weil es uns zwar vergnügen, „aber nur edle und nicht thierische Empfindung her-

„vorbringen soll.„ — Kennt der Herr Verfasser den Lafontaine? „Ovid, Günther, Hofmannswal„dau werden aus dieser Ursache selbst andern Dichtern mißfallen.„ — Aus dieser Ursache? weiß der Verfasser keinen andern Grund, warum sie mißfallen? „Ein Dichter muß dichten, aber nicht „offenbare Unwahrheiten sagen, und aus diesem „Grunde sind diejenigen zu verdammen, die für „Geld loben:„ also kann man einen Mäcen nicht schön loben, wenn er es nicht verdient? — „Die „Dichtkunst hat mit der Malerey einerley Gesetze, „dieser drücket mit Worten aus, was der Maler „mit dem Pinsel ausdrückt — Die Natur liebt die „Kürze, und hat einen Ekel vor Ausschweifungen. „Ein Dichter wird also der Natur am nächsten kom„men, wenn er kurz ist: die Kürze muß aber so be„schaffen seyn, daß dadurch die Deutlichkeit nicht „wegfällt.„ — Die Sprache des Dichters unter„scheidet sich von der Prosa hauptsächlich dadurch, „daß der Dichter viel erhabner reden muß, als je„ner:„ — alle diese und dergleichen Anmerkungen sind so schielend, daß wenn sie auch etwas Wahres enthalten, sie doch ohne gehörige Einschränkung, Bestimmung und Erläuterung von schlechtem Nutzen seyn werden. Eben so geht es, wenn er uns **von der natürlichsten Methode zu studiren unterrichten will.** Wir wollen uns gar nicht darauf einlassen, ob seine Methode in der Ordnung, wie er mit seinen Schülern verfahren will, die beste sey, da dieß viel zu weitläuftig seyn würde, sondern Stellenweise zeigen, ob der Leser Lust haben möchte, sich

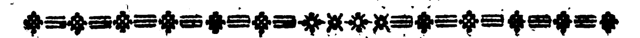
seiner

seiner natürlichen Methode zu studieren zu bedienen. Unter der Nothwendigkeit, daß man auch die neuern Sprachen erlernen müsse, führt er folgendes, als einen Beweis an: „Terenz läßt lange nicht das „Schöne empfinden, wenn wir ihn blos lateinisch „lesen, als wir bemerken, wenn wir ihn französisch „mit den Noten der Dacier in die Hände bekommen: „er erhält in dieser Sprache gleichsam einen neuen „Geschmack, und wird den Komödien des Moliere „ähnlich.„ Wenn dieß ein Kammerjunker oder ein Frauenzimmer sagte, so könnten wir es übersehen, aber für einen Gelehrten — nein, da können wir kaum glauben, daß er den Terenz im Originale gelesen habe. — Nach der Art und Weise, wie man das Lateinische erlernen soll, hätte er sich bey einem Ernesti und Heynen Raths erholen sollen: sie würden gewiß nicht mit ihm übereinstimmen, wenn er behauptet: „Was würde es schaden, wenn man mit „dem Kempis, mit des Gerhards heiligen Gedan„ken, und mit Hutters Lehrbuche den Anfang „machte? Wäre man geschickt, leichte Autores zu „verstehen, so könnte man alsdenn zu schwerern „schreiten, die Regeln erweitern, und auch das „Zierliche kennen lernen:„ sie würden ihn lieber gleich zu den Quellen führen, und ihren Schüler nicht lehren was er in der Folge mit vieler Mühe wieder verlernen müßte — Nichts ist aber lustiger, als die Anlage zu einer kleinen und auserlesenen Bibliothek: Wir wollen sie so kurz, als möglich hersetzen, und dem Leser Anmerkungen darüber zu machen, selbst überlassen: „1) Hollmanns überzeugenden

„Beweis von Gott und der Schrift. — Zur Er-
„bauung die Bibel und Arnds wahres Christenthum.
„2) Zur Philosophie, Ernesti initia doctrinae so-
„lidioris. Wollet ihr einen hinlänglichen Begriff
„von der Weltweisheit haben, so kauft Gottscheds
„Weltweisheit. Wollt ihr weiter darinnen gehen,
„so nehmt Wolfs Schriften vor euch. 3) In der
„Beredsamkeit leset den Cicero, Chrysostomus, Bour-
„daloue, Bossuet, Saurin, und einige Deutsche ꝛc.
„— 4) Unter den Dichtern macht euch Klassen. In
„geistlichen Gedichten ist Broks der beste. In an-
„dern Gedichten sind Horaz und Virgil unter den la-
„teinischen: unter den deutschen Gellert in morali-
„schen: Haller, Hagedorn und Kleist in verschiede-
„nen Arten: Zachariä in der malerischen Dichtkunst.
„Im Heldengedichte lasse ichs aufs euren Geschmack
„ankommen. Es sind deren wenig und alle in ihrer
„Art gut. In der Historie nehmt zum Skelet den
„Freyer, und zur Erweiterung eurer Erkenntniß
„Histoire vniuerselle de Puffendorf. 6) Un-
„ter den moralischen Schriften, in welchen Ge-
„schmack herrschet, ist Charron de la Sagesse und
„Caractéres de la Bruyere zu empfehlen —
„7) Zur Belustigung in den Werken der Natur die-
„nen euch die Schriften des Reaumur. Um nun
„in allen diesen besser fortzukommen, so kauft euch
„von jeder Sprache ein gutes Lexicon, und zum
„Hülfsmittel in den Wissenschaften Stollens Historie
„der Gelahrheit. Das ist meines weniges Er-
„achtens eine kleine und zur natürlichsten Methode
„geschickteste Bibliothek. Sie besteht aus nicht

mehr

„mehr als dreyßig Werken, die Wörterbücher ausge-
„nommen. Ich setze voraus, daß einer auch noth-
„dürftig die Geographie verstehet. Wer diese Bü-
„cher oft und stets lieset, wird geschickt werden, das
„Wahre und auch das Schöne in den Wissenschaf-
„ten kennen zu lernen — Er wird freylich dadurch
„noch kein Gelehrter, aber er erlangt doch eine An-
„lage es zu werden.„ In Wahrheit, eine artige Bi-
garüre von Bibliothek! ja ja, ein Leser wird dar-
aus das Wahre und das Schöne in den Wis-
senschaften kennen lernen, wie es — der Herr
Verf. zu kennen scheint. Was er in den folgen-
den Absätzen VI. Von der Art und Weise, sein
Genie kennen zu lernen. VII. Von den Natürlichen
und Unnatürlichen in den Sitten. VIII. Von den
Ursachen des Natürlichen und Unnatürlichen in der
menschlichen Denkungsart, Reden und Handlun-
gen sagt, ist noch das Erträglichste. Wir sagen es
noch einmal, für einen, der weder selbst jemals nachge-
dacht, noch wichtigere Schriften darüber nachgele-
sen, kann dieses Büchelchen etwas brauchbares enthal-
ten, aber auch dem werden Kenner des guten Ge-
schmacks doch noch bessere anzupreisen wissen.



IV.

Vie de Carle Vanloo à Paris, 1765. (S. 68.)

Diese Lobschrift verdient einen weitläuftigern Aus-
zug. Sie enthält das Leben eines verdien-
ten Künstlers, der sein Andenken durch viele preis-

würdige Werke seiner Geschicklichkeit, in seinem Vaterlande verherrlichet hat, und ist von einem Manne abgefasset, der die Feder und den Pinsel mit gleichem Ruhme zu führen weis, wir meynen den Herrn Dandre' Bardon; sie hat also Vorzüge, in Ansehung so wohl des schönen Vortrags, als auch der Einsicht, mit der sie geschrieben ist; ist beydes für die Leser so wohl angenehm als nützlich, und enthält die feinsten Anmerkungen, indem der Verfasser durch ein gutes Beyspiel unterrichten zu wollen, geschienen hat.

Karl Andreas Vanloo, ein Sohn Ludewigs Vanloo und der Maria Fosse, war zu Nice in der Provence, im Februar 1705 geboren. Das Jahr darauf belagerte der Herzog von Berwick Nice: sein ältester Bruder, Johann Baptista, der aus der Richtung der Bomben sah, daß ihr Haus in Gefahr wäre, rettete seinen jüngsten Bruder zwo Minuten vorher, ehe eine glühende Kugel dessen Wiege verbrannte. Dieser sein Bruder wurde für ihn Vater, Lehrer und Freund: er gieng auf den Ruf des Herzogs von Savoyen nach Turin, und von daraus nach Rom, wohin ihm seine Familie zwey Jahre hernach folgte. Hier that er den jungen Karl, dazumal 9 Jahr alt, nachdem er ihn in den ersten Gründen des Zeichnens unterrichtet, in die Schule des Benedetto Lutti. Mit Vergnügen so wohl als Erstaunen sah dieser den Fortgang seines neuen Schülers; er redete davon mit dem berühmten Bildhauer Le Gros, der ihn bald darauf seines Unterrichts

richts genießen ließ: es währte nicht lange, so führte er den Meisel so gut, als die Reißfeder, schon arbeitete er in Stein und Holz, und es fehlte nicht viel, so wäre er an den Marmor gekommen.

Le Gros starb 1719. Die Familie der Vanloo kehrte in diesem Jahre wieder nach Paris zurücke. Karl war 15 Jahr alt, allein schon hatte er die Antiken und die Zeichnungen der größten Meister studieret; er besaß schon diese markichte, sanfte und leichte Führung des Röthels, die die Römer der wilden, glänzenden und kühnen, deren sich andre gute Schulen rühmen, vorziehen. In den zierlichen Formen unterrichtet, die das schöne Ideal der Natur giebt, erkannte er diese interessanten Wahrheiten, die die unverweigerlichen Zeugnisse der Eindrücke sind, denen das Naturel die verschiedenen Bewegungen unterwirft. Der junge Schüler muß das Modell fleißig studiren, wenn er zu der Erkenntniß dieser Wahrheiten gelangen will: Karl versäumte niemals die Akademie, und kaum war er 18 Jahr alt, so erhielt er die erste Preismedaille in der Zeichnung. Diese Leichtigkeit, das Modell wohl zu zeichnen, verschaffte ihm eine eben so große, seine Zusammensetzungen aufs Papier zu werfen. Wir müssen hier eine gute Lehre für die Malerschüler hersetzen, die Herr Bardon dem ältesten Bruder in seinem Unterrichte in den Mund leget. Du magst, sagte er oft zu Karln, noch so viel Genie haben, wenn es nicht durch die Kenntniß richtiger Grundsätze geleitet wird, so wirst du auf tausend Abwege gerathen, und ie größer der Fortgang ist, den du in der weiten Lauf-

bahn der Einbildungskraft machen wirst, desto mehr wirst du dich von dem wahren Schönen, und den wesentlichsten Theilen der Malerkunst entfernen. Suche allezeit den Grund auf, warum du so und nicht anders verfahren willst, halte dieß mit deinen Grundsätzen zusammen, und sieh sie ja nicht als beschwerlich und gefährlich an, sondern glaube vielmehr, daß sie nebst dem Genie zu deinem Talente den Hauptgrund legen. Ohne diesem werden zwar die Schüler oft Ideen voller Feuer hervorbringen, und sie auch auf eine blendende Art ausdrücken: aber die uneingeschränkte Wildheit, die Unordnung, die Uebertreibungen, die Unschicklichkeiten, von denen sie voll sind, zeigen die Früchte eines Genies, das die wahren Grundsätze der Kunst nicht kennt.

Vanloo suchte nun auch ein guter Maler zu werden. Man weis nicht wo seine ersten Malereyen hingekommen sind. Die Skize des Samaritaners, im Kabinette des M. Lebrün, eines seiner ersten Arbeiten mit Farben, bekräftiget die gute Vorstellung, die wir uns von seinen ersten Gemälden machen. Er unterstützte seinen Bruder, indem er dessen Gemälde nach schönen Skizen entwarf, die Gewänder und andere Dinge nach der Natur hinzuthat, endlich auch die Arbeit bey Ausbesserung der Gallerie zu Fontainebleau mit ihm theilte. Bald darauf begab er sich zur Oper, wo er Entwürfe zu Verzierungen machte, und dieses glänzende Schauspiel durch seine sinnreichen Einfälle befördern half. Inzwischen ließ er seinen Hauptzweck nicht aus den Augen. Bey dem ausgesetzten Malerpreise 1724 wurde er zugelassen,

lassen, und gekrönt. Sein Gemälde, welches die Sodomiten, die mit Blindheit geschlagen wurden, vorstellte, zeigte eine richtige, freye Zeichnung, eine neue, wohlgeordnete Zusammensetzung, eine liebliche und glänzende Farbengebung, eine harmonische und verführerische Zusammenstimmung aller Theile zum Ganzen.

Um so viel zu gewinnen, daß er wieder nach Rom gehen konnte, verfertigte er jene gezeichneten Bildnisse, die, ob sie gleich sehr klein, doch sehr ähnlich waren, und da er eine erstaunende Leichtigkeit darinnen hatte, so brachte ihm dieses sehr viel ein. Er gieng also mit seinen beyden Neffen, Louis und François Vanloo, nebst dem Herrn Boucher, der ihm itzt in verschiedenen seiner Würden gefolget ist, 1727 dahin ab. Hier füllte er seine Cartons mit getreuen Nachahmungen der größten Seltenheiten und den schönsten Kopien von Bildsäulen, Basreliefs, und den großen Ueberbleibseln des gelehrten Alterthums an.

Es wurde dazumal der Zeichnungspreiß in Rom angekündiget, und er auf eine Skize, Adam und Even vorstellend, wie ihnen Gott ihren Ungehorsam vorhält, von den Akademisten zu St. Lukas zugelassen. Auf diesen erhielt er durch seine Zeichnung, das Fest des Belsazar. Der Cardinal Polignac, der die französischen Angelegenheiten in Rom besorgte, meldete es dem Herzog von Antin, der ihm zu einem Gnadengehalte beym Könige verhalf. Seinen Ruhm vermehrte auch in England ein Gemälde, das er dahin verfertigte.

Dieß stellte eine orientalische Frau in Lebensgröße vor, die an ihrem Putztische saß und im Geschmucke des Paul Veronese gemalt war. Er war damals 24 Jahr alt, und malte noch daselbst die Heyrath der heil. Jungfrau, die Apotheose des heil. Isidor in dem Plafond der Kirche dieses Heiligen, den Aeneas und Anchises, welches sich itzt im Kabinette des M. de la Live befindet, einen heil. Franziskus und eine heil. Martha, in der Kirche der Kapuziner von Tarracona: Ganz Rom war von seinen Talenten voll, und der Pabst selbst belohnte sein Verdienst, indem er ihn 1729 mit dem Cordon eines Chevalier belohnte. Nun gieng er mit seinem Neffen, Franciskus Vanloo nach Turin zurück: dieser machte sich durch seine große Fähigkeit der Liebe seines Onkels würdig; der Triumph der Galathe im Kabinette seines Bruders Louis Michel Vanloo, zeiget von seinen großen Talenten. Karl war darüber ausser sich vor Freuden. Ein unglückliches Schicksal aber vernichtete dieselbe bald: sie fuhren in einer Chaise. Franz führt die Pferde: sie giengen durch, er fiel herab, und blieb in einem Bügel hängen, und wurde aufs erbärmlichste zerrissen: Der Onkel wollte ihn mit Gefahr seines eignen Lebens losmachen: aber alle Wunden waren tödtlich, und er gab im 22sten Jahre seines Alters seinen Geist in Turin auf.

Der König von Sardinien trug ihm verschiedene Arbeiten auf: unter andern 2 Thürstücke, wo die Süjets aus des Tasso befreyten Jerusalem genommen

men waren (*). Er heyrathete hier die Tochter des großen Tonkünstlers Sommis, die Philomele von Turin: ein berühmter Dichter richtete folgende artige Verse an ihm:

Que ne puis-je à ton air, ô charmante Christine
Disoit Vanloo, joignant ta voix divine,
Sur la toile animer ton gosier enchanteur!
Mais l'Art résiste à mon envie.
Avec la voix, les graces, la douceur
L'Amour grava ton portrait dans mon coeur;
Et je veux que l'Hymen m'en fasse une copie.

Für die Kirche St. Philipp von Neri fertigte er ein großes Gemälde, die unbefleckte Empfängniß: für das Chor der Nonnen zum heil. Kreuze, das Abendmahl des Heylands und die Vervielfältigung der Brode: Zu Stupingi, einem Lusthause des Königs, 3 Meilen von Turin, sieht man einen Plafond, die Diane, die mit ihren Nymphen von der Jagd wiederkömmt, von ihm. Eine heil. Jungfrau, im Geschmacke des Karl Marat wird für ein Wunder der Kunst gehalten. Im Jahre 1734. gieng er nach Paris zurück. Die schöne Stimme seiner Frau flößte zuerst den Franzosen den Geschmack an der italiänischen Musik ein: er aber übertraf noch die Erwartung seiner Landsleute in Ansehung seiner Talente. Unter einer Menge von

*) S. Voyage d'Italie par M. Cochin, Vol. I. pag. 14.

von Gemälden, die er machte, suchte er sich hauptsächlich 1735. den Weg zur königlichen Akademie durch das große Gemälde des Marsyas, wie er auf Befehl des Apollo geschunden wird, zu bahnen: er wurde das folgende Jahr zum Adjunkt eines Professors, und das Jahr darnach zum Professor selbst ernennet.

Wenig Zeichner haben die zierlichen Formen der Antike so in ihrer Gewalt gehabt, als er: denn er wüßte sie fast alle auswendig. In seinen Gemälden hat er sich verschiedner Manieren bedienet, einige haben einen kräftigen Styl, andre einen silbernen und lieblichen Ton. Bald ahmte er die Farbengebung des Guido, bald die Schmelzung des Corregio nach: hatte er eine Landschaft vor sich, so nahm er bald den Benedetto Castillon, bald den Salvator Rosa zu Mustern; malte er Thiere, so wählte er bald den Sneyder, bald den Desportes.

Unter seinen Kabinetsstücken zeiget sich vorzüglich, die Auferstehung des Heilandes, das Concert, die Allegorie der Parcen, die spanische Unterhaltung, Aeneas und Anchises u. s. w. Unter den Stücken in öffentlichen Gebäuden der heil. Karl, der denen von der Pest angesteckten das Abendmahl reichet, die heil. Clotilde, die Auferstehung, die Predigt des heil. Augustin, u. a. m.

Der König von Preußen ruffte ihn nach Berlin: allein er überließ diesen Ruf seinem geschickten Neffen, dem Herrn Amadäus Vanloo, und er hatte nicht Ursache sich solches reuen zu lassen, da ihn sein Hof mit vorzüglicher Achtung beehrte. Er

hatte

hatte des Königs und der Königinn Bildniß zu verfertigen. Vom Hotel de Ville war ihm einige Jahre vorher der Auftrag gegeben, die Bekanntmachung des Friedens im Jahre 1739. durch seinen Pinsel zu verewigen. Er hatte verschiedene große Gemälde für die Hauptkirchen in Paris und königliche Kapellen zu liefern, und verschiedene königliche Lustschlösser waren mit Malereyen von ihm verzieret worden.

Im Jahre 1749 wurde er zum Direktor der königlichen Malerschule der Pensionairs ernannt: im Jahre 1751 erhielt er vom Könige den Orden St. Michael. Die Akademie ernannte ihn 1752 zum Adjunkt. Der Eifer, mit dem er alle diese Posten begleitete, wird vom Herrn Dandré mit den lebhaftesten Farben geschildert, und mit nützlichen Anmerkungen für Lehrende und Lernende begleitet.

Ein charakteristischer Zug von ihm, der ihm ganz eigen, war, daß er von seinen Arbeiten blos diejenigen aufbehielt, die ihm die meiste Ehre machen konnten. Er vernichtete alles wieder, was er besser machen zu können glaubte. Das Gemälde der Grazien von der Liebe gefesselt, welches 1763. im Louvre mit ausgestellet war, und ungeachtet einiger Fehler tausend Schönheiten enthielt, die die Kenner um einen großen Preis gekaufet hätten, opferte er seiner Delikatesse und seinem Eigensinne auf: er zerriß es in Stücken und ließ auch nicht eine Spur davon übrig. Sein Porus, den er für den König von Spanien gemacht hatte, und

der

der 1738 ausgesetzet war; sein eigen Bildniß von ihm selbst gemalt und 1753 ausgestellt, haben eben dieses Schicksal gehabt, einer großen Menge der schönsten Compositionen, die verschwunden sind, nicht zu gedenken.

Er hatte den Auftrag in der Kuppel einer Kapelle bey den Invaliden die Hauptzüge aus dem Leben des heil. Gregorius zu malen. Wenn man nach den vortrefflichen Skizen urtheilen soll, die alle nach der Natur ausgeführet, und im vorigen Jahre bey der Gemäldeausstellung bewundert worden, so würde dieses Werk allein seinen Ruhm verewiget haben. Herr Dandre' erzählt die ganze Zusammensetzung, sie ist aber zu weitläuftig, als daß wir ihm folgen könnten: die 1ste Skize stellt den heil. Gregorius vor, wie er sein Vermögen unter die Armen vertheilet. Auf der 2ten erhält er, da er nur noch Diakonus war, durch eine allgemeine Procession die Aufhörung der Pest in Rom. Die 3te, Gregorius, um einer römischen Dame die Transsubstantiation zu beweisen, erhält von Gott, daß die geweihte Hostie Fleisch und Blut sehen läßt. Die 4te, wie er zum Pabst erwählt wird und dieser Würde zu entgehen sucht. Die 5te ist der Augenblick seiner Installation, wo er die Ehrenbezeigung der Kardinäle und seiner Geistlichkeit empfängt. In der 6ten diktirt er seine Homilien seinem Sekretair. Die letzte enthält endlich seine Apotheose. — Ganz Paris bedauert, daß er nicht die Ausführung dieses Plafonds überlebt hat. Die strenge Kritik hat ihm einen Mangel des Co-

stume

stume vorgeworfen, indem er die Päbste, Bischöffe, Pfarrer u. s. w. nach der heutigen Art gekleidet, da doch die Päbste damals keine Tiaren, die Bischöffe keine Mützen, die Kardinäle keinen Purpur trugen. Herr Dandre' entschuldigt ihn damit, daß da Kirchengemälde Bücher für das Volk seyn sollen, der Künstler ihnen diese Muster der Nachahmung nothwendig unkenntlich würde gemacht haben.

Er war in solchem Ansehen, daß alle Personen vom Stande und von Geschmack seine Freundschaft suchten. Um zu seiner Erholung etwas beyzutragen, öffneten ihm die Komödianten ihre Schaubühnen, und als er nach einer langen und gefährlichen Krankheit, an der ganz Paris Antheil nahm, zum erstenmale wieder in der Loge erschien, fieng das ganze Parterre an, ihm seine Freude, durch ein allgemeines Händeklatschen zu bezeigen.

Als die Fürstinn Galliczin der Mamsell Clairon, dieser großen Schauspielerinn, ihre Freundschaft durch ein Geschenke von kostbaren Geschirr, Juwelen und reichen Zeugen, zu erkennen geben wollte, und sie fragte, was ihr vorzüglich angenehm wäre? antwortete sie, mein Bildniß von der Hand des Karl Vanloo? Die schleunige Erfüllung folgte ihrer Bitte, und sie wollte als Medea, ihrer Favoritrole gemalt seyn. Die ganze Welt kennet das prächtige Kupfer, das auf Befehl und Kosten des Königes gestochen worden.

Im Jahre 1762 wurde er vom Könige zum ersten Hofmaler ernannt. Wegen seines unsäglichen Fleißes und stets beschäfftigten Einbildungs-

kraft,

kraft, die seiner Gesundheit schadete, riethen ihm seine Freunde, um ihn zu zerstreuen, eine Reise nach England. Er willigte ein, und blieb einen Monat daselbst: aber er kehrte zurück, um mit desto mehrern Eifer an seine Arbeit zu gehen. Sein Ehrgeiz, sich selbst zu übertreffen, minderte endlich seine Kräfte, und ehe man sichs versah, starb er am 15ten Julius 1765. an einem Blutstürze.

Der Styl dieses Künstlers war eine Zusammensetzung vom Geschmacke vieler großen Künstler. In Ansehung der Zeichnung war er so strenge, daß er nichts vorbrachte oder änderte, als bis der Umriß durch einen correkten Zug bestimmt war. Er griff niemals eher zum Pinsel, als bis die Reisfeder nichts mehr zu thun fand: so gar machte er noch mit der Farbe alle Spuren der Kreyde fest. Sein Genie war nur oft zu verschwenderisch gegen ihn. Aus dem Ueberflusse der Ideen, die sich unter seiner Hand beynahe wider seinen Willen erzeugten, entstand oft eine Ungewißheit, die ihn quälte, weil er sich nicht entschließen konnte. Das Malerische der Zusammensetzung, diese schöne Anordnung, die den Reiz und Reichthum davon ausmachet, schien ihm nichts zu kosten. Man hätte beynahe sagen können, daß die Schönheiten sich auf der Leinewand von selbst bildeten, oder daß er sie maschinenmäßig erzeugte, so leicht wurden sie ihm. Die Lieblichkeit und Anmuth der Farbengebung war ihm eben so natürlich. Ordentlich überließ er sich nicht den zu kräftigen Wirkungen, die durch die Vereinigung und Verbreitung dick stark aufgetragener Massen erzeuget wer-

werden: er war mehr gewohnt, ein sanftes und angenehmes Licht zu suchen, das dem Auge mehr schmeichelt, als es in Erstaunen setzet. In Ansehung der Führung des Pinsels, der Mischung und Verschmelzung der Farben, hatte er wenig seines gleichen: das Malen war ein Spielwerk für ihn. Er hatte eine unglaubliche Sorgfalt, wohl zu runden, die geringsten Kleinigkeiten mit dem äussersten Fleiße auszusuchen und alle Feinheiten der Natur darinnen aufzusuchen. Bisweilen sah man ihn die freye und kühne Manier des Rembrandt nachahmen: doch überließ er sich nicht, wie dieser dem Enthusiasmus der Lazirungen. Seinen moralischen Charakter schildert Herr B. auf eine sehr liebenswürdige Art. In einem wichtigen Anhange liefert er noch ein Verzeichniß der vornehmsten Werke, die er hinterlassen, nebst den Jahren, in welchen er sie verfertiget, den Oertern, wo sie aufbehalten werden, und den Kupferstechern, die sie gestochen. Er selbst hat in Rom eine heilige Jungfrau nach dem Carrach gestochen: in Frankreich ist ein einziges Exemplar davon in der Sammlung des Herrn Mariette: ingleichen eine Lage akademischer Zeichnungen.

V.

Trauerreden und Gedichte auf Franz den Ersten, Röm. Kaiser. Wien, 1765.

Es ist für uns kein geringes Vergnügen, daß wir in Wien einen Mann über den andern auf-

treten sehen, der sich die Verbesserung des Geschmacks angelegen seyn läßt, und durch sein Beyspiel zeiget, was wir ins künftige bey solchen fortdauernden Bemühungen von dortaus zu hoffen haben. Noch ist der Geschmack in Deutschland auf wenige Städte eingeschränkt gewesen:

> inter nitentia culta
> Infelix lolium et steriles dominantur avenae.

Aber wenn die Hauptstädte in unserm Vaterlande anfangen, sich der Barbarey zu entreissen, so werden wir den guten Geschmack bald weiter um sich greifen, und den glücklichen Einfluß auch auf die übrigen Künste und Wissenschaften sehen. Unter einer ziemlichen Anzahl von Gedichten und Reden auf des verstorbenen Kaisers Majestät haben wir doch keine ganz schlechte gefunden, dieß ist von Gelegenheitsschriften viel gesagt. Vorzüglich unterscheiden sich zwo Trauerreden: die eine ist von Herrn Ignaz Wurz, der G. J. Priester, der Gottesgelahrheit Doctor und der geistlichen Beredsamkeit öffentlichen Lehrer: sie ist auf 36 Seiten abgedruckt. Durch die ganze Rede herrscht eine edle und männliche Beredsamkeit. Die Handlungen des Verstorbnen werden mit den kräftigsten Farben geschildert: der Styl ist glänzend, ohne schwülstig zu seyn, die Sprache ist den Sachen überall angemessen, und natürlich und harmonisch: keine witzigen Gegensätze, womit die Lobredner so gern ihre Perioden verzieren, keine abgedroschenen loci communes, weit hergeholte Geichnisse und chrienmäßige

Beweise

Beweise von Exempeln, Geschichten und Sinnbilder, wie man sonst von katholisch deutschen Universitäten häufig zu lesen gewohnt ist: man glaubt deutsche Maßillons und Bourdaloue zu hören. Wir wollen nur einige Stellen daraus zur Probe anführen, so schwer uns auch die Wahl werden wird. Der Herr Verfasser hat nach der in seiner Kirche gewöhnlichen Art einen biblischen Text zum Grunde gelegt, nach welchem er seinen Monarchen von drey Seiten betrachtet. Erstlich, wie ihn die Vorsehung durch seine Geburt und die Tapferkeit seines Muthes zu einem erhabenen und des Thrones würdigen Prinzen: durch seine vortreffliche Regierung zu einem weisen und gütigen Beherrscher, und durch seine ausserordentliche Frömmigkeit zu einem heiligen und gerechten Christen machte. Hier ist der Anfang von der Ausführung seines ersten Theils:

Wenn die Vorsehung große Seelen auf den Thron setzet, so sind ihre gewöhnlichen Wege Geburt und Tugend. Jene giebt einen Vorzug, den die Menschen übereingekommen sind, zu erkennen: diese giebt einen Vorzug, der aus ihrer eignen Geburt herfließt. Die Geburt überliefert uns die Verdienste der Ahnen; die Tugend verherrlichet die Ahnen durch unsere eignen Verdienste. Beyde sind das kostbarste Geschenk des Himmels: aber nur derjenige macht den rechten Gebrauch von ihnen, welcher der Geburt das Recht, ihn auf den Thron zu heben, entreißt, um alleine der Tugend ihre Rechte geltend zu machen. Gott hat auch in Ansehen unsers höchseligen Kaisers eben diese Wege gewählet, aber auf eine so wunderbare Weise, daß wenn wir die ersten Umstände mit den Augen der Welt ansehen, seine

Geburt, ungeachtet seiner Tugend, eine Hinderniß der zukünftigen Größe schien, und daß seine Tugend, auch ohne die hohe Geburt, ihn des Thrones würdig machte. Es ist wahr, er war aus einem der erhabensten Geschlechte Europens entsprossen: und wenn ich sage, daß er aus dem Hause Lothringen hervorgetreten, so habe ich alles, was die Geburt großes geben kann, genennet. Dieses Haus, welches gleich den andern königlichen Häusern der Erde seinen Ursprung in der Dunkelheit der entferntesten Jahrhunderte findet, hat seinen schimmernden Ruhm durch alle Reiche verbreitet. Da es selbst keine Kronen trug, so lehrte es doch seine Prinzen, wie sie fremde Kronen tragen sollten. Es gab andern Reichen Könige, auswärtigen Königen vortreffliche Gemahlinnen, zahlreichen Kriegsheeeren die erfahrensten Feldherrn, der Kirche Gottes die verehrungswürdigsten Vorsteher. Klugheit, Tapferkeit, Gottesfurcht und Eifer für die Religion waren häusliche Tugenden, und machten jederzeit seinen wahren Charakter aus. Von mächtigen und kriegrischen Monarchen umzingelt, besaß es die feinste Staatskunst, seine Staaten gesichert zu halten und sein Ansehen zu behaupten. Wer mag alle die berühmten Feldzüge, die kühnen Unternehmungen, die gelieferten Schlachten, die ungemeinen Siege, die bestürmten Städte, die eroberten Provinzen, die entrissenen Trophäen erzählen? Wien wird jederzeit das vortreffliche Denkmaal des Eifers für Gott und den Staat, des Muthes und der Kriegskunst eines Karl Leopolds seyn, und die Kirche kann ihre herrlichen Verfechter nicht bewundern, ohne einen großen Gottfried von Bouillon an die Spitze derselben zu stellen. Unter dem Glanze dieser unsterblichen Namen erschien unser Monarch: allein der Himmel wollte, daß er der zweyte Sohn des weisen und friedfertigen Leopolds seyn sollte: und ihr wisset, hochansehnliche Zuhörer, wie vieler Vor-

rechte

rechte dieser Ort beraubet. Ja, Gott that mehr. Er rief nachmals dem fürchterlichen Kriege, um Deutschland zu beunruhigen, und seine mächtige Hand lenkte das Schicksal unsrer Waffen also, daß der Preis des Friedens die Abtretung des väterlichen Erbes der Herzoge von Lothringen seyn mußte.„

Wenn er von dessen nachfolgender Vermählung redet, so schildert er die beyden hohen Personen auf folgende würdige Art ab:

„Ihr weiten Königreiche und Länder, welche Freude überschwemmte damals eure Gränzen? Und du berühmter Sitz der Kaiser, großes Wien, was sahest du in dem Bezirke deiner Mauern? Das schönste Band, das noch jemals der Erdkrais gesehen hat; die Vereinigung zweyer der herrlichsten Häuser; einen Prinzen, dessen zur Hoheit gebildete Seele die edeln Reize seines Körpers ankündigten, und eine Prinzeßinn, welche mit allen Schönheiten ihres Geschlechts alle Tugenden des andern vereinbarte: einen Erben unzähliger Tugenden seiner großen Ahnen, und einer Erbinn vieler glücklicher Provinzen: einen Helden, dessen Muth fähig war, viele Kronen zu verdienen, und eine Heldinn, deren Tapferkeit, Macht und Ansehen ihm die herrlichste unter allen aufsetzen konnte; einen zukünftigen Beherrscher Deutschlandes, der alle Vorrechte des Hauses Oesterreich aufrecht erhalten konnte, und eine zukünftige Regentinn, welche durch die Größe ihrer Unternehmungen allen Ruhm ihrer kaiserlichen Vorfahren hinterlassen sollte. — Das vortrefflichste aber, was dieses hohe Eheband an sich hatte war, daß es nicht so wohl die Hände, als die Herzen selbst verknüpfte, und daß, wenn es alle wichtige Vortheile, die man von einer Staatsheurath, wenn ich so sagen darf, erwarten kann, mit sich brachte, es auch beyde Theile alle die Süßigkeiten jener Vermählungen,

bey denen nur die Liebe alleine die Wahl hat schmecken ließ.„

Wir würden mit Abschreiben nicht fertig werden, wenn wir alle feinen Züge, mit denen dieser Lobredner jede Handlung seines Helden zu schmücken und zu erheben weis, anführen wollten: und man weis, wie viel eine aus dem Zusammenhang gerissene Stelle von ihrer Würde und Annehmlichkeit verliret: eine einzige aus dem Beschlusse dieser Rede mag statt aller übrigen gelten.

„Ich habe euch die Absichten des Allerhöchsten über unsern verblichenen Kaiser entdecket, um ihn der größten Hoheit würdig, durch dieselbe verherrlichet, und in derselben heilig zu machen. Euere Pflicht ist nun, bey den langen Schmerzen, den ihr über seinem Verlust empfindet, ihn immer zu bewundern, und sein Andenken ewig in eurer Brust zu bewahren. Wer ist dieser Bewunderung mehr würdig, als derjenige, den der Mund von tausend Völkern, Vater, Schutz, Stütze, Hoffnung und Liebe der seinigen genennt hat, und allezeit nennen wird? als derjenige, der alles, was die Religion und Welt hohes in sich begreift, in seiner Seele versammelt, seine Kronen durch Tugenden erworben, und seine Tugenden durch Kronen verschönert hat; bey welchem allezeit die Verdienste seine Würden, die Thaten seinen Ruhm, das Herz seine Hoheit übertreffen? als derjenige, dessen Weisheit in den Geschäfften scharfsinnig, ohne auf eitle Spitzfündigkeiten zu gerathen, dessen Klugheit fein und eindringend, ohne Ränke zu gebrauchen, dessen Vorsicht behutsam gewesen, ohne den Entschließungen ihren Nachdruck zu nehmen? als derjenige, dessen Vergnügen die Sorge für sein Volk, dessen Beschäfftigung unsre Ruhe, dessen Regierung unsere Glückseligkeit gewesen ist; der sich selbst vergessen können,

können, um an seine Völker allein zu denken: sich seiner Vortheile beraubet, um sie zu bereichern; den Glanz seiner Größe von sich geleget, um sich ihnen ganz mitzutheilen? als derjenige, der gewußt hat, die Majestät mit der Gnade, den Ernst mit der Leutseligkeit, die Gerechtigkeit mit der Nachsicht, die Tapferkeit mit der Friedfertigkeit zu verbinden, alle königliche Tugenden durch die sanfte Schönheit seines Geistes liebenswürdig und alle stillere Tugenden durch den Adel seiner Seele verehrungswerth zu machen: der dem Glücke durch Mäßigkeit eben so Einhalt gethan, als er dem Glücke durch Standhaftigkeit getrotzet, und der den Neid und die Eifersucht durch die Güte seines Herzens eben so beschämet, als er den Betrug und die Heucheley durch seine Aufrichtigkeit entlarvet hat? als derjenige endlich, welcher die ganze Reihe seiner vortrefflichen Thaten durch die reinen Absichten seines Christenthums erhoben: eben ein so großer Gerechter als Monarch geworden, und sich desto würdigere Lobeserhebungen verschaffet, ie weniger er sich bestrebet hat, dieselben aufzusuchen?„ Würden wir diese Stelle nicht einer der besten aus einem Flechier entgegen setzen können.

Bey dieser Gelegenheit müssen wir auch einen Irrthum widerrufen, der sich in dem vorigen Bande der Bibliothek eingeschlichen. Wir hatten den Herrn Pater Dennis, auf eine falsche Nachricht, als den Verfasser des Lustspiels der Vorwitzige angegeben: es ist aber solches der Herr Wurz, von dem die obgedachte Rede ist: übrigens haben wir den ersten als den Verfasser des mit so viel schönen Stellen angefüllten poetischen Sendschreibens an den Herrn Klopstock kennen lernen, welches die ham-

hamburgischen Zeitungen bekannt gemacht: eine neue angenehme Nachricht für uns, daß wir die schönen Geister in Wien sich vervielfältigen sehen!

Wir kommen zu der zweyten Trauerrede, die von einem andern Jesuiten, dem Herrn Karl Mastalier, in der Kirche des Königl. adelichen Theresianischen Collegiums gehalten worden; sie ist auf 30 Seiten abgedruckt, und ebenfalls voll glänzender Stellen, die dem Verfasser Ehre machen. Er stellt nach Art des Plutarchs eine Vergleichung zwischen dem Augustus und den verstorbenen Kaiser an; wir müssen uns aber auch nur einige Stellen daraus anzuführen begnügen, da eine völlige Zergliederung derselbigen zu weitläuftig seyn möchte.

„August ward durch den letzten Willen des Julius Cäsar von demselben an Kindesstatt angenommen, und als der Erbe seiner Reichthümer und siegreichen Armeen hatte er nun Recht und Mittel genug, sich bis zum Gipfel des römischen Kaiserthums hinaufzuschwingen: unser Kaiser wurde zu einem Reiche gerufen, wozu ihm die Geburt kein Recht gab, zu andern gewählet und gebeten, wo er so gar fremd war: desto mehr Ruhm für Ihn, daß Ihm seine seltenen Verdienste und erhabenen Fürstengaben den Weg zur höchsten Würde öffneten, den sich August über einen Haufen Leichen seiner Mitbürger bahnen mußte. Zwar jene berufene Schlacht bey Actium war das entscheidende Verdienst, das ihm die Oberherrschaft Roms, und der Welt in die Hände spielte. Ich will nichts von Agrippen und andern un-

der-

vergleichlichen Feldherrn reden, welche vielleicht siegen gesehen zu haben, sein größter Sieg gewesen: wer waren seine Feinde? Ein gezwungenes und aus verschiedenen Theilen der Welt zusammengerafftes Volk: ein weibischer Römer, der die Tapferkeit der Scipionen bey den Weichlichkeiten Aegyptens verlernet hatte, und eine treulose Königinn, die ihren Anbeter in der Mitte des Gefechtes schändlich verließ. Wenn nun dieser Sieg in den Augen der Welt so schimmernd ist, wie viel herrlicher muß uns nicht jener Sieg in die Augen leuchten, den unser höchstsel. Kaiser noch als Großherzog bey Cornea erfochten! Es war nicht hier um die Oberherrschaft der Welt zu thun, die sich der Ueberwinder durch Unterdrückung eines unabhängigen Volks in dem Wohnsitze der Freyheit, zu Rom befestigen will, ein Gegenstand, der jedes ehrgeizige Gemüth in tausend Todesgefahren hinreissen würde: nein unser junge Held streitet allein für das Erbe seiner Gemahlinn, für das Erbe seines Gutthäters, und die Sicherheit eines Volks, dessen Liebe ihn weit mehr als Reiche reizte rc.„

Wir wollen dieser nur noch eine einzige Stelle beyfügen, wo von den Schutze, den der Kaiser den Wissenschaften angedeihen lassen, geredet wird. „August schützte die Wissenschaften, und wenn hat ihnen unser große Kaiser seinen Schutz versaget? Ihr schönen Künste, die ihr das Lob euers Octavians so göttlich erhoben, und durch die lange Reihe so vieler Jahrhunderte bis zu unsern Zeiten herab gebracht habt, hier fodere ich eure Dankbarkeit, ihr seyd euerm August nicht minder schuldig. Er hat euch in eurem Lieblingslande Toscana mit so vielen Freyheiten begabt, mit solchen Belohnungen aufgemuntert, mit solcher Huld geschätzet, daß ihr nie schöner geblühet, saget vielmehr,

nie völler geherrschet habet. Du Meisterinn der Zeiten, und das einzige Licht in den Finsternissen der vergangenen Jahre, ewige Geschichte! Du bist es verpflichtet, sein Gedächtniß bey der letzten Nachwelt zu verewigen. Seinen unermüdeten Sorgen und seiner kaiserlichen Großmuth hast du es zu verdanken, daß Er unsern Zeiten, alle Merkwürdigkeiten des Alterthums, alle Perioden, Könige und Selbstherrscher der entferntesten Jahrhunderte, alle seltsamen und kostbaren Stücke der Städte und Völker, und jene allen Werth übersteigende Folge der Kaiser, von Karl dem Großen bis zu seinen ruhmvollen Tagen, in den ächtesten Münzen gesammelt und aufgedecket hat. Du Räthsel der finstern Jahrhunderte, und Schmuck unserer Zeiten, unerschöpfliche Naturkunde, zeige uns einen Monarchen aus allen Weltaltern, dem Du mehr bekannt, oder verbunden wärest! Er hat alle Reiche der Natur durchforschet, alle Wunder ausgespüret, und alle Seltenheiten aus den entlegensten Gegenden eingehohlet. Dieser neue Salomon hat uns alle Pflanzen der Welt in einem Garten gezeiget, auf seinen Wink zogen sich die fremdesten Thiere und Bäume in unsre Himmelsgegend, und von ihm geschützet blühten hier Ahorn und Palmen, wie in ihrer Mutterschooße. Nur Ihm kann man diese ausserordentliche Lobrede machen, daß wer seine verschiedene Sammlungen gesehen, der habe alles gesehen, was die ältesten Zeiten Unbekanntes, was die Natur Prächtiges und die Welt Seltnes haben. Du himmlische Wissenschaft der Sternsehekunst, wann wirst du ein Gestirn nach Seinem Namen nennen? War jemals eine seltnere Erscheinung, eine wichtigere Beobachtung, oder ein neuer Auftritt in dem unendlichen Raume des Himmels, wo er Sich nicht auf deinen unersteiglichen Warten gezeiget hätte? Seine Wißbegierde

macht

macht dir Ehre, Seine Uebung und Anwendung adelt Deine Arbeiten, und seine Gegenwart ist Dir die merkwürdigste Erscheinung gewesen. Ihr Wissenschaften alle, die ihr aus dem Staube der Verlegenheit herausgehoben, hier nicht nur euern Wohnsitz, sondern Tempel habet, eifert für die Unsterblichkeit jenes Namens, der mit dem Namen eures Schutzgottes vereinet, euch von allen Seiten eures Athenäums belebet und beschützet, und verkündet es den unbilligen Anbetern des Alterthums, wie sorgfältig, wie allgemein unser August sich euere Aufnahme und Erhaltung ließ angelegen seyn.„ — Die Kritik wird vielleicht einige unbestimmte Ausdrücke tadeln, die der Verfasser bey einer sorgfältigern Prüfung gewiß selbst bemerket haben würde. So scheinet der Gegensatz, „die Wissenschaften haben nie schöner geblühet, oder vielmehr nie völler geherrschet,„ falsch zu seyn, weil in dem Gegensatz „mit Beziehung auf die Blüte stehen sollte,„ oder vielmehr, nie bessere Früchte getragen: Eben so schicken sich in der Folge, die Wörter sammeln und aufdecken nicht zu den Perioden, Königen und Selbstherrschern — unersteigliche Warten würden auch von dem Kaiser nicht haben erstiegen werden können. Der Staub der Verlegenheit ist fremd, so gut man auch der Staub der Niedrigkeit sagen kann: allein wir kennen den Herrn Verfasser schon aus andern kleinen Werken des Witzes zu gut, als daß wir solche Fehler nicht blos auf Rechnung der Uebereilung schreiben sollten.

Wir müssen noch ein paar Gedichte vom Hrn. von Sonnenfels auf diesen Tod erwähnen; aus deren

ren ersterm wir eine vorzüglich schöne Stelle unsern Lesern nicht mißgönnen können: es ist eine Rede an des itzigen Kaisers Majestät, die er seinem verstorbenen Vater, den er als Schutzgeist Germaniens erscheinen läßt, in den Mund legt;

Er ist nicht mehr! so tönt das Klaggeschrey
Germaniens, das nun auf Dich den Blick
O Joseph kehrt, und den entrissenen
Nicht ganz entrissen schätzt, weil Du ihm folgst,
Erfülle nun die Hoffnung Deines Volks!
Es hoffet viel, es fodert viel von Dir,
Dem Sohne Franzens und Theresiens.

Wie? welch ein feyerliches Licht
Umfließt den Erdenball? es öffnet sich
Der Seligkeiten Sitz — er steigt herab
Zum Genius Germaniens verklärt,
Um den Du trauerst — horch! er ruft Dir zu!

„Herrsch über Bürger die nicht Knechte sind!
„In ihren Herzen gründe Deine Macht!
„Erwirb Gehorsam Dir, nicht durch die Furcht,
„Durch Weisheit der Gesetz erwirb sie Dir!
„Es strafe, der Dir nicht gehorcht, sich selbst!
„Laß jeden Tropfen Bluts Dir heilig seyn!
„Du zählst dem Herrn der Könige sie einst
„In seine Hand, woraus Du sie empfiengst.
„Verschwende nicht der Unterthanen Gut!
„Es ist nicht Dein! es ist ihr Eigenthum;
„Dieß zu beschützen ist der Fürsten Pflicht.
„Es segne Dich der Landmann bey dem Pflug,
„Der einst bey einer unverdorbnen Welt,
„Selbst königliche Hände nicht entehrt.

„Durch

„Durch Dich geschätzt, erheb die Handlung sich!
„Der Ueberfluß folgt ihren Schritten nach:
„Den Wissenschaften hold, befördre die,
„Durch deren Licht der Menschheit Wohlstand wächst!
„Versage Schmeichlern stets — der Wahrheit nie
„Den Zutritt zu dem Thron! Ehr Tugenden
„Im Küttel! — Strafe Laster im Pallast.
„Der Unschuld Stimm verstumme nie vor Dir,
„Die Ungerechtigkeit scheu Deinen Blick!
„Nicht niederträchtige Gefälligkeit,
„Verdienst empfehle Dir die Lieblinge —
„Sie seyn zugleich die Lieblinge des Volks! —

„Erfüllst Du Deiner Abkunft würdig, so
„Des Thrones eigene Bestimmung; Sohn!
„Dann lohne Dir die königliche Lust,
„Der Bürger blühend Wohl durch Dich gegründet,
„Und innre Ueberzeugung: Du verdienst
„Den unverstellten Ruf der Deinigen,
„Wann Väter wünschen, ihrer Enkel Jahre
„Verkürzt, und Deinen Jahren zugelegt.
„Und wann Du einst, der Sterblichkeit entrückt,
„An meiner Seit den Lohn empfängst, so sey
„Der Schmerz des Volks, das um Dich weint, wie itzt
„Um mich, die prächtigste Lobrede Dir —

Das 2te führet den Titel: Das Gesicht des Sohns Sela-Haschemesch, das er gesehen hat über Franzen den Ersten, Römischen Kaiser. Wir müssen zwar gestehen, daß uns diese Erdichtung nach orientalischem Geschmack zu der Absicht ei-

nes

nes solchen Gedichts nicht gefallen will, indem uns der petit Prophete de Boemishbroda und andere solche Werkchen dabey eingefallen sind, wir auch diesen Geschmack gern von unsrer deutschen Dichtkunst entfernt wissen möchten; daß uns ferner die beständige Wiederholung des Verbindungswörtleins **und** nebst der Versetzung der Wörter mehr ein Fehler der biblischen Uebersetzungen, als ein charakterisches Zeichen der orientalischen Poesie zu seyn scheint: inzwischen leuchtet doch ein Dichter hervor, der den übrigen Charakter dieser Art von Dichtkunst durch hohe und glänzende Metaphern wohl zu beobachten gewußt: Der Dichter sieht Gott, wie er die Seelen der Fürsten wäget:

Sieh! ich ward erhoben über die Berge Gottes, und ich schwebte zwischen den Himmeln und der Erde, und ich ward getragen von einer unsichtbaren Hand.

Und ich sah den Erdenball unter mir, einen Punkt in ungemessenem Raume, und ich sah ihn nicht mehr; und ich wandelte zwischen Sonnen, und kam zum Throne des Ewigen, und ich fiel auf mein Angesicht nieder, und betete an, und zehntausendmal zehntausend mit mir.

Und zu den Füssen des Throns war ein güldner Altar, und von dem Altare rauchte empor das Gebet der Heiligen, und das Seufzen der leidenden Tugend, und Vergebung, und Erbarmen der Menschenkinder, und dankbares Stammeln der Unschuld, dem Ewigen ein süßer Geruch.

Und der Thron war in furchtbare Dämmerung gehüllet, und feyerliche Stille herrschte um denselben und die Seraphim sangen nicht ihr ewiges Hallelujah.

Aber

Aber die rollenden Donner verkündigten Jehovah in der Dämmerung; und seine Blitze fuhren umher, und ich hörte: und wie das Brüllen der Wogen, die an Felsen zerschellen, und wie das Rauschen des mitternächtlichen Sturmes in dem Eichwalde Ephraims war seine Stimme.

Und es stürzte Schrecken über mich, und kein Odem blieb in mir: und ich lag auf meinem Antlitze schaudernd und kraftlos, und erkühnte mich nicht aufzublicken zu dem Allerheiligsten.

Da ward ich berühret von einer Hand, und eine sanfte Stimme, wie das Wehen der Mittagsluft in den Lustgängen Eden, lispelte mir Stärke zu: und mein Geist kam zurücke, und ich stund auf meinen Füssen, und ich erhub mein Angesicht und sah:

Er saß in schreckbarer Herrlichkeit auf dem Throne, der ist, und ein Regenbogen war über seinem Haupte ausgespannet; und die vorübergehende Sonne milderte den Glanz seines Angesichts, und sein Fuß stand auf tausend Welten.

Und eine güldne Wage war in seiner Rechten; und er hielt die Linke hoch empor, und die Vesten des Abgrundes erbebten, und es erschallte eine Stimme: **Er hält den Königen Gericht, der Richter der Welt.**

Und alsobald traten vor das Angesicht des Richters glänzende Schaaren: und ihre Gestalt war gleich den Jünglingen, die von Weibern geboren werden; und sie waren bekleidet mit der Morgenröthe, und hatten Kronen auf ihren Häuptern, und Gefäße in ihren Händen, auf denen gezeichnet waren die Namen der Fürsten und Mächtigen der Erden.

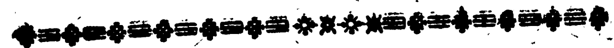
Und in den Gefäßen werden gesammelt die Verdienste der Fürsten, und das Gute, das sie bringen über

die

die Völker, über welche sie der Herr verordnet hat, zu wachen und gegeben in ihre Hand das Recht und Gerechtigkeit und das Leben.

Und es trat herbey, der da hielt das Gefäß, das bezeichnet war mit dem Namen Franzens des I. rc.

Das Gedichte geht in diesem Tone bis ans Ende fort, und man wird dem Verfasser ein poetisches Genie nicht absprechen können? der Gedanke: die vorübergehende Sonne milderte den Glanz seines Angesichts, scheint uns den Glanz der Herrlichkeit Gottes auf das erhabenste auszudrücken.



VI.

Vermischte Nachrichten.

Erzählungen zum Scherz und Warnung entworfen von J. C. A. London 1765. (80 S.) Diese Erzählungen sehen völlig den Büchelchen gleich, die man vormals unter den Titel: Seltsame und kurzweilige Histörchen häufig herausgab: der Verfasser hätte sie mit gutem Rechte auch nugas canoras, gereimte Possen nennen können. Er scheint eine gute Gabe zu haben, lustige Schwenke aufzulesen und sie schnackisch zu erzählen, und wir zweifeln nicht, daß er unter rohen Studentenbrüdern, die er hin und wieder so natürlich beschreibt, schon etwas kann zu lachen machen:

Sie taumeln itzt auf stiller Gasse
Und geben ihr Anathema,

Neid,

Neid, Lästersucht und Menschenhaß,
In ihnen steht das Bild der Nächstenliebe da!
Hier ist Parmenio so gut wie Alexander,
Herr Doctor Schwein nichts mehr, als Meister Lüderlich.
Man hält den Strauchelnden, und alle hängen sich
Wie Froschgerecke aneinander.

Wir wollen nur eine kleine Probe von des Verf. Gabe zu erzählen, wie sie uns in die Augen fällt, hersetzen: Der kritische Bauer.

Ein Bauer sah zu Hulst an einem Haus ein Schild
Und fand darauf ein Roß mit Aufputz abgebildt,
Und las daran: Allhier sind Pferde zu verleihen,
In gleicher Reihe stand die Jahrzahl beygefügt.
Hum, knurret Michel Klotz: Das sind doch Prasiereyen!
So lügt ihr Bürgervolk! Ihr Bürgervolk, so lügt!
Da will ich meinen Hals verwetten!
Hier Pferde, siebzehnhundert Stück!
Das möcht ich sehn auf einen Blick,
Wo die hier alle Stallung hätten.

Der Verfasser hat eine leichte Versification, und bey einer bessern Anwendung würde seine Muse noch eher eine Aufmunterung verdienen.

Briefe, der Lady Juliette Catesby an Lady Henriette Ihre Freundinn. Aus dem Französischen übersetzt. Pirmasens, gedruckt bey Gustav Rost. Wir kündigen in dieser Uebersetzung einen Mann an, der seiner Muttersprache einen ganz neuen Schwung zu geben denkt: denn

das er dieß in Willens hat, ist offenbar. Wir erhielten bey der ersten Erscheinung der Briefe des Catesby eine Uebersetzung aus der Weidemannischen Handlung in Leipzig, die auch der Sammlung von Frauenzimmerbriefen eingerückt ist, und die wir für schön, natürlich und leicht hielten: der neue Uebersetzer aber muß davon ganz anders urtheilen, weil er sich die Mühe noch einmal gegeben hat. In der That ist er so original, daß wir nicht anders glauben können, als daß er mit an dem babylonischen Thurme gebauet habe. Der Seltenheit wegen müssen wir doch ein Pröbchen davon anführen, wenn etwan jemand unter uns Lust hätte, diesen neuen galanten Styl nachzuahmen. Wir dürfen nur von der ersten Zeile anfangen abzuschreiben, und um zu zeigen, wie der Verfasser redet, wenn er nicht übersetzet: so folget seine Zueignungsschrift.

G . . . F . . .!

Man will wissen, daß die längst entseelte Schriftsteller bereits die entworfene Gedanken ihren Freunden zugeeignet (*). Ew. G . . . lassen mir die Gerechtigkeit wiederfahren, daß auf denen folgenden Blättern Befindliche vor meine Uebersetzung zu erkennen. Dero Güte ist es, welche mir das Urbild anvertrauet. Dieser nämlichen Gesinnung verdanke die Erlaubniß, meine erstere Bogen am 15. J . . . 176 . . ablesen zu dörfen. Erhalten Sie mir die Gnade U . . D . ., auch B . . G . ., entziehen

*) Oe . . d. M . . . d. V . . . T. V . . . Les Grecs & les Romains addressoient leurs ouvrages, sans la vaine formule d'un Compliment, à leurs amis & aux Maîtres de l'art.

ziehen Sie mir nie Dero schätzbare Gewogenheit, so wird sich der Eifer meiner Wünsche vervielfältigen, in Anrufung des Himmels um Dero Erhaltung. Dieser gebe Dero schönen Augen zu einer Ihnen beliebigen Stunde einen Gemahl, der des besten Herzens würdig.„

e. a. e.

Wir hoffen, daß das Gnädige Fräul-- (beynahe hätten wir uns verleiten lassen, die geheimnißvollen Punkte zu enträzeln!) ihm die Gerechtigkeit wird wiederfahren lassen, diese Uebersetzung für die Seinige zu erkennen: (und wie leicht, da er sich nicht genannt hat, möchte es einem ehrgeizigen Schriftsteller einfallen, sich für den Uebersezer auszugeben!) es möchten sich sonst ihre schönen Augen um den Gemahl zur selbstbeliebigen Stunde sehr leicht bringen: und wie lautet denn diese Uebersezung? hier ist der Anfang des ersten Briefs:

„In vollem Trabe, sechs starker Pferde, mit wohlangeordneter Unterlegung, der Art einer Eilfertigkeit, und daß ich sehr geschwind reise, begleitend von Leuten, um welche mich wenig bekümmere, begebe mich zu andern, nach welchen ganz nichts frage.„ —— Glückliche Reise, Herr Uebersezer! es schüttelt uns so sehr, daß wir weiter nicht mitfahren mögen.

Versuch eines Anhangs zu den Rabnerischen Satyren. Frankfurth und Leipzig, 1765. (197. S.) Dieß ist eine ganz neue Art vom Versuche, sich an berühmte Schriftsteller anzuhängen, in Hoffnung, daß sie uns mit zur Unsterblichkeit schleppen sollen, oder sie wieder zurückzuziehen: aller Ver-

muthung nach wird dem Herrn Versucher keines von beyden glücken. Er mag es aber auch wohl in der Folge gemerkt haben, denn anstatt sich anzuhängen, hockt er andern Schriftstellern in Uebersetzungen auf und läßt sich hinter her tragen: er verwandelt also auch den Titel über seine Arbeiten und nennet sie: Den neuesten Zuschauer nach dem Geschmack Rabners und Swifts. Ob diese Uebersetzungen schlecht oder gut sind, darum haben wir uns weiter nicht bekümmert, und eben so wenig haben wir Lust gehabt, die Recension, die er den Kunstrichtern, als einen Stoff zur Ausfüllung einer halben Seite, über sich selbst an die Hand giebt, abzuschreiben: denn wir haben schon viel zu viel davon gesagt.

Leipzig. Bey Crusius sind zu haben Contes moraux, par M. Marmontel. 3 Vols. avec figures. Wir zeigen diesen Nachdruck nach der vollständigsten Pariser Ausgabe hauptsächlich wegen des schönen Nachstichs der Gravelottischen Kupfer an, die die beyden Herrn Crusiusse zu Verfassern haben. Es sind ihrer, ausser dem Titelkupfer und dem Bildnisse des Herrn M., so viel als Erzählungen, und ohne die beygesetzten Namen wird es schwer seyn, sie vom Originale zu unterscheiden.

Der Patriot, ein Vorspiel am Friedrichstage aufgeführet mit dem Codrus. Leipzig, bey Rumpf. (3 Bogen). Dieses Vorspiel hat Vorzüge, deren sich wenige rühmen können; es sind nicht versus inopes rerum, oder Glückwünsche, die ein paar allegorische Personen aushauchen: Der Herr Verfasser hat würkliche Personen eingeführet: im

ersten

ersten Auftritte erscheinet ein Patriot, der über den wahren Charakter des Patriotismus nachdenket:

Patriotismus, nein! was auch der Leichtsinn spricht,
Ich fühle deine Macht, du bist kein leer Gedicht,
Kein Traum der Phantasie — Erniedrigt und verachtet
Sey der, der nach dem Ruhm dich zu verläugnen trachtet,
Undankbar einen Staat, der ihn wohlthätig nährt,
Und durch ihn die Natur und Welt und Gott entehrt.
Ich geb es zu, daß oft, wenn sie ihn auch nicht fühlte,
Mit deinem Edelmuth die falsche Staatskunst spielte.
Oft trug ein Bösewicht, von Eifersucht entbrannt,
Im aufgebrachten Staat die Fackel in der Hand,
Und schwur beym Dolch, den er ins Blut von Bürgern tauchte,
Beym Tempel und Altar, der im Ruin noch rauchte;
Sein jugendlicher Stolz und kühner Hochverrath
Sey Eifer für die Welt und Liebe für den Staat;
Warf Fürsten von dem Thron und um es zu erretten,
Ein freygebornes Volk tyrannisch in die Ketten. —

Zum Patriotismus gehört nicht Stärke und Macht.

Sprich nicht, um groß zu seyn, fehlt Reichthum mir und Macht —
Verläugne sichern Stolz, entsage leerer Pracht,
Laß zu der Einfalt dich von deinen Vätern nieder,
Leb für dein Vaterland und stirb für deine Brüder,
Und wisse, niemand ist so klein in einem Staat,
Er dient als Patriot durch Eifer und durch Rath.
Die Macht der Nation beruht nicht in Galeeren,
In siegenden Armeen, die Süd und West verheeren.
Oft sind Eroberer der sichern Macht Ruin,
Und stürzen mit dem Staat, den sie erweitern, hin.

Was hilfts? daß, Hannibal, vor dir die Alpe zittert,
Und Cäsars Legion die Gallier erschüttert.
Wer Fluch in Länder trägt, und Fluch auf sein Geschlecht,
Und wär er Herr der Welt, ist auch im Purpur Knecht.

Des Patrioten Gedanken führen ihn natürlich auf das Glück der Sachsen unter der itzigen gesegneten Regierung. Im 2ten Auftritte kömmt ein Freund der Künste: dieser verlangt des Patrioten Gedanken über die Gelehrsamkeit, über die Künste:

So lange, sagt der Patriot, jede Kunst nicht aus den Schranken weicht,
Von ihr kein tödtend Gift in unsre Sitten schleicht,
So lange sie nicht Gott und die Vernunft beleidigt,
Wird sie von mir geliebt, und, hab ich Macht, vertheidigt.
Doch hebt sie sich zu stolz, spricht sie Gesetzen Hohn,
Hält sie sich rührender als die Religion,
Benimmt sie uns den Muth zu glücklichern Geschäfften,
Und schmeichelt sie das Herz, es heimlich zu entkräften,
Ist sie nichts als ein Spiel beym lachenden Pokal;
So haß ich sie zum Ruhm der höheren Moral.

Der Freund der Künste suchet dem Patrioten die Schaubühne zu empfehlen, und meldet zwo Schauspielerinnen eine tragische und eine komische, die sich seinen Schutz erbitten: sie werden vorgelassen, jede erkläret den Innhalt ihrer Kunst und die Absicht derselbigen, und, was dieser Scene eine besondere Lebhaftigkeit giebt, erläutert sie durch Beyspiele, die so gleich

gleich in Handlung gebracht werden. Z. E. die tragische Schauspielerinn will dem Patrioten zeigen,

Wie ein verruchtes Herz, wenn es nach Rache lüstet,
Sich selbst, sein Vaterland, sein eignes Haus verwüstet!

Sie wählt das Beyspiel der Medea:

Denk eine Königinn, von ihrer Majestät
Erniedrigt, aufgebracht, von dem Gemahl verschmäht,
Und grausam von Natur; die Rache zu vollstrecken,
Blickt sie mit Grimm umher, und waffnet sich mit Schrecken.
Vor ihren Füßen flehn zwey Kinder — ihr zur Quaal
Liest sie in jedem Zug den schrecklichen Gemahl.
Erzittre! der Entschluß ist furchtbar; doch verehre
Die Kunst, sieh die Natur in der Medee, und höre:
„Ihr lächelt? führt sie weg; denn dieser stumme Blick
„Durchbohrt mein Herz — doch nein, gehorcht — bringt sie zurück,
„Ich will sie tödten! — Sie? — ja, dieß elende Leben,
„Unglückliche Geburt, wer hat es dir gegeben?
„Ein Jason, ein Barbar — stirb, lehr den Bösewicht,
„Daß man nicht ungestraft Medeens Fessel bricht.
„Doch ach! Natur! Natur! vor wem soll ich erröthen?
„Nein, ich will den Gemahl in seinen Kindern tödten! —
„Was wankst du Dolch? vor wem erzitterst du mein Herz?
„Ach vor dir selber — Gott, welch ein geheimer Schmerz!
„Ich, die ich sie gebahr, an dieser Brust sie nährte,
„Ich soll sie tödten? — ja! — denn der, der mich entehrte,
„Ist Jason, ein Barbar, ihr Vater ꝛc.

Die komische Schauspielerinn versicht nun auch ihre Sache vor dem Patrioten: auch sie lehret durch Beyspiele —

Herr Jourdain, der durch Glück zwo Tonnen Golds gewann,
Erkauft ein Marquisat, und wird ein Edelmann,
Trägt seinem Schneider auf, ihn zum Marquis zu kleiden
Und wird in seiner Hand beredt und unbescheiden,
Ein Thor als Vater, und ein Thor als Ehgemahl
Verzehrt er bürgerlich sein adlich Kapital.
Ich nehm Herr Jourdain, und entlehne seine Mine,
Da steht er, wie er lebt, auf Molierens Bühne
Und schwört beym Federhut, den er seit gestern trug:
Jourdain — du siehsts wohl ein — Jourdain, du bist nicht klug.

Man kann leicht denken, daß der Patriot einer so angenehmen Kunst nicht seinen Beyfall versagen werde: inzwischen sagt er ihnen auch die Einschränkungen, unter denen er sie billiget. Wir würden ein Mißtrauen in den Geschmack der Leser verrathen, wenn wir ihnen erst die angeführten Stellen als schön anpreisen wollten. Wer wird nicht mit uns wünschen, daß der Herr Prof. Clodius, der die Kenntniß der Alten so glücklich mit den Neuern zu verbinden weiß, sich selbst an die Schaubühne wagen, und ihr den Verlust, den sie durch den Tod der Schlegel und Cronegke erlitten, und er gelegentlich in diesem Vorspiele beklaget, ersetzen möge.

Lebens-

Lebensbeschreibung Herrn Johann Elias Ridingers in Augspurg.

Dieser brave Künstler ist in Ulm im Jahre 1698. den 16ten Febr. geboren, und sein Vater, der in der Schreiberey, auch sehr geschickt in Verfertigung artiger und künstlicher Figuren, von Personen, Pferden, Hunden und andern Thieren war*), ließ nichts an seiner Erziehung fehlen, und widmete ihn wegen seiner geäußerten Fähigkeit, den Studien, wie er es dann in der lateinischen Sprache zu einer großen Fertigkeit brachte, aber auf einmal entschloß er sich, dem Triebe zur Malerey zu folgen und sein Glück bey dieser Kunst zu suchen. Seine Freunde suchten ihn zwar wegen der wenigen Achtung, in der die Künste daselbst stunden, zurück zu halten: allein sein Vater unterstützte seine Begierde, und übergab ihn im 14ten Jahre seines

 Alters

*) Sie waren 6 bis 7 Zoll hoch, wohl gezeichnet, und die Pferde nach verschiednen Stellungen, mit natürlichen Vorder- und Hinterzeug auch Decken versehen, und so sauber von einer schönen Zusammensetzung, als ob sie poußirt wären, doch waren sie in meßingnen Formen gedruckt. Ein Augspurger Bürger ließ bey 300 Stück von ihm, nachdem er sich hieher gezogen, verfertigen, worunter sich ganze Compagnien von Cüraßier, Dragoner und Husaren sammt völliger Feld-Equipage, mit Kutschen, Sänften, Proviantwagen rc. befanden, nur schade daß die Materie nicht dauerhaft, sondern den Mülben und Würmern unterworfen war! Es war keine Kleinigkeit, sondern nach der Kunst gearbeitete Sache, so sich auf tausend Gulden belief. Nachgehends kamen die meisten nach Venedig.

Alters einem in Ulm wohnenden guten Maler, Chri-
stoph Resch, in die Lehre; weil aber der Meister in
Ermanglung guter Arbeiten sich zu allerhand nie-
derträchtigen Geschäfften, als Fassen, Anstreichen,
Wachsmahlen herablassen mußte, so wurde der
junge Mensch durch eben so schlechte Arbeiten in sei-
nem Eifer gehindert und versäumet; doch gewann
er von einer andern Seite von seinem Lehrmeister,
der gute Einsichten in allen Theilen der Mathema-
tik besaß, und er brachte ihm so wohl in der Geome-
trie, Architectur und Perspectiv, als auch andern
dahin einschlagenden Wissenschaften richtige Begriffe
bey, deren Nutzen er erst bey mehrern Jahren recht
kennen lernete. Zu einer Zeit erkaufte sein Lehr-
herr die Sandrartischen akademischen Werke, wollte
aber seine Frau solches nicht wissen lassen, und ver-
abredete mit seinem Lehrlinge, selbige heimlich in
das Haus zu bringen, mit Versprechung daß er
alle Morgens von 5 bis 7 Uhr in einem verschlosse-
nen Zimmer darinn lesen dürfte, welches treffliche
und voll Kunstfeuer angefüllte Buch aber, die Be-
gierde des jungen Menschen auf solche Art anflamm-
ten, daß er seinen geringen Fortgang, und die bey
diesem Künstler mangelnde Gelegenheit betrübt ein-
sah, und auf den kühnen Entschluß verfiel, heimlich
nach Italien zu gehen. Seinen Gedanken nach
brauchte er hierzu sehr wenig, und da sein Lehrmei-
ster ihm einen Sparpfennig von zugefallnen Trink-
geldern gesammlet, so hatte er schon Hammer und
Steineisen in Händen sich dessen zu bemächtigen.
Nur seine zärtliche Denkungsart hielt ihn noch zu-

rück:

rück: er suchte also ein ander Mittel. Man erlaubte ihm jährlich einen Spatziergang zu einem Freund, etliche Stunden von Ulm, und da er zu der Zeit kurz vorhero einige 30 Kreuzer von jemand zu Farben und Pinsel geschenkt bekommen, so glaubte er sich schon im Stande zu seyn, die Reise nach Italien anzutreten; legte auch würklich einige Stunden zurück: hier nöthigte ihn der Hunger, um sich in einer Herberge eine Suppe machen zu lassen, als ihm aber der Wirth auch Fleisch darzu brachte, und eine Zeche von 12 Kreuzer machte, so fand er erst, daß man zu einer solchen Reise mehr brauche, um nicht zu verhungern: er war also noch einmal genöthiget, den Weg nach Ulm zurück zu nehmen, und sein Verlangen zu unterdrücken.

Als nun seine Lehrzeit zu Ende war, und ihm sein Herr frey sprach, um nach Gewohnheit einen Degen tragen zu dürfen, so preßte solches dem jungen Maler Thränen aus, und er beklagte sich öffentlich, daß er dieß Ehrenzeichen nicht verdiene, weil er nicht so viel gelernt habe, sich als einen wahren Künstler zeigen zu können; seinen Lehrherrn verdroß dieses, und er bedeutete ihn, hin zu gehen, wo er mehr lernen könne.

Seine Umstände nöthigten ihn also in Augspurg bey einem zünftigen Maler, Herr Johann Erlich, (welcher auf Hamiltonische Art Düsteln, Schlangen, Vögel, Insekten u. s. w. malte) und nachgehends bey einem andern, welcher bischöflicher Maler und Vergulder war, in Dienste zu treten: aber auch hier fand er seine Erwartungen nicht erfüllet,

füllet, außer daß er Gelegenheit hatte, zuweilen etwas Gutes zu kopiren. Einsmals sollte der Hofmaler einen Staatswagen malen, worzu er einen Riß machen mußte, aber des jungen Ridingers Modell wurde vorgezogen, und zum Vergnügen des damaligen Oberhofmarschalls, Herrn Grafen von Bollheim, verfertigt.

Da ihm nun seine Neigung besonders zu Zeichnung und Malung von Pferden und Thieren überhaupt führte, so machte er schon hier den Anfang mit Verfertigung verschiedner artiger Stücke, welche ihn auch bey dem damaligen in Regenspurg befindlichen churbrandenburgischen Comitialgesandten, Herrn Grafen von Metternich, empfahlen, (hierzu kam die besondere Unterstützung seines lieben und unvergeßlichen Freundes des berühmten Portraitmalers, Gabriel Spitzel, welcher den Grafen eben malte, als die eingesandten Probestücke anlangten;) der Graf ließ ihn zu sich kommen, und hier hatte Herr Riedinger schöne Gelegenheit, seinem Hange zu folgen, indem er sich die Reitschule und Jägerey so wohl zu Nutz machte, daß als er nach drey Jahren wieder zurück kam, alle Kenner die große Fähigkeit bewunderten, die er in so kurzer Zeit sowohl in historischen Figuren als Thierstücken erlangt hatte: besonders malte er 2 große Stücke für Hrn. Joh. Daniel Herz, wovon eines einen Viehmarkt, das andere eine Pferdeweyde vorstellte, mit vielem Verstand und Geschicklichkeit; doch dünkte er sich nicht zu groß zu seyn, von dem damals lebenden Herrn Georg Philipp Rugendas, berühmten

Batail-

Bataillenmaler noch mehr Unterricht anzunehmen. Einige Jahre darnach, die er in dem rühmlichsten Fleiße und beständiger Besuchung der Maler-akademie zugebracht, verheyrathete er sich 1723 mit der Wittwe des verstorbenen Johannes Saiters, Portraits- und Historienmalers, Fr. Jakobina Zürhele. Diese hatte bereits von ihrem ersten Manne einen Sohn und eine Tochter, deren er sich als ein leiblicher Vater annahm. Die Tochter, die sich mit einem Kattunfabrikanten verbunden, war eine geschickte Zeichnerinn. Der Sohn, Johann Gottfried Saiter, hatte es aber durch dessen Unterricht so weit gebracht, daß er als ein sehr geschickter Kupferstecher nach Italien gieng, und besonders in Florenz vortreffliche Stücke verfertigte, auch nach 14 jährigem Aufenthalte daselbst, wie auch zu Rom und Venedig, sich seit einigen Jahren wieder in Augspurg befindet, und mit vielem Ruhme in der Kupferstecherkunst arbeitet, besonders wenn er seinem eigenen Geschmack folgen kann; auch malt er zuweilen mit Oelfarben eigne Erfindungen.

Er selbst mußte unter diesen Umständen die vorgehabte Reise nach Italien um so vielmehr aufgeben, da sich seine Geschäffte sowohl im Malen als Zeichnen für dasige Verleger *), Goldschmiede **) und Kunstlieb-

*) In allen guten Kunstverlägen sind Stücke von ihm zu finden.

**) Zu der großen Silberarbeit so an den Königl. Preußischen Hof im Jahre 1724. allhier gemacht wurde, zeichnete er die Figuren zu den Wandleuchtern und Tischen ꝛc. so die 12 Röm. Kaiser und Götterwagen, fast halb Lebensgröße vorstellten.

liebhaber vermehrte. Sein Fleiß war so wohl in der Kunst als in den schönen Wissenschaften unermüdet. Selbst die Nacht ließ er nach dem Runden oder Antiken zeichnen, wie denn der Verf. dieser Nachricht selbst einen Winter lang das Glück seines Unterrichts genossen hat. Er legte sich auch auf das Radiren in Kupfer, und wie weit er es darinn gebracht, zeiget das Verzeichniß von dessen vortrefflichen Blättern.

In Betrachtung dieser Kunst so wohl, als seiner Malereyen und Zeichnungen, wird ihm niemand den Ruhm eines großen Meisters streitig machen können, eines Künstlers, welchen Italien, Frankreich und Deutschland samt den Niederlanden in dieser seiner ganz eigenen Sache der Thiere, Pferde und Jagdstücke, auf solche Art bishero nicht aufweisen können: der irrige Schluß fällt also auch in Herrn Riedingers Person weg, wenn man glaubt, es könne kein Künstler groß werden wenn er nicht in Italien studiret habe, und man kann mit Recht auch auf ihn anwenden, was unser vortrefflicher Landsmann in Paris, Herr Wille, in seinem Briefe an Herrn Fuißli in Zürch schreibt: „Ich bewundere Sie mehr, da Sie es (Italien) nicht gesehen „haben, und so groß geworden sind, als ich Sie „bewundern würde, wenn sie es gesehen hätten, und „größer geworden wären; die Schwürigkeiten, wel„che sie in ihrem Vaterlande angetroffen, überwie„gen die Schwürigkeiten der römischen Maler un„endlich.„

Daß ich aber eben nicht zu viel gesagt, getraue ich mir allezeit zu beweisen, da ich unter allen

Samm-

Sammlungen von französischen, niederländischen, wälschen und deutschen Kupferstichen, deren ich eine große Menge gesehen, keine von dieser Art der Thiere gefunden, welche der Künstler nicht nur erfunden und zugleich in Kupfer gestochen, sondern auch als Autor eine vorzügliche Beschreibung darzu gemacht hätte. Denn wenn man die Riedingerische Thierstücke mit Aufmerksamkeit betrachtet, so findet man nicht nur die natürliche Gestalt der Thiere nach ihrem Alter, Jahrszeiten und gewöhnlichen Stellungen in Licht und Schatten, sondern es zeigen sich auch die Arten der Haare des Balgs, der Federn in den verschiedenen Thierarten, ja der Glanz der Haare in den Vertiefungen und Runden der Körper selbst: Wie lebhaft zeigen sich die Affekten der Thiere in Stärke und Mattigkeit, in Geschwindigkeit und Trägheit, in Ruhe und Flucht, in Furcht und Listigkeit, in Hitze and Brunst, in Zorn, Grimm und Wuth, in Schmerz und Todesangst! man besehe das Werk von 41 Blat, med. Folio. **Betrachtung der wilden Thiere,** worzu der sel. Brokes die Verse gemacht, als auch zu 4 Blat Thierkämpfen. Sollte ein Rubens seinen zornigen Löwen und saugenden Leoparden in dem 46sten Blat der Churfürstl. Sächsischen Dresdner Gallerie von Riedingers Hand und Verstand so schön nachgeahmt sehen, so würde er ihm gewiß Gerechtigkeit wiederfahren lassen, seinen Geist (auch in Vorstellung reissender Thiere) zu bewundern. Allein, nicht nur der Freund der Kunst sieht dieß mit Vergnügen, sondern ein jeder Liebhaber von Reiten und

Jagen,

Jagen, findet in seinen Werken in Reiten, Bejagung, Behetzung und Fang der Thiere, in ihren Spuren und Fährden einen getreuen Unterricht; wie majestätisch sind auf einer andern Seite seine Portraits großer Herren zu Pferde, wie reizend und einsichtsvoll sein Paradies, wie sinnreich seine Fabeln, wie unterscheidend seine Nationalpferde, was für Kenntniß in der alten und neuen Historie, zeigen nicht die großen Blätter der Belagerung von Halicarnaß und Alexander des Großen Thaten, als auch der Untergang des Pharao im rothen Meere! Die Liebe zu dieser Art von Malerey, ich meyne der Thiere, äußerte sich schon in seiner frühen Jugend, indem er, ohne noch zu wissen warum? sein größtes Vergnügen bey öfterm Aufenthalte seiner Verwandten auf dem Lande fand, in Wäldern so groß als kleinem Wilde und Federviehe nachzuschleichen, um sie recht betrachten zu können, er setzte auch diese Beschäfftigung über seine männlichen Jahre hinaus fort, und hielt diese Stunden für die vergnügtesten seines Lebens. Seine Malereyen werden mit der Zeit sehr rar werden. Denn nach Verhältniß seines großen Fleißes in andern Werken hat er deren nicht gar viel verfertiget, seit einigen Jahren her aber gar keine. Sechs große Jagdstücke in der Breite, welche unter den letzten von dieser Art waren, sind nach Petersburg an den Hof, und 2 davon nach Zürch gekommen.

Ich würde fürchten müssen, seine Bescheidenheit zu beleidigen, wenn ich von seinen übrigen Verdiensten, seiner großen Belesenheit, Kenntniß in Spra-

Sprachen und Wissenschaften, gesitteter und guter Lebensart und übrigen moralischen Tugenden hinzu- setzen wollte.

Im Jahre 1757. wurde er Assessor des löblichen Ehegerichts der Augspurgischen Confeßionsverwandten, und 1759. Direktor der hiesigen Malerakademie. Seine rühmlichen Eigenschaften, seine Bemühungen, seine Werke der Kunst werden seinen Namen bey der Welt unvergeßlich und seinem Vaterlande ewig theuer machen, und jeder Freund der Tugend wird ihn mit uns ein glückliches und ruhiges Alter wünschen. Er ist gegenwärtig in dem 66sten Jahre, und arbeitet an den 2 letzten Blättern seines anmuthigen Paradieses.

Herr Riedinger hat das Vergnügen zween Söhne und eine Tochter zu haben, die beyden ersten widmeten sich von Jugend auf der Kunst, und vermehren den Kunstverlag ihres Vaters. Der ältere, Martin Elias, mit gestochener, der jüngere aber, Johann Jakob, mit schwarzer Kunstarbeit; und belohnen ihn durch ihre gute Aufführung für seine sorgfältige Erziehung.

K.

Kunst- und Ehrengedächtniß Herrn Johann Holzers, weitberühmten und hochschätzbaren Historien- und Frescomalers in Augspurg. Eben da wir im Begriffe waren das Leben dieses braven Künstlers nebst des Herrn Riedingers seinem nach den uns gütigst mitgetheilten Nachrichten zu liefern, erhielten wir dasselbe in obangezeigten gedruckten Bogen. Wir glauben aber dem un-

geachtet, daß es nicht überflüßig seyn werde wenn wir es auch hier mittheilen, da dergleichen einzelne kleine Brochüren, theils in wenig Hände kommen, theils sich bald vergreifen und verlohren gehen. Hr. K. der Verfasser giebt in einem kleinen Vorberichte die Gründe an, die ihn zur Ausgabe desselbigen bewogen, und entschuldiget sich wegen seines Vortrags, welchen ihm jeder, dem mehr an wichtigen Nachrichten aus der Geschichte der Kunst, als an der bloßen Einkleidung gelegen ist, gern übersehen wird.

Johann Holzer, war zu Burgrieß, eine Viertelstunde von dem Kloster Marienberg, welches eine Tagereise von Meran in Tyrol liegt, 1709 geboren. Sein Vater war Klostermüller daselbst; er hatte also eine gleiche Abkunft mit Rembrandt und van de Werf. Wegen der Fähigkeiten, die er an seinem Sohne bemerkte, wollte er ihn dem Studiren widmen, und schickte ihn deswegen in gemeldetes Kloster: allein der ausserordentliche Trieb zur Zeichenkunst und Malerey verrieth sich gar bald; man glaubte demselben Einhalt zu thun, indem man ihm die Mittel zu Erkaufung der Farben benahm: er preßte aber Blumen und Kräuter aus, sammelte Blut, Kalk, Rothstein, Ofenruß und dergleichen, und bemalte Leinewand, Papier und Wände, so, daß endlich sein Vater sich entschloß, ihn seiner Neigung zu überlassen. Er brachte ihn in dieser Absicht zu einem Maler, unweit Meran, Niklas Auer, einem Schüler von Johann Georg Bergmiller. Bey diesem brachte er es in kurzem, theils

in

in eignen Erfindungen, theils in andern Theilen der Kunst so weit, daß er nach den bestimmten Lehrjahren nach Straubing in Bayern von dem Maler Merz verschrieben wurde, um die Kirche zu Ober-Altach zu malen, und zeigte hier unwidersprechlich, daß ihn die Natur zum Künstler geschaffen habe. Von dar gieng er nach Augspurg zu einem Maler Roblez in die Kost, wo er anfangs für sich malte: aber Bergmiller, ein geschickter Historien- und Frescomaler suchte bald bey seinen überhäuften Arbeiten einen Gehülfen auf, und Holzer ergriff diese Gelegenheit um desto begieriger, jemehr er seinen Talenten ein weiteres Feld öffnete. Er blieb sechs Jahre bey ihm, nicht als Schüler, sondern als ein treuer Gefährde. Während dieser Zeit machten sie verschiedene Kirchen und andere Gebäude so wohl in frischen Kalk, als auch Altarblätter in Oel, die ihren beyderseitigen Ruhm sehr vermehrten: auch radirte Holzer 14 Stück, so wohl nach eignen als Bergmillerischen Erfindungen auf Rembrandtische Beleuchtungsart, voller Geist und Geschmack, den er sich durch fleißiges Studiren eines Rubens und van Dyck gebildet hatte. Da Bergmillers Wunsch in ihm seinen Schwiegersohn zu sehn durch einige Bedenklichkeit bey seiner Tochter fehl schlug, setzte er sich in Freyheit, las und trieb fleißig die schönen Wissenschaften, besuchte Gelehrte und Künstler, und bereicherte Augspurg binnen 4 Jahren mit den auserlesensten Werken seiner Kunst, theils durch Frescogemälde an öffentlichen Gebäuden, theils durch Oelmalereyen, die schönen Zeichnungen ungerechnet.

Unter den ersten verdient vorzüglich das Wirthhaus zum Bauerntanze bemerkt zu werden. Der Platz war enge und unbequem; dem ungeachtet wußte er eine ganze Baurenhochzeit in Figuren über Lebensgröße mit so vielem Geist und Geschicklichkeit darauf zu ordnen, daß es noch heut zu Tage das Auge des Kenners reizt, wobey er zugleich ein kleines optisches Blendwerk anbrachte: denn da dieß Gebäude ein Eckhaus ist, an dem seit vielen Jahren ein Hirschkopf steht, so malte er nach dem Studio seines Freundes, des Herrn Ridingers, das Auge gegen die Ecke gerichtet, drey Hirsche zu einem Kopfe, so daß man von jeder Seite einen völligen Hirsche im Schuß und Sprunge sieht. Eben so viel Aufmerksamkeit verdient das Opfer Abrahams an dem Wagnerischen, itzt Probstischen Hause auf dem Weinmarkte, die Gränzgötter am Gasthofe zur goldenen Traube, zwo biblische Geschichte an dem Ruprechtischen Hause auf dem Brodmarkte, die vier Evangelisten an dem Lutzischen Hause gegen den Dom zu, vor dem Frauenthurme den Gasthof zu den 3 Kronen, an dem Klinker Stadtthurme ein treffliches Ecce homo über Lebensgröße: vor allen aber die Geschichte des Castor und Pollux an dem Pfefflischen, itzo Carlischen Hause gegen St. Ulrich gelegen, an dem man zweifelhaft wird, ob man die Anordnung und Zeichnung, oder die feine Haltung am meisten zu bewundern habe. In dem Gartensaale desselbigen Hauses verdienet auch das Deckenstück von ihm angezeiget zu werden.

Unter

Unter den Oelmalereyen sind vorzüglich von ihm zwey Altarblätter in der Dominikanerkirche, und ein Deckenstück, die Mercatur vorstellend, im Schgerischen Kaufgewölbe zu bemerken. Verschiedene Privatpersonen, besonders Künstler und Thesesverleger besitzen viele von dessen Erfindungen und Zeichnungen, grau in grau gemalt, und der Kupferstecher und Miniaturmaler, Joh. Esaias Nilson hat bereits einen Anfang gemacht, die Holzerischen Kunstwerke in seinem Verlag, in Kupfer gestochen herauszugeben. Dem Herrn Hieronymus Sperling und dessen Frau, einer gebornen Hecklinn, die sich durch Miniaturbilder bekannt gemacht, welche beyde er seiner vorzüglichen Freundschaft würdigte, malte er den alten und neuen Menschen, zwey schöne Kabinetsstücken zum Andenken. Wie groß seine Stärke in Bildnissen gewesen, davon zeugen des Herrn Moehern, von Köpfisch, und die Binzisch und Bergmillerische Bildnisse.

An auswärtigen Orten malte er zu Barthenkirch in Bayern die St. Antonienkirche: nach Eichstädt aber lieferte er in die dasige Jesuiterkirche ein herrliches Altarblatt über die Worte: Tuum est regnum et potentia et gloria, auch malte er daselbst den fürstlichen Gartensaal, und erhielt den Charakter als Bischöfflich-Eichstädtischer Hofmaler.

Vorzüglich aber fand er zu Kloster-Schwarzach in Franken am Mayn Gelegenheit, seine Kunst in vollem Glanze zu zeigen. Er erhielt den Auftrag, die Kirche daselbst in Fresco zu malen, die bereits nicht nur verschiedene Altarblätter von den berühm-

testen deutschen Künstlern, sondern auch 2 von Van Dyck, 1 von Piazetta und 1 von Tiebolo zieren. Er verfertigte also nach seiner Skizen, die den Preis vor andern, welche sich um dieß Geschäffte bewarben, erhielt, sieben Füllungen, als in die Kuppel, die Glorie des heil. Benedikts, die heil. Felicitas mit ihren sieben Söhnen, die Verklärung Christi auf dem Berge Thabor, die Marter des St. Sebastian, 2 Fundationen, und endlich die päbstliche Confirmation darüber. Kenner wissen, ob sich die Arbeit des jungen 29jährigen Künstlers neben den Denkmälern jener großen Meister, zu erscheinen schämen darf. Dem ungeachtet fehlte es ihm nicht an Neidern. Er erhielt den Auftrag an einem gewissen deutschen Hofe einen prächtigen Pallast zu malen, verfertigte auch seine Skize nicht ohne den verdienten Beyfall: doch soll sie dem Herrn vorenthalten und Holzern der Antrag gemacht worden seyn, zuvor Italien zu besuchen, unter welcher Bedingung man ihm den großen Saal und die Haupttreppen aufbehalten wolle.

Desto mehr Glück schien seiner an den Churcöllnischen Hofe zu erwarten. Ein englischer Abgesandter, der Holzers Kunst zu schätzen wußte, erhob ihn so sehr, daß man ihn 1740 nach Bonn berufte. Um die Stärke seiner Einbildungskraft zu zeigen, malte er gleich aus dem Kopfe des Churfürsten Bildniß in Lebensgröße auf ein Bret, das er nach dem Umrisse ausschneiden ließ; es wurde in das churfürstliche Zimmer gestellet, und viele wur-

den

den beym Eintritte so getäuschet, daß sie es für den Churfürsten selbst hielten.

Da der Churfürst Clemens dazumal an den holländischen Gränzen ein Lustschloß, Clemens-werth, ingleichen ein Hospitium für die Kapuciner erbaute, ward Holzern die Ausmalung desselbigen aufgetragen, und er gieng in Gesellschaft eines gewissen Herrn Schlane von Aachen, einem churfürstlichen Officianten dahin ab. Schon in Münster befand er sich an einer Verstopfung nicht wohl, aber zu Clemenswerth brach die Krankheit völlig aus. Sein Reisegefährte ließ aus der Nachbarschaft einen geschickten Arzt holen, der sie für ein hitziges Fleckfieber hielt; aller angewandten Mühe ungeachtet spürte man keine Besserung, und Holzer äußerte seine Furcht, daß er hier wohl sein Begräbniß finden würde, gegen einen daselbst befindlichen Architekter, Kurigher, von Augspurg; versah sich mit den geistlichen Mitteln, und wollte zum Vortheil seiner ledigen Schwester, die in den geistlichen Stand treten wollte, und seiner Braut, Jgfr. Maria Anna Bauhöfinn, ein Testament verfertigen. Allein, der Tod übereilte ihn am 9ten Tage seiner Krankheit, und er starb im 31sten Jahre seines Alters, von jedermann bedauert. Sein Leichenbegängniß war ansehnlich, und von seinem oberwähnten Reisegefährten und den Kapucinern daselbst, die ihn in seiner Krankheit bey sich gepfleget hatten, auf Churfürstl. Kosten veranstaltet.

Er hinterließ das hohe Altarblat nach Kloster-Schwarzach untermalt, welches die heil. Felicitas

mit ihren 7 Söhnen in der Marter vorstellet. Sein alter Gönner und Freund, Bergmiller, malte solches vollends aus, ohne von der Holzerischen Anordnung abzugehen, und errichtete es in eigner Person in Schwarzach. Seine hinterlaßnen Zeichnungen, Skizen, Malereyen und Kunstsachen hat Matthäus Günther, ein geschickter Historien- und Frescomaler und der Malerakademie in Augspurg Direktor an sich gekauft.

Das falsche Gerüchte, als ob Holzer durch Gift aus der Welt geschafft worden sey, ist aus zween Originalbriefen zu widerlegen, die damals von Münster, einer an Hrn. Syndicus in Marienberg vom 29sten Julius, der andere an Holzers hinterlassenen Bruder, Joseph Lucius Holzer, Pfarrer in Silz in Tyrol vom 17ten September 1740. durch obgedachten Herrn Schlane geschrieben worden, und die von dessen Krankheit und Tode eine zuverläßige Nachricht geben: eben so ungerecht ist das Vorgeben, als ob er durch ein unordentliches Leben seine Tage verkürzt, und den oberwähnten Bauerntanz zu Bezahlung einer in demselbigen Wirthshause verbliebenen Schuld verfertiget habe; sein Charakter war mehr zur Sparsamkeit als zur Verschwendung geneigt, und sein mäßiges und nüchternes Leben, welches er nach der Aussage aller, die ihn gekannt haben, geführet hat, ist die größte Rechtfertigung für diesen Vorwurf: sein Andenken aber wird durch die vortrefflichen Werke der Kunst, die er hinterlassen hat, bey jedem Kenner und Freund der schönen Wissenschaften in Ehren bleiben.

An-

* * *

Anmerkung zu dem, im letzten Bande der N. B., im Eichlerischen Leben, angeführten Johann Heiß. Dieses Künstlers gedenket Sandrart: er ist aber von einem gewissen Elias Christoph Heiß, aus welchen beyden das Füeßlysche Malerlexicon eine Person machet, wohl zu unterscheiden. Beyde waren große Künstler, aber nicht in einerley Art. Denn der letztere, Elias Christoph, ein Vetter und Schüler des erstern, wandte seinen größten Fleiß auf die damals in England, oder vielmehr in Hessen aufgekommene schwarze Kunst, und brachte sie in große Aufnahme. Durch den großen Abgang, den er hauptsächlich darinnen für katholische Universitäten zu den Disputationen hatte, brachte er es zu einem großen Vermögen, und kaufte sich ein Ritterguth, Drombelsberg bey Memmingen, er starb in Augspurg 1731. der erstere aber, der auch in Memmingen geboren war, starb ebenfalls in Augspurg 1704.

Dresden. Am 5ten März hatte die nach höchster Absicht des Hofes an dem hohen Namensfeste Sr. Churfürstl. Durchl. zu Sachsen von dem Generaldirektor, Hrn. geh. Legationsrath von Hagedorn angeordnete Gemäldeausstellung der beyden unter den Namen der Akademie der Künste, vereinigten Akademien der Architektur und der bildenden Künste im Akademiehause ihren Fortgang. Am 12ten ward dieselbe von Sr. Churfürstl. Durchl. derselben höchsten Protektor, der Churfürstinn Königl. Hoheit, dem Durchl. Administrator, und sämmtlichen

lichen höchsten Herrschaften in hohen Augenschein genommen, und schon am 10ten hatten sich die drey jüngsten Churfürstl. Prinzen bereits dahin verfügt. Von fünf Zimmern waren dreye der Ausstellung der Kunstwerke der Herrn Direktoren, Professoren und übrigen Mitglieder gewiedmet, und in dem innersten zog das auf einer Staffeley gestellte Bildniß Ihro Königl. Hoheit der Churfürstinn im Traueranzuge, von Höchstderoselben eigner Hand in Pastell gemalt, das Auge des Kenners, mit so viel grösserer Theilnehmung auf sich, als es, wenn es die wichtigsten Kunstwerke in diesem Zimmer betrachtet hatte, allemal auf das erste zurück zu gehen, sich gleichsam genöthiget fand. Die Hauptwand nahm ein großes Gemälde des Direktors der Akademie der bildenden Künste, Hrn. Hutin, vorzüglich ein: die Auferstehung unsers Heilandes, wie die drey Weiber zum Grabe kommen, und den Engel beym Eingange der Gruft, zwar nicht glänzend und in weissen Kleidern nach dem Evangelisten, sondern zum beschatteten Contraposten des starkbeleuchteten Grabmaals, und dieses nicht offen, sondern mit dem Deckel verschlossen, finden. Der in die Gruft zeigende Engel würde auch mehr die Worte: Siehe da die Stätte ꝛc. als die vorhergehenden Worte: **er ist auferstanden** ꝛc. auszudrücken scheinen, wenn der nicht abgewälzte Stein diese Auslegung der Liebhaber, nicht zu widerlegen schien. Die Faltenordnung fand in diesem Gemälde, wie auch der Ausdruck an einer Geldüberzählenden Köchinn in einem Seitengemälde von eben dieser

Hand

Hand viel Beyfall, nicht weniger, eine andere neben ihrem Topfe sitzende und die Hände faltende Köchinn, der ein paar von dem Herrn Direktor nach dem Runden gezeichneten Köpfe an eben dieser Wand zugesellet waren. Die übrigen Wände nahmen die Arbeiten unserer Kupferstecher ein, die als Professores und Mitglieder bey der Akademie stehen. Camerata hatte eine bey ihrer Heerde schlafende und von dem Schäfer belauschte Schäferinn nach Joseph Crespi geliefert; es ist Sr. Excellenz dem Kabinetsminister Herrn Grafen von Einsiedel zugeeignet, dessen Name dem Künstler wie dem Patrioten verehrungswürdig ist. Von Zucchi sah man zur Fortsetzung der sieben Sacramente von eben diesem Meister, der auch lo Spagnuolo di Bologna genennt wird, die Vorstellung des heil. Abendmahls: das Urbild hängt in der Churfürstl. Gallerie. Herr Prof. Canale hatte das Bildniß der höchstseligen Königinn, ein rühmliches Zeugniß seiner Kunst, nach Rotari ausgestellt. Von Boetius sah man nebst einigen andern vorher schon verfertigten aber nicht ausgestellt gewesenen Kupferblättern das Bildniß des Churfürsten nach einer Zeichnung von Joseph Casanova zu einer Vignette, ferner das Grabmaal mit Architektur, und der in der Durchsicht angebrachten Landschaft von Bartholomäus Breenberg, ein Blat, das dem Erfinder und dem Kupferstecher Ehre macht, und die Nachahmung zwoer mit der Schilffeder von Rembrand gemachte Zeichnungen; eine derselben, so wohl als jenes Gemälde von Breenberg aus den Hagedornischen Sammlungen.

Die-

Dieses Gemälde widerlegt vermöge der neben dem Namen des Künstlers angedruckten Jahrzahl 1663. einen kleinen Irrthum gewisser Schriftsteller, als ob Breenberg schon drey Jahre vorher gestorben sey. In Ermanglung neuer Kupferblätter des berühmten Wille, welcher auch dieser Akademie, wie den Deutschen überhaupt zur größten Zierde gereichet, und von dem in wenig Wochen in Dresden zu erwartenden A. Zingg, der mit allgemeiner Einstimmung als Mitglied aufgenommen worden, hatte man von jenem die Musiciens ambulans, und von diesem die Bergeres nach Dieterich ausgehängt. Auf einem Tische lag der erste Band des Canalischen Werks von Zeichnungen und Verhältnissen, nebst radirten Blättern von unserm Oeser, deren wir zum Theil schon Meldung gethan haben: unter andern der Psyche, dem Herrn Generaldirektor zugeeignet, nach einem großen doch unbekannten Künstler, und einer biblischen Geschichte nach Rembrand. In dem folgenden Zimmer erschien ein großes Gemälde von Dieterich, ein Nachtstück von ausserordentlicher Wirkung, die Flucht in Aegypten vorstellend, und Ihro Königl. Hoheit der Churfürstinn unterthänigst gewidmet. Vom vorerwähnten Herrn Direktor Oeser bey der Akademie in Leipzig ward das Familienstück seiner vier Kinder, deren zwey mit Zeichnen, die andern mit Zusehen beschäfftiget sind, und welches dem Verlaut nach für die Akademie bestimmt ist, nicht nur wegen der schönen Anordnung und Zeichnung fleißig betrachtet, sondern der darinnen herrschende Ausdruck einer stillen Aufmerksamkeit

theilte

theilte sich unvermerkt dem Beobachter dieses angenehmen Gemäldes mit, und man bedauerte nur, daß es wegen der Eil noch nicht ganz ausgemalet werden können. Ein Gemälde des siebenzigjährigen Professors Honoratius Raymond: Loth zwischen seinen Töchtern vorstellend, zeigte wenigstens was man von diesem Manne in jüngern Jahren für Nutzen hätte ziehen können, wenn ihn die Liebhaber hätten beschäfftigen wollen. Zwischen besagten Gemälden hiengen die Risse zu einem Landhause ausser dem Hoflager von der geschickten Hand des Herrn Habersang in Leipzig, Mitglieds der Akademie der Architektur. Die höchsten Orts aufgegebene schönen Entwürfe beyder Professoren, des Herrn Landbaumeisters Exners und Hofbaumeister Krubsacius, zu einem gewissen Prachtgebäude haben diesesmal nicht aufgestellet werden können. An der nächsten Wand sah man verschiedene Zeichnungen und Erfindungen von Casanova, und in der Mitte das große Kupferblatt von Canaletto nach seinem Gemälde, das den eingefallenen Kreuzthurm mit den herumstehenden Gebäuden vorstellet: Ferner, beym Ausgange aus diesem Zimmer vom Herrn Prof. Coudray das Modell eines aufrechtstehenden Helden, und an der Wand ein überaus schönes Miniaturgemälde von Camerata, das Bildniß dieses Künstlers von ihm selbst. Das dritte Zimmer prangte mit einem durch alle Reizungen eines schönen Colorits und verschmolzener Tinten belebten Gemälde unsers Dieterichs, welches er der Akademie zum Andenken geschenkt, den Aeneas vorstellend, wie er von der Ve-

nus

nus die Waffen empfängt. Man glaubt, das Schild des Achilles, wie ihn ein Homer schildert, in den Händen der schlauesten Liebesgötter zu sehen, wie sie in der Beschreibung des Lucian an einem bekannten Gemälde des Action erscheinen. Die Nachbarschaft dieses Gemäldes verdiente das Bildniß des Herrn Graaf, aus Winterthur gebürtig, Mitglieds der Akademie, der in wenig Wochen in Dresden eintreffen wird. Es ist ein Kniestück, von dem Künstler selbst gemalt; er sitzt in einer ruhigen Stellung vor seiner Staffeley mit der Reyßfeder in der Hand und beyden Händen übers Knie gelegt, als ob er über die Anlage seines vorhabenden Gemäldes nachsönne. Der Beyfall dieses Bildnisses ist allgemein gewesen. Zwischen besagten Gemälde hieng, nebst einem für den Kabinetsminister Herrn Grafen von Einsiedel gefertigten Gemälde, eine architektonische Erfindung, die aber mit der Ansicht des Pavillons im Zwinger, ausserhalb der Stadt betrachtet, einige Verwandtschaft hat, ein anders Stück vom eingestürzten Kreuzthurme durch Herrn Belotto, genannt Canaletto, welcher sich so wohl in diesem, als in der Ansicht der Elbbrücke und der der Neustadt, wo der Künstler seinen Stand gewählt, gegen überstehenden katholischen Kirche, bey sinkendem Sonnenlichte, selbst übertroffen zu haben scheint. Zwo schöne Gemälde vom Prof. Roos nahmen den Platz der nächsten Wand ein: man bedaurete dabey nichts, als daß sie nicht in Dresden bleiben sollten. Sie sind nach Mayland bestimmt. Eines stellte eine Heerde an einem durch einen durchbrochnen Fel-

sen

sen stürzenden Wasserfall vor: das andere eine ruhende Heerde in einer angenehmen Landschaft. Der Künstler ist kürzlich von der Clementinischen Akademie in Bononien, als Mitglied aufgenommen worden. In dem Erker sah man noch ein kleines Viehstück von diesem Künstler, das nebst dem Gegenbilde dem Hrn. Wille nach Paris zugedacht ist. Es hatte solches ein merkwürdiges Gemälde, den Genius der Akademie, ein Kniestück vom Prof. Casanova zum Nachbar. Nachdem dieser Künstler in einem, in dem zweyten Zimmer ausgestellten Nachbilde, den Jesaias vom Raphael, dessen Urbild in Rom hängt, gezeigt, was er nach einem solchen Vorgänger leisten könne, machte er uns durch das neue Gemälde mit dem Ideal seiner eignen Zeichnung, mit seiner angenehmen und wahren Farbengebung, und mit der Verbindlichkeit des Künstlers, alles wie aus einem Teig zu bilden, bekannt, obwohl dieses Gemälde nur zu wichtigern Erwartungen und zu größern Stücken, welche seine gegenwärtige Wohnung verbietet, Anlaß giebt. Hiernächst sieht man die Zeichnung eben desselbigen, welche in Rom den großen Preis gewonnen hatte, das Opfer des Elias neben dem Opfer der Baalspfaffen, ein Werk von der größten und wichtigsten Zusammensetzung. Man konnte die Beobachtungen in diesem Zimmer nicht würdiger beschließen, als mit einer vortrefflich modellirten und der Akademie zum Andenken gewiedmeten, auf einem Postamente gestellten Gruppe vom Prof. Knöfler, den Bildhauer vorstellend, der das Brustbild des Apollo

und

und der Minerva opfert, die ihm die Krone darreicht. Darneben ist ein Grund mit andern zu diesem Gegenstande gehörigen Beywerken. Der allgemeine Beyfall hat die große Mühe des Künstlers in diesem Werke belohnet, und wir beschließen hier die Beschreibung der Kunstwerke der eigentlichen Mitglieder. Im nächsten Vorzimmer sah man ausser den Gemälden, Kupferstichen und Zeichnungen der besten Scholaren, besonders verschiedene geschickte Originalwerke einiger Unterlehrer und anderer Aspiranten. Dahin gehört ein gutes Architekturstück mit Durchsicht durch eine vertiefte Säulenstellung vom jungen Canaletto, welcher große Hoffnung giebt in die Fußtapfen seines Vaters zu treten. Zwo Landschaften mit Vieh in Wasserfarbe von Johann George Wagner, einem Neffen des berühmten Dieterichs, der sich in diesem Theile der Kunst schon besonders hervorthut: ingleichen ein Miniaturgemälde von der in ihrer Kunst zunehmenden Mademoiselle Dinglingerinn; ein anders eine Magdalena, von Wagner, dem Vater des genannten jungen Künstlers dieses Namens in Meissen, auch andere dergleichen von Dolsten, welcher über die Kupferstiche und Zeichnungen der Akademie gesetzt ist: ein Pastelgemälde und eine Zeichnung vom Unterlehrer Mietsch: ein Kupferblatt vom Unterlehrer Felber nach dem geschickten Direktor der Akademie in Berlin, le Süeur, einen Kopf vorstellend auf die neue Art, eine getuschte Zeichnung nachahmend. Herr Sahler, welcher die Erlaubniß erhalten, ein Kunstwerk von seiner Hand hier aufzuhängen, lie-

ferte

ferte eine durch gehämmerte Arbeit, bis zum Tuschen nachgeahmte Zeichnung, ein Viehstück nach unserm Roos, und wenn man die ausgestellten Zeichnungen und Kupferstiche vieler anderer Scholaren als eine kleine Unvollkommenheit auslegen wollte, so ist es eine solche, die zur Vollkommenheit des Ganzen gereicht, immaßen nebst der Aufmunterung der lernenden Jugend das allgemeine Urtheil von der ausnehmenden Zunahme und Verstärkung der Akademie daraus hervorgesprossen. In dem Seitenzimmer rechter Hand erblickte man lauter Erfindungen der geschicktesten Schüler bey der Dresdner Architekturakademie, als fürstliche Schlösser, Kirchen, antike Tempel und neuere Brücken, denen man eine ähnliche Erfindung aus Leipzig zugesellen können, wenn nicht diese eine besondere Abtheilung einzunehmen gehabt, welche der Sorgfalt der dortigen Lehrer nicht wenig Ehre machen. Die Zeichnungen einiger Unterlehrer, Modelle und radirte Blätter des Herrn Schlegels, Geysers, Liebe, des jungen Oesers, ingleichen was Herr Lindemann, ein in Leipzig studirender hoffnungsvoller Sohn des Hrn. Vice-Cammerpräsidenten nach Rembrandtischen Zeichnungen, u. a. m. geliefert, waren besonders ausgebreitet, und man weiß, daß nach dem Maaße, als die angehenden jungen Künstler über einerley Aufgabe anfangen werden, Originalwerke auszustellen, man auch auf Belohnung des würdigsten und vorzüglichsten werde bedacht seyn.

Ebend. Von Herrn Michael Keyl ist hier ein sauberes Kupferblatt, eine Baurenkirmiß, da-

von das Urbild von einigen Kennern den berühmten Ferg, doch nicht mit hinlänglicher Gewißheit beygemessen ward, ingleichen von Hrn. Follin, ein Philosoph nach Joseph Ribera, Spagnoletto genannt, fertig geworden. Das Urbild des letztern hängt in der Churfürstl. Gallerie.

Aus England.

Nachricht von dem verstorbenen Maler Hogarth.

Den 26sten October 1764. hat England den sinnreichen Maler Hogarth im 67sten Jahre seines Alters verloren, der sich, ob er gleich in den mechanischen Theilen seiner Kunst, keine vorzügliche Größe besaß, doch einen ausgebreiteten und nicht unverdienten Ruhm erworben. Er war ein unrichtiger Zeichner und schlechter Farbengeber, er verstund wenig den Abfall des Helldunkeln und war selbst in der Zusammensetzung nachläßig: allein er ersetzte diese Fehler durch die Verschiedenheit von Gedanken, durch die Wahrheit und das Leben, das er seinen Charakteren gab, durch die Kunst das Lächerliche zu ergreifen und nach der Natur auszudrücken, durch den Reichthum und die Feinheit des Detail, und hauptsächlich durch den wahren moralischen Charakter, den er seinen Zusammensetzungen gab.

Er war in dem Kirchspiele St. Bartholomä in London geboren, und in der Folge, so viel in seinem Vermögen war, auch sein Wohlthäter. Sein Vater war ein armer Handwerksmann, der für seinen Sohn keine höhern Absichten hatte, als daß

er

er ihn bey einem Manne, der Verzierungen in zinnerne Gefäße grub, in die Lehre that: er selbst schien dazumal keinen edlern Zweck zu suchen. Doch als er seine Lehrjahre überstanden, fieng er an sich mit mehr Fleiß aufs Zeichnen zu legen, von dem ihm sein Meister nur eine sehr grobe Idee beygebracht hatte. Der Ehrgeiz des Armen ist immer eine Vermehrerinn des Elends: so gieng es auch Hogarthen; indem er zu seinem künftigen Ruhme einsammelte, fühlte er die ganze Last der Armuth und Verachtung: der Verf. dieses Lebens erzählt, von einem seiner Freunde gehört zu haben, daß als er einstens um 20 Schillinge in Arrest gekommen, und von einem Freunde, der für ihn bezahlet, wieder in Freyheit gesetzt worden, er sich an seiner Wirthinn, die die Ursache davon war, so gerächet, daß er sie in Caricatur so häßlich als nur möglich abgemalet; und diese einzelne Figur enthielt die Spuren eines höhern Genies.

Wie lang er in diesem Stande der Armuth und der Dunkelheit lebte, ist unbekannt. Das erste Stück, wodurch er sich, als Maler bekannt machte, war in den Figuren von der Versammlung von Wandsworth, wo er aber noch nicht seine burleske Manier angenommen hatte. Die Gesichter waren ausnehmend ähnlich, und die Farbengebung besser als in seinen übrigen. Sein nächstes Bild war wahrscheinlicher Weise, der Teich von Bethesda, ein vortreffliches Stück, das er in das Hospital von St. Bartholomä schenkte. Nachdem er sich also eine Zeitlang mit ernsthaften historischen Stücken beschäfftiget, fieng er an einen noch unbe-

kannten Weg zu betreten, in dem er alle seine Mitbuhler übertroffen. Die erste Gelegenheit dazu war der Auftrag, zu einer neuen Ausgabe des Hudibras Zeichnungen zu liefern: dieß waren die Vorläufer der burlesken Manier in Gemälden, ob man sie gleich im eigentlichsten Verstande nicht so nennen sollte: denn der burleske oder groteske scheint eine Art von Abweichung in der Natur anzuzeigen, die Hogarth doch so genau beobachtete.

Er hat die gute Komödie in Gemälde gebracht, und die Sitten seines Vaterlands auf eine allzeit wahre, beissende, unterrichtende und oft pathetische Art geschildert, vielleicht hat er dadurch nicht nur viele von lächerlichen Angewohnheiten, sondern selbst von Lastern zurückegebracht. Man hat einen Kupferstich von ihm, wo er die verschiedenen Martern, womit man in England die Thiere quält, aufs sinnlichste ausgedruckt hat. Eines Tags peitschte ein Fuhrmann seine Pferde aufs unsinnigste: ein ehrlicher Mann der vorbey gieng, und sich den Schmerz dieser armen Thiere zu Herzen gehen ließ, rufte ihm zu: „Bösewicht! du mußt wohl niemals den Ku„pferstich von Hogarth gesehen haben!„ Dubos beklagt sich an einem Orte, daß sich die Geschichtsmaler so wenig einfallen ließen, in verschiedenen Gemälden, eine Folge von Handlungen zu liefern, in denen man die verschiedenen Augenblicke eines grossen Gegenstandes nach der Reihe vorgestellet sähe: er wünschte, daß der Maler, wie der Geschichtschreiber uns z. B. alle Begebenheiten eines Helden von seiner Geburt an bis zu seinem Tode schilderte. Was

der

der Abbt Dûbos in einer edlern Art wünschte, hat Hogarth in dem gemeinen Leben gethan. Seine Zusammensetzungen sind kleine Gedichte, die eine Aussetzung, Entwicklung und Catastrophe haben. In Harlot's Progreſs, welches sein erstes Stück dieser Art ist, zeiget er uns ein junges Mädchen, daß durch eine erste Schwachheit in den Strom der Laster geräth, und nach und nach durch alle mögliche Arten einer lüderlichen Lebensart fortgerissen wird, und endlich mit einem schimpflichen und frühzeitigen Tod ihr Leben endiget. In einer andern, the Rake's Progreſs, das nächste auf jenes, folgte er einem jungen Menschen durch alle Auftritte und Unglücksfälle, in die ein unordentliches Leben stürzt. In einer dritten stellt er zwey junge Leute in Lehrjahren bey einem Kaufmanne auf; der eine, ein arbeitsamer tugendhafter Mensch gewinnt die Freundschaft und das Zutrauen seines Herrn, heyrathet dessen Tochter, wird ein reicher Mann, Sherif, endlich Maire von London: der andre ein Müßiggänger und Wüstling, läuft aus der Lehre, ergiebt sich der Gesellschaft lüderlicher Manns- und Weibspersonen, stiehlt, um seinen Ausschweifungen ein Genüge zu thun, wird durch seine Buhlschwester der Gerechtigkeit, wegen seines Verbrechens, das er um ihrentwillen begangen, in die Hände geliefert: er wird zu seinem alten Kameraden, der itzt sein Richter ist, ins Verhör gebracht, und dieser ist genöthiget, ihn mit thränenden Augen zum Tode zu verdammen. Kann ein Roman rührender seyn, als diese Folge von Gemälden? Hogarth hat viele von

dieser Art gemacht: nur wenige Künstler haben ihre Kunst auf die Verbesserung der Sitten gerichtet: seine Werke sind ein Buch, das der gemeinste Mann lesen kann, und wo der allezeit sinnliche und in die Augen fallende Unterricht die Einbildung belustiget und ins Herz dringt, ohne den Verstand zu ermüden.

Sein großer Kunstgriff war in Ausfüllung seiner Stücke: er brachte oft in seinen häuslichen Gemälden einen kleinen Umstand an, der der Hauptsache selbst ungemein viel Natur, Aehnlichkeit und Leben gab. So sieht man z. B. in the Harlot's Progress James Daltons Perückenschachtel auf ihrem Betthimmel in ihrer Wohnung in Drurylane stehen: hier muß man sich erinnern, daß dieser James Dalton ein berühmter Straßenräuber dazumal war. Was kann in den Stücken der mariage à la mode satyrischer ausgedrückt seyn, als daß er einen podagrischen Lord einführet, der seinen vornehmen Stolz so weit treibt, daß seine Kricken mit seinem hochadlichen Wappen gezieret sind.

Sein Leben war übrigens an sonderbaren Begebenheiten sehr wenig fruchtbar: er that eine Reise nach Paris und kam wieder zurück, ohne daß dabey was bemerkungswürdiges vorgegangen wäre; vielleicht gab er sein Urtheil über den allgemeinen Charakter jener Nation durch den etwas plumpen Ausspruch zu erkennen, daß ihre Häuser vergüldet und be — — wären. Im Jahre 1750 gab er sein Buch von der Zergliederung der Schönheit Analysis of Beauty heraus: er sagt darinnen,

daß

daß die geschlängelten Formen für das Auge die angenehmsten sind: er hat so gar die Linie bestimmen wollen, welche die Schönheit der Formen ausmacht, wo er bisweilen ins chimärische verfällt! Man findet inzwischen sehr feine Beobachtungen und neue Aussichten in diesem Werke. Wer ein gesundes und richtiges Urtheil hiervon zu wissen verlangt, darf nur die Abhandlungen darüber nachlesen, die den Anhang zu des Herrn von Hagedorns Betrachtungen über die Malerey ausmachen, und auch der Bibliothek der schönen Wissenschaften einverleibt sind.

Gegen das Ende seines Lebens gerieth er mit dem bekannten satyrischen Dichter Churchill in Streit. Sie giengen beyde nach Westmünsterhall: Hogarth um eine recht lächerliche Aehnlichkeit von dem Dichter zu machen und Churchill um den Maler durch eine satyrische Beschreibung zu schildern. Hogarths Gemälde von Churchill hat aber eben so wenig Beyfall gefunden, als des letztern Sendschreiben auf jenen, der bald mit der ganzen Sache vergessen wurde: keiner hat den andern lange überlebt.

London. Die Liebe zu den schönen Künsten, welche Se. itztregierende königliche Majestät auf mehr als eine Weise zu Tage geleget, hat Dieselben unter andern bewogen, eine kostbare Sammlung von Originalzeichnungen der größesten italiänischen Meister anzukaufen, wozu denn der Aufenthalt des Herzoges von York Königl. Hoheit in Italien eine vortheilhafte Gelegenheit gegeben. So sehr der Reichthum dieser Art Schätze, den England

bereits davon besitzet, durch solche königliche Entschließung vermehret ist; so günstig wird selbige für das Publicum, da diese Stücke ihm durch den Grabstichel mitgetheilet werden. Der Anfang darunter ist mit 82 Blättern vom Guercino geschehen, die in zwey Ausgaben, wiewohl ohne Titel, herausgekommen, und bey dem Buchführer Dodsley um vier Guinees zu Kaufe sind. Ein Italiäner, Namens Bartolozzi, der sich anitzo in London aufhält, und besonders im Radiren große Stärke besitzet, hat sie mehrentheils gestochen, und der Abdruck ist, nach Zeichnungsart, fast von allen in braunem Ruße. Sie enthalten die mehresten Arten malerischer Zusammensetzungen, einzelne Köpfe, auch Landschaften, die in der Manier des Caracci sind. Die Köpfe haben eine besondere Stärke, und jedweder seinen eigenen Charakter, der redend ist. Die starken Schatten sind meisterlich angebracht, und die mehresten Stücke völlig ausgezeichnet.

Eine zwote Sammlung ist dieser gefolget, welche, nach englischem Gebrauche, in Heften ausgegeben werden soll. Sie wird sich auf keine einzelne Meister einschränken, und das erste, noch zur Zeit nur vorhandene Heft enthält acht Stücke, nämlich eines vom Pelegrino Tibaldi, drey vom Hannibal Caracci, eines von der Elisabeth Sirani, eines vom Karl Cignani, eines vom Peter da Cortona, und eines vom Dominichino, allesammt vom Bartolozzi gestochen. Auf dem Umschlage lautet der Titel: *From His Majesty's Collection of Drawings are published by Per-*

mission

mission &c. und das Königl. Wapen ist, in einem wohl gezeichneten Cartouche, auf einem besondern Blatte vorangesetzet. Auch diese Zeichnungen sind sämmtlich ganz ausgearbeitet und schön gestochen. Der Kopf des Caracci, eine emblematische Vorstellung des Pellegrini und die Sendung der Jünger des Johannes vom Dominichino entscheiden sich besonders. Der Preis von diesem Hefte ist eine Guinee, und beyde Sammlungen von gleichem Atlasformate.

Robert Strange, dieser große Meister, dessen in der Bibliothek der schönen Wissenschaften mehrmalen mit dem verdienten Ruhme Erwähnung geschehen, hat nunmehro angefangen, die Früchte seiner, durch einen fünfjährigen Aufenthalt in Italien, erweiterten Vollkommenheiten der Welt darzulegen. Es ist solches in zwey Stücken nach Raphael geschehen, *Iustitia* und *Comitas* betitelt, wovon die Urbilder im vaticanischen Pallaste zu Rom aufbehalten werden. Beyde, der Maler und Kupferstecher zeigen sich in einer Größe, die auch dem bloßen Liebhaber Bewunderung abzwinget, und den wahren Kenner zur Entzückung fortreisset. Der erhabene Styl des Raphaels ist noch nie besser ausgedrücket, und man siehet aus dem ersten Anblicke dieser Blätter, auf welche Muster er sein Ideal gegründet habe. Von der furchtsamen, der geleckten Auskünstelung entfernet, zeiget der Grabstichel, wie sich das Weiche mit der Stärke, die Vollendung mit der Freyheit verbinden lasse, und daß die Wirkung des Helldunkeln, welches den Hauptbe-

 griff

griff des Kupferstechers ausmachet, sich nicht auf eine bloße Absonderung des schwarzen und weissen einschränke, sondern zu einem wahren Ausdrucke der Lokalfarben hinanbringen lasse. Ueberhaupt aber bemerket man den Vorzug, welchen ein Kupferstecher, der dem Originale mit einer Begeisterung folgen kann, über denjenigen hat, der nur nach einer kalten Abzeichnung seine Platte bearbeiten muß. Es sind beyde sitzende Figuren, deren Charakter sich so entscheidend ankündiget, daß sie der Unterschrift nicht bedurft hätten. Die Gerechtigkeit heftet ihren Blick, mit einem Zuge am Auge und an dem Munde, der eine Sorgfalt für die Richtigkeit ausdrücket, auf die in der rechten Hand haltende Waagschaale. Die Sanftmuth aber entdecket, in halbaufgerichteten Augen und etwas aufwallenden Wangen, die weichen Empfindungen, wovon sie ganz angefüllet ist. Zur linken der ersteren stehet ein Strauß in gerader Stellung, welchen sie mit der linken Hand unten am Halse umfasset. Letztere stützet sanft ihre Rechte auf die Lehne eines antiken Sessels, und hält die linke auf die Brust, da ihr Fuß auf ein unter ihr ruhig liegendes Lamm gestellet ist. Die Zierrathen des Hauptes und die Gewänder sind an beyden von der größesten Einfalt und Hoheit. Jede hat eine Schulter, Arm und Brust entblößet, wovon das Fleisch nicht weicher und runder seyn könnte. Der Ausdruck aber und die Haltung der Köpfe ist wunderschön, und besonders bey der Sanftmuth über die Menschheit erhaben. Die Höhe dieser Blätter ist etwa 1 Fuß

7 Zoll

7 Zoll Französisch, zu 13 Zoll Breite, so daß der Preis von 15 Schilling für beyde um desto weniger übertrieben ist. Die Unterschrift des Künstlers verdienet auch noch angememerket zu werden: R. Strange Academiae regiae artis Graphices Parisiis, et Academiarum Romae, Florentiae, atque Bononiae socius, Academiae item regiae Parmensis Professor, Romae delineavit, et Aqua forte fecit Ao. 1761, atque Ao. 1765. aere incidit.

Er hat nunmehro vier historische Stücke nach Titian und Guercino unter Händen, die nächstens erscheinen, und billig mit Ungedult erwartet werden.

The plays of Shakespeare, with the Corrections and Illustrations of various Commentators. To which are added Notes, by Sam. Johnson. VIII. Vols. 8vo. Pr. 2. l. 8. s. Tonson. Man hat diese Ausgabe des Shakespeare von dem berühmten Johnson mit der größten Ungedult erwartet: keine von den erstern Ausgaben that den englischen Kunstrichtern eine völlige Gnüge. Rowe war ihnen nicht gründlich genug zu Werke gegangen, Pope hatte seinen Charakter nicht genug eingesehen, der gelehrte Warburton war ihnen zu verwegen, Hanmer scharfsinnig genug aber zu sonderbar, Theobald schweifte zu sehr umher — vom Herrn Johnson aber versprach man sich, daß er alle dieser ihre Tugenden verewigen würde, ohne in ihre Fehler zu verfallen: endlich ist diese Ausgabe erschienen: aber wie es bey allzugroßen Erwartungen geht;

geht; diese Kunstrichter glauben, daß die Erfüllung weit unter derselbigen sey, und fallen ihn von allen Seiten an: in seiner Vorrede soll er ihn bald von einer Seite gelobt haben, wo er es nicht verdienet und bald wieder eben so getadelt haben: bald in dem Texte unzeitige Veränderungen vorgenommen, bald falsch erkläret haben: so viel Wahres in der Sache seyn kann, so kann man sich doch immer von einem Manne, wie Johnson ist, versprechen, daß diese Ausgabe auch viel vorzügliches haben muß, und den Liebhabern dieses Dichters immer noch wichtig genug seyn wird. Einer von den ungeschicktesten und gröbsten seiner Widersacher ist W. Kenrick in folgender Schrift:

A Review of Dr. Johnson's new Edition of Shakespeare: In which the Ignorance, or Inattention, of that Editor is exposed, and the Poet defended from the Persecution of his Commentators. By W. Kenrick. 8vo. Die Art, mit der er mit dem Herrn J. verfähret, zeigt, daß ihm mehr ein persönlicher Haß, als die Liebe zur Wahrheit die Feder geführet. Zu gutem Glück ist er selbst so unwissend, daß er dem Herausgeber durch seine Kritik keinen Schaden thun wird.

Aus Frankreich.

Paris. Description Historique & critique de l'Italie, ou Nouveaux Mémoires sur l'état actuel de son Gouvernement, des Sciences des Arts, du Commerce, de la Population & de l'Histoire Naturelle. Par M. l'Abbé Richard. 6 Vols. à Dijon & à Paris, 1766.

Wir

Wir haben schon eine so große Menge Reisebeschreibungen von Italien, und nur noch neuerlich die Nachrichten vom Herrn Großley angezeiget, daß man glauben sollte, es wäre für andre Reisende nichts mehr zu bemerken übrig: inzwischen findet sich für einen aufmerksamen Gelehrten in einem Lande, daß so viel Seltenheiten der Kunst enthält, immer noch genug, das erwähnet zu werden verdienet, oder dem Leser, von einer andern Seite vorgestellet, merkwürdig werden kann. Man darf also auch die angezeigte Reisebeschreibung nicht für überflüßig ansehen: sie enthält zwar viele Compilationen und Wiederholungen, aber auch viele sehr feine Beobachtungen über die Malerey, Bildhauer- und Baukunst, wie denn der Verf. in seiner Einleitung hauptsächlich seine Absicht auf die Künstler gerichtet zu haben vorgiebt: überall klaget er über den großen Verfall des Geschmacks in Italien, und es ist kaum glaublich, wenn er erzählet, daß er mit seinen Augen in der berühmten Sixtischen Kapelle im Vatikan, die vom Michel Angelo gemalt ist, den größten Theil nackender Figuren von elenden Schmierern bekleidet gesehen: Verschiedene Nachrichten die er von den neuesten Entdeckungen des Herkulans im 4ten Bande beygebracht, sind merkwürdig; die freymüthige Art der Erzählung aber machen diese Beschreibung sehr unterhaltend.

La Mort d'Abel Drame en trois Actes, en vers, imité du Poëme de Mr. Gessner & suivi du *Voeu de Jephté*, Poëme. Par Mr. l'Abbé Aubert. à Paris, chez la veuve Du-

ches-

chesne, 1765. Der Verf. hat dieß interessante Süjet nach dem Gedichte unsers Geßner so glücklich in ein Trauerspiel gebracht, als es nur von einem französischen Dichter gebracht werden konnte. Er hat die Schwürigkeiten in der Vorrede angezeigt, die damit verbunden gewesen, und man kann ihm leicht aufs Wort glauben. Er hatte es erst in 5 Aufzügen verfertiget, einige Kunstrichter riethen ihm aber es auf 3 zurückzubringen, inzwischen hat er, die weggelassenen Stücken angehängt, und die nachgeahmten Stellen, aus dem deutschen Dichter drunter gesetzet.

Les Amours de Paliris & de Dirphé, Poëme en prose en 6 chant. chez Pancoucke, 1766. Ein leichter Styl, angenehme Gemälde, eine fruchtbare Einbildungskraft charakterisiren dieß Werkchen. Die Liebe eines jungen Schäfers für die Dirphe machet den Innhalt aus: Venus, die Nebenbuhlerinn dieser Liebhaberinn, so wie sie es von der Psyche war, läßt dieß Paar die ganze Wuth ihrer Rache fühlen: sie durchbohrt den Paliris, bereut es, und erhält vom Gotte des Todes seine Wiederauflebung. Aber er bleibt seiner Dirphe ergeben: Amor besänftigt endlich diese Göttinn, und sie überläßt der Geliebten ihren Liebhaber, eben da sich diese aus Verzweiflung ins Meer stürzen will.

Les soupirs de Cloitre ou le Triomphe du fanatisme, épitre de feu M. Guymond de la Touche à M. D. D. à Londres. (à Paris) chez les Libraires associés, 1766. Herr de la Touche,

Touche, ein sehr junger Dichter, der in der ersten Blüte seiner Jahre gestorben, nachdem er sich durch seine Iphigenia in Tauris eine glänzende Laufbahn eröffnet hatte, ist der Verfasser dieses vortrefflichen Gedichts. Diese Seufzer gehen hauptsächlich über die Jesuiten, unter denen er sich dazumal befand. Da weder er noch diese mehr in Frankreich existiren, so hat es ein Herausgeber gewagt, sie ans Licht zu stellen: Das ganze Gedicht, welches aus mehr als aus 1000 Versen besteht, ist so voll von kräftigen Gemälden, starken und heftigen Zügen, als reizenden Bildern und süßen Empfindungen. Wir wollen nur ein paar Stellen auszeichnen. Der Verf., das Opfer eines vorübergehenden Selbstbetrugs, schreibt aus dem innersten seines Klosters. Kaum sagt er, kam ich aus den Händen der Natur, als mich der Irrthum in seine Arme nahm und mit seinem Gifte nährte:

De ma raison l'obscur flambeau
Ne jettoit qu'un jour pâle & sombre,
Et nageoit encore dans l'ombre
Et de l'enfance & du berçeau,
Lorsque je vins grossir le nombre
De son méprisable troupeau.

Verblendet durch seine Gleißnerey, verließ ich die Welt und ließ mir seine Fesseln anlegen:

J'entre dans son temple homicide,
J'embrasse l'autel parricide

Du

Du meurtre des Rois ruisselant:
Où du barbare fanatisme
Reposoit le couteau sanglant
Sous la garde du Bigotisme:
Je le saisis, pâle, tremblant;
Et sans songer au sacrifice
Que m'arrachoit son artifice,
Pensant plaire au ciel irrité,
Aux pieds de l'infernale idole
Dévôt & furieux j'immole
La nature & l'humanité &c.

Mit was für schrecklichen Farben malet er weiter unten ihre heuchlerische Treulosigkeit:

Faut-il offrir à ta mémoire
Ces jours de sang, ces jours d'horreurs,
Ces jours l'opprobre de l'histoire,
Le triomphe de leur fureur,
Où sans remords, sans épouvante,
Ces respectables scélerats
Osoient mettre le ciel en vente,
Pour d'infames assassinats;
Prechant, le blasphême à la bouche,
Sur un tas d'hommes expirans,
Au peuple credule & farouche,
Le meurtre & l'amour des tirans;
Où l'un d'entre eux moins politique
Brulant de signaler sa foi,
Par un parricide heroique,
Descend de l'autel sans effroi,

Et

Et marche en pieux catholique
Poignarder humblement son Roi?

Wie reizend ist hingegen die Beschreibung, wenn er sich vorstellet, wie glücklich seine Jahre in dem Schoos der Freyheit und tugendhafter Freuden verflossen wären, glücklicher, als nicht der Augenblick ist:

Où plein de son tourment qu'il aime,
Errant au milieu des roseaux,
Zéphir surpris, surprend lui-même
Flore sortant du sein des eaux,
Sans autre habit que le nuage
D'une pudeur tendre & sauvage,
Ou l'or de ses cheveux épars,
Voile tissu par la nature
Pour défendre sa beauté pure
De la licence des régards &c.

Diesem Sendschreiben ist ein anders an die Freundschaft angehängt, und es ist zu wünschen daß der Herausgeber eine vollständige Ausgabe aller seiner hinterlassenen Gedichte veranstaltete: er hatte 4 Akte von einem Trauerspiele Regulus fertig als er starb, und so unvollkommen es auch seyn mag, so verdient doch auch das bloße Fragment bekannt gemacht zu werden.

L'eloge de René Descartes Discours qui a remporté le prix de l'Academie Françoise en 1765. par M. Thomas. Die glänzende Beredsamkeit des Herrn Thomas ist schon zu bekannt, als daß wir um diese Lobschrift auf den Cart-

sius anzupreisen, mehr als einer bloßen Anzeige bedürfen.

Oeuvre de Theatre de Mr. Guyot de Merville. 3 Vol. in 12. à Paris chez la veuve Duchesne, 1766. Dieß ist die erste vollständige Ausgabe des Theater von dem Herrn Guyot de Merville. Die ersten beyden Bände enthalten Stücken, die nach und nach auf den französischen und italiänischen Theater aufgeführet worden, als: Les Impromptus de l'amour, in einem Akte, und in Versen nebst einem Divertissement: Achylle à Scyros, eine heroische Komödie, in 5 Aufzügen in Versen: Le Consentement forcé, ein Lustspiel von einem Akte in Prosa nebst einen Divertissement. Les Epoux réunis, ein Lustspiel in 5 Akten, in Versen: diese Stücke gehören dem französ. Theater zu: die folgenden im 2ten Bande dem Italiänischen. Le Dédit inutile, oder Les Vieillards intéressés in 1 Akt und in Versen: Les Dieux travestis, oder L'exil d'Apollon in 1 Akte in Versen nebst einem Divertissement: Le Roman, in 3 Akten, in Versen: L'apparence trompeuse, in einem Akte in Prosa mit einem Divertissement: Les Talens déplacés, in einem Akt, in Versen. Der 3te Band von Stücken, die weder gedruckt gewesen noch vorgestellet worden, enthält: Les tracasseries oder le Mariage supposé, ein Lustspiel in 5 Akten in Versen; Le Triomphe de l'amour & du Hazard, in 3 Akten in Versen: La Coquette punie, in 3 Akten in Versen: Le jugement téméraire,

raire, in 1 Akte in Versen. Den Beschluß machen verschiedne Poesien.

Nachricht von den Gemälden, welche im vorigen Jahre im Louvre ausgestellet gewesen.

Die Anzahl von den ausgestellten Werken der Kunst beläuft sich dießmal auf 261 Nummern: wir wollen die vornehmsten nach dem darüber gedruckten Verzeichnisse hersetzen, ohne uns weiter bey den letzterwähnten Kritiken aufzuhalten, die uns ohnedieß zu allgemein und nichtsbedeutend scheinen.

Von dem verstorbenen Karl Vanloo. Augustus, wie er die Thüren vom Tempel des Janus verschließen läßt. Die Grazien. Die keusche Susanna. Sieben Skizen für die Kapelle des heil. Gregorius bey den Invaliden. Der Kopf eines Engels, ein Studium für eben diese Kapelle. Ein allegorisches Gemälde: Man sieht auf diesen die drey Parcen, Clotho, Lachesis und Atropos. Die eine hält den Knaul, die zwote spinnet, und die dritte hat eine Scheere in der Hand, im Begriffe, den Faden abzuschneiden: über ihnen erscheint das Verhängniß voller Bemühung, dieser Parce Einhalt zu thun und die Tage einer Beschützerinn der Künste (der Marquise von Pompadour) zu verlängern. Die Künste im äußersten Jammer flehen um die Verlängerung ihrer Tage.

Herr Michel Vanloo. Verschiedene Bildnisse.

Herr Boucher. Jupiter unter der Gestalt der Diane, wie er die Callisto überfällt. Angelike und Medor. Verschiedene Schäferstücke. Eine junge Frau, die einer Taube einen Brief anhängt. Eine Landschaft mit einer Wassermühle.

Herr Halle. Der Kaiser Trajan, der auf ein sehr dringendes Kriegsunternehmen geht, hat die Menschenliebe, von seinem Pferde abzusteigen, die Klagen einer armen Frau anzuhören und ihr Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen. Der Lauf des Hyppomenes und der Atalante: die letztere im Lauf hat den einen Fuß in der Luft, und Hyppomenes raft einen goldnen Apfel auf: in den Augen der Zuschauer leuchtet die Ungedult hervor, den Ausgang zu wissen. — Zwo kleine Skizen, die Erziehung der Reichen und der Armen vorstellend.

Herr Vien. Marc Aurel, wie er dem Volke Brod und Arzeneyen, in einer Pest und Hungersnoth austheilen läßt.

Herr de la Grenee. Der heil. Ambrosius, der Gott während der Messe den Brief darbringt, worinnen sich der Kaiser Theodosius wegen des Siegs bedankt, den er über die Feinde der Religion davon getragen. — Die Apotheose des heil. Ludewigs. Die Dankbarkeit. Die Gerechtigkeit. Die Güte und die Großmuth unter verschiedenen allegorischen Vorstellungen. Das Opfer des Jephta. Diana und Endymion. Vier Madonnen. Die Wiederkunft Abrahams im Lande Kanaan. Die Caritas Romana, oder Cimon im Gefängnisse, wie ihm seine Tochter die Brust reicht. Eine

Magda-

Magdalene. St. Petrus, der seine Sünde beweinet.

Von den kürzlich verstorbenen Deshays. Die Bekehrung St. Pauls. Der H. Hyeronimus, wie er über den Tod schreibt. Achilles, den der Scamander und Simois ersäufen wollen, wird durch die Juno und Vulkan beschützt: dieser Gott schleudert Feuer umher, welche diese Flüsse austrocknen. Jupiter und Antiope. Verschiedene Zeichnungen, als der Graf von Comminges seine Artemisie bey dem Grabe ihres Gemahls u. s. w.

Hr. Bachelier, Cimon im Gefängnisse, seiner Tochter an der Brust. Ein schlafendes Kind. Verschiedene Blumenstücke, auf die neue Pastelart mit Oel versetzt, gemalt.

Hr. Challe. Hector, der in den Pallast des Paris geht. Er findet ihn bey der Helena sitzend und wirft ihm seine Flucht aus dem Kampfe vor, den er mit dem Menelaus angefangen hat. Venus hatte ihn der Wuth seines Feindes entrissen. Helena ist eben im Begriffe zur Dankbarkeit ein Opfer zu bringen. Sie klagt dem Hector ihr Schicksal, ihre Weiber sind auf mancherley Weise beschäfftiget, einige sind in einem Concerte begriffen, worinnen sie aber durch die Ankunft des Hektors gestört werden. Ein sehr großes Gemälde.

Hr. Chardin. Drey Gemälde, welche die Kennzeichen der Wissenschaften, der Künste und der Musik vorstellen: eine Menge Fruchtstücken.

Der Chevalier Servandoni. Zwey Thürstücke, wovon das eine, eine Trophee von Waffen

und Ruinen, das zweyte, Felsen, einen Wasserfall und ein Grabmaal vorstellet: ingleichen zwo Gemälde voller alten Ruinen.

Hr. Millet Franzisque. Eine Landschaft, auf welchem die heil. Genevieve von dem heil. Germain, Bischoffe von Auxerre, eigesegnet wird. Verschiedene andere Landschaften, nebst 2 Köpfen in Pastel.

Hr. Monnotte ein Bildniß.

Hr. Boizot. Die Grazien; welche die Liebe fesseln. Mars und Amor die über die Gewalt ihrer Waffen streiten; Venus lächelt und taucht die Pfeile des Amors in Honig, indem sie dem Cupido befiehlt; ihn mit etwas bittern zu vermischen. Der Innhalt davon ist aus dem Anakreon.

Hr. LeBel. Verschiedene Landschaften.

Hr. Perronneau. Einige Bildnisse in Oel und Pastel.

Hr. Vernet. Der Hafen von Dieppe. Der Verf. hat die Fischerey als den unterscheidenden Charakter dieses Hafens angesehen, und den Vordergrund mit den verschiedenen Fischen der dortigen Gegend angefüllet: die Einwohner sind dabey nach ihren besondern Trachten vorgestellet. Die vier Tagezeiten in vier Gemälden. Zwey Aussichten von der Gegend um Nogent an der Seine. Zwey Gegenbilder: Ein Schiffbruch, und eine Landschaft. Ein Seestück bey Untergang der Sonne. Noch verschiedene andere Seestücken, sieben Landschaften, ein Sturm, und verschiedene andere Gemälde.

Hr.

Hr. Roslin. Ein Vater kömmt auf seinem Landgute an, wo er von seinen ihn zärtlich liebenden Kindern aufgenommen wird.

Madame Vien. Eine Taube welche brütet, nebst etlichen andern kleinen Gemälden.

Hr. Machy. Die Ceremonie der Legung des Grundsteins der neuen Kirche von St. Genevieve, durch den König, den 6ten Sept. 1764. Zwey Gemälde, die Säulenordnungen des Louvre: und ein drittes, welches den Durchgang der Säulenlaube des Louvre von der Seite der Gasse Fromentau vorstellet. Architektonische Ruinen.

Hr. Drouais. Verschiedene Bildnisse.

Hr. Juliart. Landschaften.

Hr. Casanova. Ein Heerzug. Zwey Bataillengemälde. Ein Spanier zu Pferde.

Hr. Bardouin. Verschiedene kleine Vorstellungen und Miniaturbildnisse. Ein Beichtstuhl: einige Weibspersonen sind drinnen, und andere warten aussen umher: verschiedene junge Leute scheinen nichts weniger, als die Buße dieser Beichtenden zu befördern, sie laufen unter ihnen umher und der Beichtiger wird so gestöret, daß er herauskömmt, um sie fortzuschicken. — Die Findelkinder in der Kirche U. L. F. sie werden von etlichen Damen besucht, und diese kleinen Kinder geben sich alle Mühe ihnen zu schmeicheln. — Ein junges Mägdchen, die die Mutter ausschilt, weil sie einen Liebhaber bey sich gehabt. — Verschiedene Bildnisse in Wasserfarbe.

Hr. Roland de la Porte. Ein Medaillon, der ein altes Bildniß des Königs, in einem nachgeahmten Basrelief vorstellet. Verschiedene Stücken mit Porcelan, Früchten, Kräutern u. s. w.

Hr. Descamps. Drey kleine Gemälde: 1) ein junger Zeichner; 2) ein Schüler, der modeliret; 3) ein kleines Mägdchen, die einen Vogel füttert.

Hr. Bellenge. Blumenstücken.

Hr. Parocel. 1) Cephalus söhnt sich mit der Prokris aus, die er unter einer Verkleidung ungetreu gefunden: sie giebt ihm einen Pfeil und einen Hund. 2) Prokris wird aus Versehen von dem Cephalus mit eben dem Pfeile getödtet, den sie gesehen: sie beschwört ihm getreu zu bleiben.

Hr. Greuze. Ein junges Mägdchen beweint ihren verstorbenen Carnarienvogel. Das verzogene Kind: ein Kind das Suppe ißt, giebt einem Hunde aus seinem Löffel, die Mutter sieht ihn auf ihrem Stuhle mit einem stillschweigenden Beyfalle zu. — Ein kleines Mägdchen, das eine Puppe, wie einen Kapuziner gekleidet hält. Sehr viele Bildnisse und Skizen.

Hr. Guerin. Verschiedene kleine Gemälde.

Hr. Briard. Die Auferstehung des Heilandes. Der Samariter, ein paar große Gemälde. Zwey kleinere: Psyche und der Fischer, die einander begegnen; die verlaßne Psyche. Eine heil. Familie. Der Wahrsager des Dorfs (le Devin de village.)

Hr.

Hr. Brenet. Die Taufe des Heilands. Ein Amor, der seiner Mutter seine Waffen abzuschmeicheln suchet.

Hr. Loutherburg. Ein Rendezvous des Prinzen von Conde auf der Jagd, in einer Gegend des Waldes von Chantilly. Ein Morgen nach einem Regen. Der Anfang eines Sturms bey untergehender Sonne. Eine Caravane — Straßenräuber, die Reisende in der Mündung eines Berges angreifen. Ebendieselbige, durch die letztern gefangen geführet. Eine Menge von Landschaften.

Hr. Le Prince. Ein Theil von der Stadt Petersburg, nach der Natur. Ein Haufen Kosaken, Tartern u. s. w. die nach einer Plünderung ihre Beute zusammen bringen um sich darein zu theilen. Zubereitung zur Abreise einer Horde. Auf dem Vordergrunde sieht man eine Tartarische Frau nebst 2 Officiers, von denen einer einen Kalmucken die Rüstungen abnehmen läßt. Eine Rußische Pastorale. Man sieht einen Schäfer, der seine Balalaye aufhängt, um einen Knaben zuzuhören, der auf einer Schalmey von Baumrinde gemacht, spielet. Die Balalaye ist eine Art von langer Zither mit 2 Sayten, auf denen sich die Rußischen Bauern auf eine sehr angenehme Art accompagniren. — Eine Fischerey in der Gegend von Petersburg. Verschiedene Gemälde Rußische Gebräuche vorstellend. — Einige Bauern die im Begriffe sind, auf einem Boote fortzufahren, das sie erwarten, man sieht vorne einen Wagen, deren sich die Finnländer bedienen, um Lebensmittel nach Petersburg zu bringen. — Eine

Halte der Tartarn. Art im Winter auf Schlitten zu reisen. — Eine Halte der Bauern im Sommer: sie pflegen fast niemals in Wirthshäusern einzukehren: sondern legen sich in oder unter ihre Wagen. Im bösen Wetter schlagen sie ein Zelt auf. — Die Wiegen der Kinder: diese sind eine Art von schwebenden Betten, die man an einem elastischen Stock aufhängt, der an der Wand angesteckt wird. In schönem Wetter hängen ihn die Weiber nach Gutbefinden ausser dem Hause auf. — Eine Bauernstube: ein junger Bauer bietet einer Bäuerinn Eyer an, in der Entfernung steht eine Wiege. Eine Brücke über die Nerva. Eine Mühle in Liefland. Eine Landschaft mit Figuren in verschiedenen Trachten.

Hr. Deshays. Eine große Anzahl von Bildnissen.

Hr. Lepicie. Die Landung Wilhelm des Eroberers auf den englischen Küsten. Dieser Feldherr muntert sein Heer auf zu siegen und zu sterben: um seine Soldaten desto mehr zu bestimmen zeiget er auf seine Flotte, die er in Brand gesteckt. Die Schlacht bey Hasting war der Erfolg dieses Unternehmens. Durch den Tod Haralds, der getödtet ward, erhielt Wilhelm die Krone: dieß ist das größte Gemälde unter allen, und 26 Fuß breit und 12 hoch. Die Taufe des Heilandes durch den Johannes. St. Crepin und Crepinian, die ihre Güter den Armen austheilen.

Hr. Amand. Merkur im Begriffe den Argus zu tödten. Die Familie des Darius. Joseph, der

der von seinen Brüdern verkauft wird. Tankred von Herminien verbunden. Rinald und Armide. Eine Sultaninn. Ein alter Kopf. Cambyses wider die Aegypter aufgebracht, tödtet ihren Gott Apis. (eine Skize so wie die folgenden) Psametychus, einer der 12 ägyptischen Könige bedient sich bey einem feyerlichen Opfer, aus Mangel einer Schaale seines Helms, um die Libation dem Vulkan darzubringen. Cambyses, dem der König von Aethiopien Gesandten mit Geschenken schickt, um bey dieser Gelegenheit Erkundigung von der Stärke des Landes einzuziehen. Dieser König gab weiter nichts zur Antwort, als daß er einen Bogen in ihrer Gegenwart spannte, den ein Preser kaum hätte erheben können. — Magon breitet in der Versammlung des Karthaginiensischen Raths die Ringe derer römischen Ritter aus, die in der Schlacht bey Canna geblieben waren.

Hr. Fragonard. Der hohe Priester Coresus opfert sich, um die Callirhoe zu retten: dieß Gemälde ist zu einer Tapete in der Manufaktur der Gobelins bestimmt. Eine Landschaft nebst zwo Zeichnungen von Aussichten der Stadt Este nach Tivoli. Ein Gemälde, welches die Zeitvertreibe des Kindes und der Jünglinge vorstellt. Auf dem Vordergrunde spielen Kinder, die einen Hund zwingen wollen Früchte zu essen; in der Entfernung sieht man einen jungen Menschen, der einem Mägdchen einen Kuß rauben will.

Hr. Monnet. Der heil. Augustin, der seine Confeßion schreibt. Der sterbende Heiland am

Kreuze.

Kreuze. Ein Amor. Unter einer Menge von Zeichnungen, wovon ein Theil schon in den Lafontainischen Fabeln gestochen ist, verdient Orpheus und Eurydice vorzüglich angezeigt zu werden.

Hr. Taraval. Die Apotheose des heil. Augustin. Venus und Adonis. Eine Genueserinn, die über ihrer Arbeit eingeschlafen ist. Viele Köpfe.

Bildhauerarbeiten.

Hr. Le Moyne. Verschiedene Bruststücken, theils in Marmor, theils in Thon.

Hr. Falconet. Eine sitzende Frau. Diese Figur ist zu einem Wintergarten des Königs bestimmt. Sie bedeckt Pflanzen mit ihrem Gewande, und machet sie durch ihre Sorgfalt blühend: auf der Seite steht ein Gefäße, das von gefrornen Wasser gesprungen ist; auf dem Sitze der Figur sieht man den Widder und Wassermann. Der heil. Ambrosius, ein Modell. Alexander, der die Campaspe, seine Beyschläferinn malen läßt: es ist der Augenblick gewählet, wo er dem Apelles mit ihr ein Geschenk machet, ein Basrelief in Marmor. Die sanfte Melankolie, unter der Gestalt einer Frau, die in einem zärtlichen Nachdenken ein Turteltäubchen betrachtet, und die Freundschaft, die in ihrer Hand ein Herz hält und es mit einer freymüthigen Mine darbeut, beydes Figuren in Marmor.

Hr. Vasse. Das Brustbild des Passerat. Ein Kinderkopf in Marmor. Die Komödie, ein Modell in Thon.

Hr.

Hr Pajou. Verschiedene Brustbilder in Märmor. Eine Figur des heil. Franziskus de Sales. Eine Bacchante, die einen kleinen Bacchus hält: beydes Modelle. — Das Modell zu einer Pendeluhr 4 Fuß hoch. Es stellt den Genius von Dännemark vor, der den Ackerbau, die Handlung und Künste in Schutz nimmt. Skize zu einem Weihkessel. Drey Zeichnungen: das 1) eine Bachanale, 2) eine anatomische Lektion, 3) Entwurf zu einem Grabmaale.

Hr. Adam. Eine Gruppe folgendes Innhalts: Polyphem fleht vor dem Neptun, daß er den Ulysses, der ihn geblendet hat, nicht entrinnen läßt, indem er den Widder hält, der dießmal bey seiner Heerde wider seine Gewohnheit zuletzt geht, und an dessen Bauche sich dieser Held angeklammert hält.

Hr. Caffieri. Ein Triton, und die Bildnisse des Rameau, Lulli und Du Belloy.

Hr. Challe. Zwo liegende Figuren in Marmor, das Feuer und das Wasser vorstellend. Büsten und Zeichnungen.

Hr. D'Hües. Der heil. Augustin, ein Modell zu einer Bildsäule für die Kirche St. Roch.

Hr. Mignot. Das Modell einer Nayade in Basrelief, wovon die Figur auf einem Springbrunnen in Paris bereits in Stein gehauen ist.

Hr. Bridan. Der heil. Bartholomäus im Gebete vor seinem Märtyrertode in Gyps.

Hr. Berrüer. Cleobis und Biton, zween Brüder, die wegen ihrer kindlichen Frömmigkeit bekannt sind: in Ermangelung der Stiere spannen sie

sich

sich selbst in den Wagen ihrer Mutter und fahren sie zum Tempel der Juno, wo sie opfern soll: ein Basrelief in Marmor. Eine marmorne Wase, mit einem Basrelief von Kindern gezieret, die mit einer Weinrebe spielen. Entwurf zu einem Grabmaale, eine Skize von Thon: die Freundschaft auf eine Urne gestützt überläßt sich ihren Schmerzen. Die Reinigkeit umwindet diese Wase mit Kränzen von Lilien. Verschiedene andere Entwürfe zu Grabmälern.

Kupferstiche.

Vom Hrn. Cochin. Eine Zeichnung zu dem Titelkupfer für die Encyclopedie. Man sieht die Wissenschaften beschäfftiget, die Wahrheit zu entdecken. Die Vernunft und Metaphysik suchen ihr den Schleyer zu entreissen. Die Theologie erwartet ihr Licht von einem Strale des Himmels, neben ihr steht das Gedächtniß und die alte und neuere Geschichte: auf der Seite und drunter sind die Wissenschaften. Von der andern Seite nähert sich die Einbildungskraft mit einem Blumenkranze, die Wahrheit zu schmücken. Unter ihr sind die verschiedenen Poesien und Künste. Ganz unten erscheinen die Talente, die den Künsten und Wissenschaften den Ursprung danken. Verschiedene allegorische Zeichnungen über die Regierungen der Könige von Frankreich. Sie machen den Anfang zu einer Reihe von Kupferstichen aus, an denen zu des Präsident Henault Geschichte von Frankreich gearbeitet wird.

Hr.

Hr. Lebas. Die vier Kupferstiche von der 3ten Lage der Häfen von Frankreich, durch Vernet.

Hr. Tardieu. Das Bildniß des Erzbischoffs von Bourdeau, nach Restout.

Hr. Dupuis. Bildniß des Grafen Czernichew.

Wille. Die wandernden Musikanten, (les Musiciens ambulans) nach Dieterich.

Hr. Salvador Carmona. Eine Allegorie nach Solimeni.

Hr. Roettiers, der Sohn. Ein Viereck, welches verschiedene Schaumünzen für den König vorstellet, und 6 Familienmünzen von Prinzen und Prinzeßinnen aus dem Hause Galliezin und Trubeßkoi.

Hr. Flipart. Ein Sturm nach Vernet. Die tugendhafte Athenienserinn und die junge Korintherinn, nach Vien.

Hr. Moitte. Das Monument, das die Stadt Rheims dem König errichtet. Die beyden Figuren, die das Fußgestelle begleiten, nach Pigalle. Der Serenadenbringer (le donneur de Serenade). Die Faule (la Paresseuse) nach Greuze. Zwey Bildnisse von dem Abt Chevelin und Hrn. de la Chalotais.

Hr. Beauvarlet. Zwey Kinder, die sich beschäftigen einen Hund auf der Cither spielen zu lassen, nach Drouais dem Sohne. Ein Opfer für die Venus und eins für die Ceres, nach Vien. Zwo Zeichnungen nach Gemälden des verstorbenen Karl Vanloo: 1) la conversation Espagnole, 2) la lectu-

lecture: diese beyden Stücke werden gestochen werden.

Lempereur. Der Triumph des Silen, nach Karl Vanloo. Titon und Aurore, nach Pierre. Das Bildniß der Mad. Lecomte, vom Hrn. Watelet gezeichnet.

Hr. Melini. Bildniß des Herrn de Polinchove, ersten Präsidenten des Parlaments zu Douay.

Hr. Aliamet. Die arbeitsamen Italiänerinnen und die Feuersbrunst, nach Vernet. Der Kachelofen und zwo Bäuerinnen die einander begegnen, nach Bergheim.

Hr. Duvivier. Ein Viereck mit verschiedenen Schaumünzen: 1. und 2. Medaillen von der Stadt Paris bey der Einweihung der Königl. Statue zu Pferde. Medaille für die 6 Kaufmannszünfte von Paris: die Wiederherstellung der Handlung: Medaille für die Stadt Rheims: die stehende Bildsäule des Königs. Medaille für die Folge von der Geschichte des Königs: das bestürzte Frankreich verläßt seine Siege um durch seine Gelübde die Genesung des kranken Königs zu Metz zu erhalten. Ein andres Viereck mit Medaillen und Schaumünzen. Schaumünzen für den König. Ein neuer Kopf desselbigen und seine Bildsäule zu Pferde. Der türkische Abgesandte übergiebt dem König sein Creditif. Büste der Prinzeßinn Trubetzkoi, auf dem Revers ihr Grabmaal mit Cypressen umpflanzt. Noch eine große Menge anderer Schaumünzen.

Hr.

Hr. Strange. Die Gerechtigkeit und Sanftmuth, nach Raphael. Venus, von den Grazien angekleidet, nach Guido.

Hr. Cozette. In Haute-Lisse aus der Manufaktur der Gobelins. Das Bildniß des Hrn. von Montmartel nach dem Gemälde des de la Tour. Die Malerey nach dem verstorbenen Karl Vanloo.

Französische Kupferstiche vom vorigen Jahre.

November. Das Grabmaal des Bebe, eines Zwergs des Königs von Pohlen, welches ihm in einer Kirche zu Lüneville, wo er begraben liegt, errichtet ist. Vor einer Pyramide, die mit einer Urne verzieret ist, steht die Figur dieses Zwergs auf einen Piedestall. Drunter ist die Aufschrift.

December. Das Bildniß Heinrich des 4ten, nach einem Gemälde von seiner Zeit nach Parbus, von Chenû gestochen.

Venus und Adonis, nach Jeaurat von Gaillard: es ist das Gegenbild von ebendemselbigen nach Boucher. Venus und Adonis nach J. Bethon, aus der Dresdner Gallerie: Venus und Aeneas nach Boizot: Die caritas Romana nach Coypel: diese drey Bilder sind von Danzel gestochen.

Das Bildniß des Descartes, von Hals gemalt und von Benoit gestochen.

Nachricht von neuen französischen Schauspielen.

Am 13ten Jun. wurde zum erstenmale ein prosaisches Lustspiel von 3 Akten Mariage par depit aufgeführt. Dieses Stück, das viel ähnliches mit des Dancourt Bourgeoises de Qualité hat, ist bey der ersten Vorstellung so gefallen, daß die Schauspieler nicht im Stande gewesen, es völlig aufzuführen.

Le retour favorable, ein prosaisches Lustspiel in einem Aufzuge von Hrn. G***. das im Sommer auf dem Theater des Herzog von *** aufgeführet worden, ist bey dem Buchhändler Fournier gedruckt zu haben.

Im August ist ein neues Trauerspiel Pharamond aufs Theater gebracht worden, das aber einen sehr mittelmäßigen Beyfall erhalten hat.

Am 9ten Sept. hat man ein Trauerspiel von Voltaire Adelaide du Guesclin aufgeführet: es ist eigentlich der Duc de Foix, unter andern Namen. Vendome steht hier an des de Foix Stelle, Nemour, für den Vamir, Adelaide, für Amelie, Couci für den Lisois: es ist mit vielen Veränderungen in Absicht auf die Versifikation erschienen, und hat einen ausnehmenden Beyfall erhalten.

Zu Anfange des Octobers wurde ein neues Lustspiel in 5 Aufzügen: Le tuteur trompé, der betrogene Vormund, aufgeführet, und mit ziemlichem Beyfall aufgenommen: die ganze Intrigue wird durch die List eines Bedienten, Merlin, geführet:

einen großen Theil seiner guten Aufnahme mag es wohl der vortrefflichen Vorstellung des Preville zu danken haben.

Den 7ten Oct. stellten die italiänischen Komödianten Le petit Maitre en Province, eine Komödie in einem Aufzuge, in Versen, mit kleinen Liedern untermengt vor. Das Stück ist von Mr. Harny. Man findet darinnen wohlausgebildete Charaktere, komische Situationen, und eine gute Ausführung; sie würde noch mehr gefallen haben wenn sie vor dem Mechant und Impertinent erschienen wäre, aus dem sie vieles entlehnt hat.

Den 6ten Nov. wurde ein neues Stück in 3 Aufzügen und freyen Versen vom Herrn Saurin aufgeführet: L'Orpheline leguée, sie ist sehr gut geschrieben, die Charaktere wohl gezeichnet, voll komischer Züge, und wohl dialogirt, doch hat sie nicht den erwarteten Beyfall erhalten: der Verfasser giebt in dem Vorberichte, (denn sie ist bereits gedruckt,) zur Ursache an, daß die Ausführung dem Titel, der eine ganz andere versprochen, zuwider gewesen.

Am 2ten December gaben die französischen Komödianten zum erstenmale: Le Philosophe sans le sçavoir, ein Lustspiel in Prosa und in 5 Aufzügen: es ist dieses ein moralisches Gemälde in dem Geschmacke des Diderots. Der erste Titel hieß le Duel, und in der That beruht die ganze Verwickelung auf einen Zweykampf. Walter, ein ehrlicher Kaufmann, hat einen Sohn, der ein Officier unter den Seetruppen ist. Dieser junge Mensch ist mit ei-

nem andern von der Cavalerie in Händel gerathen, und sie haben einander herausgefodert. Das Haus des jüngen Walter ist in voller Zubereitung zur Hochzeit seiner Schwester, die an eben dem Tage des Zweykampfs soll vollzogen werden: dieß ist Ursache, warum er früh vor Tage das Haus verlassen will: allein er findet es verschlossen, und zum Unglück ist der Schlüssel in seines Vaters Händen. Dieser erscheint und fragt seinen Sohn, wo er schon so früh hin will? er sucht verschiedene Ausflüchte: nachdem ihm aber der Vater versprochen, daß er ihn nicht zurück halten will, wenn er eine gerechte Ursache habe, entdeckt er ihm die ganze Sache. Der alte Walter setzt dem Vorurtheil Gründe entgegen und eifert wider den Mißbrauch, der einen Mann von Ehre zwischen die Schande und ein Blutgerüste stellet. Dieses ist ohne Zweifel der beste Auftritt im Stücke. Mit Anfange des 2ten Akts hat Walter seinen Sohn unterrichtet, daß er von adlicher Herkunft ist, daß eine ähnliche Geschichte ihm lange Zeit gezwungen habe, seinen wahren Namen zu verheelen, daß aber diese Sache gänzlich abgethan sey. Der Sohn setzet ihm also dessen eignes Beyspiel entgegen, schleicht sich fort, und begiebt sich an den bestimmten Ort des Zweykampfs. Der Vater hält es nicht für dienlich die Vermählungsceremonie der Tochter durch die Erzählung der Gefahr, in der sich ihr Bruder befindet, zu verschieben: doch unterrichtet er den Anton, seinen vertrauten Bedienten davon, der in der ersten Hitze die Sache überall bekannt machen will; endlich aber den Entschluß

faßt,

faßt, zu dem Gegner seines jungen Herrn zu gehen, und ihm zuzureden: aber der Vater befiehlt ihm einen bloßen Zuschauer abzugeben, demjenigen beyzustehen, der fallen wird und ihm davon Nachricht zu geben. Das verabredete Zeichen seiner Zurückkunft sollen drey Schläge an eine gewisse benennte Thüre seyn. Mitlerweile kömmt ein gewisser Marquis d'Esparville an, der den alten Walter bittet, ihm einen Wechsel auszuzahlen. Nach aller Wahrscheinlichkeit muß er muthmaßen, daß dies der Vater von dem Gegner seines Sohns sey: doch zahlet er ihm denselbigen ohne den geringsten Abzug. Inzwischen geschehen die 3 Schläge. Walter wird bestürzt, doch läßt er sich nicht hindern, auf die Bitte des Marquis, ihm das Silbergeld, das er ihm gegeben, wieder gegen Gold umzusetzen. Anton kömmt darzu und machet eine sehr zweydeutige Erzählung: die Ankunft des jungen Walters aber mit dem jungen D'Esparville kläret das Räzel auf. Beyde haben ihre Pflicht gethan: D'Esparville hat zuerst geschossen, jener aber, anstatt sich seines Vortheils nun zu bedienen, hat seine Pistole in die Luft abgedrückt, ihm seine Bewegungsgründe gesagt, und ihn gefragt ob er mit dieser Genugthuung zufrieden sey? Die Aussöhnung ist aufrichtig: der alte D'Esparville bewundert die philosophische Standhaftigkeit Walters und williget darein, die obangekündigte Verbindung mit feyern zu helfen, diese Heyrath hat an dem ganzen Stücke wenig Antheil, und durch eine leichte Veränderung hätte er den jungen Walter zum Bräutigam machen können: Wie weit

interessanter wäre es geworden, wenn dieser am Tage seiner Verbindung sich seiner Geliebten hätte entreissen müssen! übrigens hat dieses Stück viele gute Seiten, die den erhaltnen Beyfall verdienen. Hauptsächlich ist die Rolle des Vaters interessant und gut gezeichnet.

Auf dem italiänischen Theater hat man zu Anfange des Decembers: La Fée Urgelle, ein Stück in 4 Aufzügen, mit Arien vermischt, gegeben: es ist aus der Erzählung des Hrn. von Voltaire in den Erzählungen des Vade genommen, die den Titel führet: Ce qui plait aux Dames; das Stück ist interessant und hat sehr feine Situationen.

Den 15ten Dec. wurde ein kleines Stück in einem Aufzuge la Bergère des Alpes, aus den Erzählungen des Marmontel aufs französische Theater gebracht: der Verfasser hätte noch verschiedene interessante Scenen, die ihm die Erzählung an die Hand gegeben, nützen können, inzwischen hat es Beyfall erhalten.

Nachtrag von neuen englischen Büchern.

The Festoon: a Collection of Epigrams, ancient and modern. Panegyrical, Satyrical, Amorous, Moral, Humerous, Monumental. With an Essai on that Species of Composition. Robinson and Roberts. Man sieht bereits aus dem Titel die Anordnung dieser Sammlung von Sinngedichten: die gute Wahl machet des Verf. Geschmack und guter Denkungsart Ehre: sie ist so eingerichtet, daß sie ein Hofmeister seinem Untergebenen, und eine vernünftige Mutter ihrer unschuldigen Toch-

ter empfehlen kann. Auch der Versuch, den der Verf. über die Natur des Epigrams vorgesetzet, zeiget von seiner feinen kritischen Einsicht und Delikatesse, und enthält verschiedene wichtige Beobachtungen über den wahren und falschen epigrammatischen Witz: überhaupt ist es unstreitig eine der besten Sammlungen in dieser Art.

The Summer's Tale: a Musical Comedy of three Acts. Dodsley. Diese Komödie, mit Gesängen durchflochten enthält so wohl in Ansehung der Ausführung und des Dialogs viel Gutes, hauptsächlich haben die Arien eine angenehme Leichtigkeit, die dieser Dichtungsart angemessen sind.

Pollio: an Elegiac Ode. Written in the Wood near R— Castle, 4to. Payne. Diese melancholische Ode und die Ideen die sie enthält, entstanden, wie der Verf. uns berichtet, als er wieder die ländliche Scene der Freuden seiner ersten Jahre mit einem würdigen Bruder, der ihm in ein und zwanzigsten Jahre starb, besuchte. Seine Beschreibungen sind von der Natur und sein Schmerz vom Gefühl hergenommen, eine sichere Folge, daß sie schön seyn muß.

The Equality of Mankind: a Poem. By Mr. Wodhull. 4to. Becket. Dieß Gedicht ist nicht ohne poetisches Verdienst: der Charakter, den er unter andern von seinen Landsleuten darinnen machet, scheint viel Wahres zu enthalten.

> Born in a changeful clime, beneath a sky
> Whence Storms descend, and hovering vapors fly,
> Stung with the fever, tortur'd with the spleen,
> Boist'rously merry, churlishly serene,

By

By each vague blast dejected or elate,
Dupes in their love, immoderate in their hate,
With strange formality, or bearish ease,
Then most disgusted, when they strife to please,
No happy mean the sons of Albion know,
Their wavering tempers ever ebb and flow,
Rank contraries, in nothing they agree;
Untaught to serve, unable to be free.

Twenty of the Plays of Shakespeare, being the whole Number printed in Quarto during his Life-time, or before the Restoration, collated where there were different Copies, and published from Originals, by *George Stevens*, Esqu. in four Vols. 8vo. Der Verfasser hat bey dieser Ausgabe dem Shakespear einen guten Dienst geleistet, indem er die ersten besten Ausgaben verglichen, um die Richtigkeit des Textes herzustellen: er hat aber eine neue vollständige Ausgabe vor, wobey er durch eine Nachricht sich den Beystand des Publikums erbittet: jedes fällt itzt über den Herrn Johnson her und tadelt, er hofft von den Kunstrichtern, daß sie ihm lieber ihre Beobachtungen mittheilen sollen, um sie zum Besten dieses englischen Lieblingsautors zu nützen, und wenn diese seiner Erwartung eine Genüge leisten, so kann man sich nach seinem Entwurfe viel Gutes versprechen.

Neue Bibliothek
der schönen
Wissenschaften
und
der freyen Künste.

Zweyten Bandes zweytes Stück.

Leipzig,
in der Dyckischen Buchhandlung.
1766.

Innhalt.

Pensées

Innhalt.

I.
Abhandlung über die Wirkung des Lichts in den Schatten, in Absicht auf die Malerey, aus dem Französ. des Hrn. C***.

Ist es für diejenigen, die sich denen auf die Zeichnung gegründeten Künsten widmen, vortheilhaft, wenn man in den Schriftstellern die allgemeinen Grundsätze davon aufsuchet: so scheint noch weit mehr Ursache vorhanden zu seyn, daß man, wenn die Frage einen weniger bekannten Grundsatz betrift, oder einen solchen, der noch nicht völlig und allgemein eingeräumet ist, solchen zu behandeln und die Erklärung und Beweise davon zu geben suche. Ist dieser, den ich hier anführen werde, so gewiß, als ich glaube: so habe ich Ursache, dessen Bekanntmachung zum Besten dererjenigen zu beschleunigen, die diese Bemerkungen nicht von sich selbst machen würden, und denen sie doch ein großes Licht geben können. Ich habe sie von dem Hrn. Largilliere. Die tiefen Erforschungen dieses großen Malers, die ihn in demjenigen Theile der Malerey, den wir das Helldunkle nennen, so gelehrt gemacht haben, sind der Grund fast von allen Kenntnissen gewesen, die unsre neue Schule in dieser Wissenschaft besitzet.

Der Grundsatz, von dem hier die Rede ist, ist folgender: Die allerstärksten Schatten im Dunkeln sollen nicht auf den Vordergrund des Gemäldes fallen; im Gegentheil sollen die Schatten, die auf diesen ersten Grund liegen, zart und gebrochen seyn, die stärksten und

schwär-

schwärzesten Schatten aber sollen auf die Gegenstände fallen, die auf dem mittlern Grunde sind.

Ich bediene mich des Ausdrucks des erstern und mittlern Grundes (premier & second Plans) die unter unsern Künstlern bekannt genug sind, und die einen gewissen Raum voraussetzen, der von dem untersten Rande des Gemäldes bis an dem Horizonte geht, und in Beziehung auf die perspectivische Vertiefung, die sie dem Auge darstellet, in drey bis vier Parthien abgetheilet wird.

Dieser Satz wird anfänglich besonders und der gemeinen Meynung ganz zuwider scheinen, und eben diese Widerspenstigkeit verschiedner Künstler, ihn anzunehmen, hat mich verbunden, ihm tiefer nachzuforschen. Ich würde die Sache, ohne zu zweifeln, ihrer höhern Einsicht überlassen, wenn es möglich wäre, die Augen vor demjenigen zu verschließen, was man so deutlich und unveränderlich in der Natur wahrnimmt.

Ich muß noch anmerken, daß ich in allem, was ich zum Beweise dieser Wahrheit sagen werde, die besondern Farben von dem Gegenstande in Gedanken abziehe, und mir die Natur nur unter einer Farbe vorstelle, um blos meine Aufmerksamkeit auf die Wirkung zu richten, die die Strahlen des Lichts hervorbringen, und auf die Dunkelheit, die die Schatten mehr oder weniger verursachen.

Also, wenn ich sage, ein Schatten ist stärker, als ein andrer, so will ich dadurch nicht sagen, daß er stärker an Farbe, sondern blos stärker an Dunkelheit seyn solle.

Zufolge

Zufolge dieses Grundsatzes, den ich festgesetzet habe, und indem ich mir die Gegenstände nur von einer einzigen oder ähnlichen Farbe vorstelle, wenn man z. E. eine sich entfernende schattigte Wand sieht, oder auch einen Schatten auf einen gewissen Raum in seiner ganzen Länge fallen läßt, sage ich, daß diese Schatten, anstatt daß sie in der Entfernung sich schwächen sollten, im Gegentheil immer destomehr an Stärke und Dunkelheit zunehmen, jemehr sie sich von unsern Augen entfernen: dieser Zuwachs setzt sich selber bis auf eine ziemlich weite Entfernung fort.

Wenn man eine sich von unsern Augen entfernende Allee von Bäumen sieht, so wird man eben diese Wirkung wahrnehmen, sie müßte sich denn auf eine allzu weite Entfernung erstrecken. Die Schatten der letztern Bäume werden weit stärker, und diejenigen von den erstern Bäumen dieser Allee sehr gebrochen und zerstreuet seyn. Eben dieses wird auch bey abgehauenen Stöcken statt finden, die, da sie meistens von einerley Farbe sind, noch mehr Gelegenheit geben, sich von der Wahrheit dieses Grundsatzes zu versichern, wenn man an ihnen gewahr wird, wie sich dieses in der That so verhält, daß jemehr sie sich entfernen, destomehr Dunkelheit gewinnen sie.

Man wird eben dieses und zwar sehr merklich, wegen der Einförmigkeit ihrer Farbe, in der Baukunst gewahr. Man stelle sich also eine Colonnade vor, die aus verschiednen Reihen von Säulen, eine hinter der andern besteht: der Schatten der erstern Säule hebt sich auf den Schatten der nächsten ins Lichte, dieser ist schon zarter als der Schatten der drit-

 ten,

ten, und so mit allen folgenden, deren Stärke des Schattens, in Absicht auf die Dunkelheit nach dem Maaße ihrer Vertiefung sich vermehret, bis auf eine ziemlich weite Entfernung, wo dieser stufenmäßige Fortgang sich verändert, und sich das Gegentheil äußert, das ist, wo die Schatten mit ihrer Entfernung schwächer werden.

Endlich kann man sich von der Wahrheit dieses Grundsatzes überzeugen, wenn man in dieser Idee alle Aussichten von einem großen Umfange, die uns nur aufstoßen, wahrnimmt. Diese Wirkung fällt noch weit mehr in die Augen, als wenn man sie in Gegenständen aufsucht, die weniger von einander entfernet sind. Denn alsdenn möchte diese Gradation, ob sie sich gleich wirklich da befindet, denenjenigen weniger sinnlich werden, die einen gegenseitigen Grundsatz angenommen haben.

Ich stelle mir auch vor, daß ich mit solchen rede, die ein zureichendes Gesicht haben, um die Gegenstände in einer weiten Entfernung zu unterscheiden: denn diejenigen, die nicht weit sehen, würden sich von der Natur nicht mit so vieler Gewißheit überzeugen können. Für sie würde der stärkste Schatten in einer so nahen Entfernung erscheinen, daß der Abfall zwischen diesem Schatten und demjenigen von dem nächsten Gegenstande fast nicht merklich seyn, und ihnen immer noch die Freyheit lassen würde, an der Wahrheit dieses Grundsatzes zu zweifeln.

Der vollständigste Beweis würde freylich seyn, wenn man, indem man diese Betrachtungen anstellet, ihm die Natur vor Augen stellen könnte: aber in Ermang-

mangelung dieses Vortheils werde ich mich ein wenig näher über die mechanischen Verhältnisse des Lichtes einlassen müssen: und hier hoffe ich zu beweisen, daß nicht nur der Grundsatz von der Wirkung des Lichts, den ich angekündiget, wahr, sondern selbst, daß er unumgänglich nothwendig sey. Diese Materie ist ein wenig abstrakt, und die Beweise, auf die ich mich zu stützen glaube, sind auf Begriffe gegründet, die vielleicht nicht allen jungen Künstlern so bekannt sind: aber ich glaube, daß die Fertigkeit das Licht zu betrachten, wenn man sich auf etliche Grundsätze stützet, die leicht zu begreifen sind, und wenn man ihm in seinen verschiednen Arten die Gegenstände zu erleuchten folget, von einem großen Nutzen für diejenigen seyn könne, die eine Kenntniß des Helldunkeln, welches eine blos speculativische Wissenschaft ist, zu erlangen wünschen.

Ich nehme das erste Beyspiel wieder vor, das ich von einer langen sich entfernenden Mauer angeführet, die gänzlich beschattet ist, und in ihrer ganzen Länge einen Schatten auf ihren Boden wirft, und ich sage, daß der Schatten dieser Mauer sich desto mehr vermehret, jemehr er sich entfernet, und daß es eben so mit dem Schatten sich verhält, der auf den Boden geworfen wird.

Um es zu beweisen, setze ich zum Grunde meiner Schlüsse einige Sätze, die, da sie mit einer allgemeinen Uebereinstimmung angenommen sind, für unläugbare Wahrheiten gelten können.

1). Daß wir die Farbe und Gestalt der Gegenstände nicht anders, als durch den Widerschein des

Lichts wahrnehmen, der sie trift, der sich zurück wirft und davon ein Bild in dem Grunde unsers Auges malet. Mithin sehen wir diese Gegenstände nicht, wenn alles Licht entzogen wird, sie mögen noch so sehr um uns herstehen: und dies kann aus keiner andern Ursache herrühren, als weil sie keine Lichtstrahlen zurückwerfen, die sie uns malen.

2) Daß nach dem Verhältnisse der mehrern oder wenigern Lichtstrahlen, die Stärke größer oder geringer ist, mit der sie unsre Augen rühren, und in uns die Empfindung eines stärkern oder schwächern Lichts hervorbringen. Mithin entzieht die Abnahme des Lichts die Deutlichkeit und den Glanz, den es unsern Augen malet.

3) Daß die Wirksamkeit der Lichtstrahlen sich durch die weite Entfernung, die sie zu durchlaufen haben, schwächet. Eine Fackel in einer sehr weiten Entfernung scheint uns lange nicht so glänzend, als wenn sie nahe ist.

4) Daß das Licht merklich von seiner Stärke mit jedemmale verliert, daß es zurück geworfen wird: daher kommt es, daß, ob wir gleich ein sehr von uns entferntes Licht deutlich sehen, wir nichts destoweniger die Gegenstände nicht unterscheiden können, die es um sich her erleuchtet: die Lichtstrahlen, die diese Gegenstände zurückwerfen, können nicht bis zu uns kommen, oder sind, wenn sie anlangen, so schwach, daß sie unsre Augen nicht auf eine sehr fühlbare Art rühren. Mithin, was von einem Lichte, wie z. B. dasjenige von einer Fackel, wahr ist, das ist auch von dem

dem Lichte der Sonne, obgleich in einem verschiedenen Verhältnisse wahr.

Man kann die Wirksamkeit des Lichts mit einer Billiardkugel vergleichen. Diese, wenn sie gestoßen wird, prallt an einer Seite an, die sie wieder gegen eine andre zurückschicket, von der sie wieder zu einer dritten zurückgeschicket wird. Mit jedemmale, daß sie durch eine Seite abgeprellet wird, verlieret sie von ihrer Stärke, und dieses so lange, bis sie von sich selbst stille steht, ob sie gleich beynahe nur einen so langen Weg durchläuft, als sie gelaufen wäre, wenn sie keine Hinderniß vorgefunden hätte.

Die Reflexion des Lichts hat inzwischen diesen Unterschied, daß ein einziger Lichtstrahl, so abgesondert als man sich ihn immer vorstellen will, als ein Bündel von Strahlen angesehen werden muß, welches durch seine Brechung in die Runde umher geworfen wird, so wie das Licht, welches auf eine Nadelspitze fällt, längst herum zurückgeworfen wird, und diese Spitze wird durch die Wirksamkeit des abgeprellten Lichtes den Augen aller, die es sehen, sichtbar. Nur polirte Körper werfen es in einer Richtung zurück.

Das Licht kömmt von der Sonne und fähret in einer Richtung auf einen gewissen Raum. Dieser Raum wirft es in jedem Verstande zurück: ein Theil der Strahlen fähret in unsre Augen und malet daselbst das Bild dieses Raums. Dieses Bild ist lebhaft und hell, weil dieses Licht nur eine erstere Reflexion erlitten hat.

Ein andrer Theil der Strahlen, die durch diesen Raum zurück geschickt werden, fährt wider die Mauer und erleuchtet sie: dieses nennen wir den Widerschein. Würden diese Strahlen, die die Mauer erleuchten, nicht ein zweytesmal bis in unsre Augen zurückgeschickt, so würden wir nicht die Mauer sehen, oder wenigstens würden wir sie sehr dunkel sehen und nichts darauf unterscheiden: aber diese Strahlen, die anfänglich durch den Raum zurückgeworfen worden, werden es zum zweytenmale durch die Mauer, und malen alsdenn in unsern Augen die Mauer, die Steine, aus denen sie zusammen gesetzet ist, und die übrigen Kleinigkeiten, die dabey vorkommen können. Inzwischen sind diese Strahlen schon zweymal zurückgeworfen, mithin sind sie schwächer, und dies ist die Ursache warum die Mauer uns dunkler als der erleuchtete Raum scheint, der uns sein Licht blos durch eine einfache Reflexion zuschickt.

Von diesen Strahlen, die zum zweytenmale durch die Mauer zurückgeworfen werden, wird ein Theil auf den beschatteten Raum zurückgeschickt, und von dar noch einmal durch eine dritte Reflexion in unsre Augen gebracht, wo er den Theil des Raums malet, der in dem geworfenen Schatten liegt, und die Gegenstände, die sich daselbst befinden. Aber da diese Strahlen erst durch eine dritte Reflexion unsern Augen zugeschickt werden, so sind sie sehr schwach, und das Bild, das sie malen, sehr dunkel. Dies ist die Ursache von dieser Regel des Helldunkeln, daß der geworfene Schatten allezeit stärker

als

als der Schatten der Körper ist, die ihn werfen.

Diese zween Schatten, der Mauer und des Raums, auf den sie die Schatten wirft, würden uns noch dunkler scheinen, als sie uns wirklich scheinen, wenn sie kein andres Licht als dasjenige empfiengen, von dem wir geredet haben, und dies um so vielmehr, jemehr es dadurch, daß es zwey bis dreymal zurückgeworfen wird, schwächer würde. Aber es vereiniget sich damit noch ein andres Licht, welches von dem ganzen Himmel kömmt; es ist weniger lebhaft, als dasjenige von der Sonne: inzwischen ist es stark genug, indem es zureicht uns deutlich alle Gegenstände zu zeigen, wenn der Himmel mit Wolken bedecket ist. Dieses Licht trift beynahe eben so sehr auf den Schatten der Mauer, als auf den von ihr geworfenen Schatten: von dar kehret es in unsre Augen durch eine erstere Reflexion wieder, erleuchtet uns alle diese Schatten, und verringert die Verschiedenheit der Dunkelheit, die sonst zwischen ihnen würde gewesen seyn.

Durch die verschiednen Reflexionen dieser verschiednen Lichter, sehen wir also diese Schatten. Nun aber haben wir gesagt, daß die Strahlen durch die Entfernung, die sie zu durchlaufen haben, ehe sie zu dem Auge gelangen, schwächer werden. Diejenigen Strahlen also, die von den Parthien der Mauer kommen, und uns am nächsten sind, müssen mehr Stärke als diejenigen haben, die von den entferntesten Parthien kommen. Haben sie aber mehr Stärke, so sind sie auch lichter, und lassen uns diese

 nähern

nähern Parthien der Mauer weit heller und deutlicher, als diejenigen sehen, die am entferntesten sind.

Das Licht des Widerscheins, das von beschatteten Gegenständen in der Entfernung kömmt, hat nicht Gewalt genug, unsre Augen zu reizen: dies ist die Ursache, warum wir diese beschatteten Gegenstände sehr dunkel sehen, durch Hauptschatten und ohne allem Widerschein, mithin weit stärkere und schwärzere Schatten, als sie nicht seyn würden, wenn sie sich dem Vordergrunde näherten, wo sie durch die Lichter des Widerscheins, die wir wahrnehmen können, würden seyn erleuchtet worden.

Der Schatten der Mauer wird immer dunkler je mehr er sich vertiefet, weil die Lichter des Widerscheins, die sie sichtbar machen, weniger sinnlich werden, je mehr sie sich entfernen. Eben so verhält es sich mit dem auf den Boden geworfenen Schatten: die Strahlen des Lichts, welche verhindern, daß er nicht gänzlich dunkel ist, malen ihn unserm Auge um so viel weniger licht, je weiter sie kommen.

In der Natur ist der Boden von einem gleichen Lichte überall erleuchtet, und der Widerschein, den er an die Mauer wirft, ist auf gleiche Art in seiner ganzen Länge erleuchtet: inzwischen sehen wir diese Schatten nicht in einem gleichen Tone und ohne Abfall: denn wenn dieses wäre, so würden wir nicht sehen, daß sie sich von uns entfernen.

Nun aber kann man die Verschiedenheit der Töne, die wir daselbst bemerken, keiner andern Ursache als der mindern oder größern Stärke zuschreiben, von der unsre Augen durch die Lichtstrahlen, die

uns

uns diese Gegenstände sehen lassen, berühret werden.

Hieraus mache ich den Schluß, daß die Schatten von Gegenständen in einer mittelmäßigen Entfernung, undeutlich und dunkel sind, und daß sie durchsichtiger, weitschweifiger und mehr zurückgeworfen werden, je näher sie unsern Augen kommen.

Es scheint aus diesem Grundsatze zu folgen, daß die Schatten, indem sie ihre Stärke nach dem Verhältnisse ihrer Entfernung vermehren, daß diejenigen, sage ich, die dem Horizont am nächsten sind, die stärksten auf dem ganzen Gemählde werden, und einer vollkommenen Finsterniß in der Natur nahe kommen sollten, welches wir doch in der Natur nicht finden. Im Gegentheil haben die entferntesten Gegenstände sehr schwache Schatten: dies entsteht von der Luft, die zwischen uns und diesen Gegenständen steht, und uns also die Schatten davon schwächet. In der That ist die Luft, so durchsichtig sie auch ist, ein Körper, wenn ihr Volumen stark genug ist, der fähig das Licht zurück zu werfen. Man kann uns hier einwenden, daß zwischen uns und den Gegenständen allezeit Luft ist: aber dieser Einwurf wird wegfallen, wenn man überlegt, wie sehr durchscheinend die Luft ist, wenn der Himmel heiter und rein ist: welches ich hier voraussetze. Die Hinderniß, die sie also bey Vorstellung der Gegenstände verursachet, ist also nur bey einer sehr weiten Entfernung fühlbar: in den Gegenständen aber, die ganz nahe bey uns stehen, muß sie für nichts gerechnet werden.

In

In Absicht auf diese Verringerung aber, die durch ein großes Volumen von Luft verursachet wird: habe ich gesagt, daß, nachdem die Schatten der Gegenstände ihre Stärke, nach dem Verhältnisse ihrer Entfernung, bis auf einen gewissen Punkt, den ich nicht bestimme, vermehret haben, daß sie, sage ich, bis auf diesen Punkt gelangen, wo der Abfall sich in einem gegenseitigen Verstande anhebt, das ist, wo sie wieder anfangen abzunehmen, je weiter sie sich entfernen.

Nach demjenigen, was ich bis hieher vorgetragen habe, scheint es, daß es in allen Vorstellungen der Natur eine gewisse Linie giebt, die sich bis zu einer gewissen Entfernung in dem Gemälde vertieft, wo die stärksten Schatten auffallen: und daß sie alsdenn wieder an Stärke eben nach dem Verhältniß rückwärts abnehmen, so wie sie gegen dem Vordergrund abfallen müssen. Aber es ist unmöglich diese Entfernung zu bestimmen, weil sie nach der Menge der Dünste, mit der die Luft beladen ist, sich so sehr verändert, daß ich in Sommertagen diese starken Schatten bis auf eine Entfernung von mehr als vierzig Ruthen von mir gesehen habe, anstatt daß sie in sehr schönen Herbsttagen kaum vier Ruthen von mir erschienen sind.

Man kann hier einwenden, daß, weil sich Tage finden, wo dieses Gesetz in der Natur so wenig merklich ist, man sich von der Beobachtung desselbigen lossprechen und voraus setzen könne, daß man die Natur in diesen Augenblicken male, weil der Maler Herr

ist,

rist, einen solchen Augenblick nach seinem Gefallen zu wählen.

Aber um dieses mit Wahrheit zu thun, muß man diese Augenblicke mit allen ihren Umständen nehmen, und so bald man die Luft mit Dünsten beladen vorstellet, so muß man auch die Gegenstände im Hintergrunde wenig entfernet stellen, und so, als ob man sie blos durch eine Art von Nebel erblicke. Wenn man sie deutlich und ausgebildet malet, so verfällt man in die Nothwendigkeit, diesem unveränderlichen Gesetze in der Natur, die von einem heitern und reinen Tage erleuchtet wird, zu folgen.

Ueberdies besteht dies Gesetz allezeit in dem Verhältnisse, das sich zwischen Gruppen findet, zwischen denen man oft kaum eine Entfernung von 5 bis 6 Fuß voraussetzet.

Uebrigens bin ich auf das gewisseste überzeugt, daß diejenigen, die die Natur in der Absicht betrachten wollen, diesen Grundsatz darinnen zu entdecken, ihn fast unveränderlich darinnen finden werden.

Ich sage fast unveränderlich, denn es finden sich Fälle, wo die Wirkung der Natur verschieden ist: aber alsdenn wird dieses durch andre Ursachen veranlaßt.

Ich werde einige davon anzeigen, um den jungen Maler auf die Spur zu führen, sie selbst zu entdecken. Wenn man eine Laube von Bäumen ansieht, wo das Innere des Gebäudes sich nähert und beschattet; und blos durch zurückgeworfene Lichter erleuchtet wird, das ist, wo das Licht, das von dem ganzen Himmel kommt, nicht hinein dringen kann, und

außer

außer dieser beschatteten und sich nahen Parthie, ein weiter Grund findet, der ein großes Licht erhält, alsdenn werden die benachbarten Schatten weit stärker und finstrer scheinen, als sie es in der That sind, und die Schatten der Gegenstände, die über den lichten Grund liegen, schwächer seyn, ob sie gleich nicht entfernet sind.

Die Ursache dieser Wirkung kömmt von der Blendung die in unsern Augen die Menge der Strahlen verursachet, die durch diesen lebhaft erleuchteten Grund zurückgeschickt werden: es ist ein gewaltsamer Eindruck, der den schwächern vernichtet. Unsre Augen werden weniger durch Strahlen eines zurückgeworfenen Lichts, die die beschatteten Parthien, welche nahe bey uns liegen, gereizt: mithin scheinen sie uns, durch die Entgegenstellung dunkler, als sie wirklich sind, und mehr als diejenigen, die über den erleuchteten Grund liegen. In diesem Falle, obgleich der Tag noch so helle ist, sind die stärksten Schatten diejenigen, die dem Vordergrunde des Gemäldes nahe sind: nichts destoweniger, damit diese Wirkung entstehe, muß der Zuschauer in der beschatteten Parthie stehen, und wenig von dem erleuchteten Grunde entfernet seyn.

Noch ist anzumerken, daß dasjenige, was in diesem Falle geschieht, keinesweges dem Grundsatze zuwiderläuft, den ich festgesetzt habe: denn die stärksten Schatten sind deswegen gar nicht auch auf dem Vordergrunde des Gemäldes, sie sind blos weniger entfernet, und ihre Wiederscheine sind nicht so sinnlich, als sie es ohnedies seyn würden.

Wenn

Wenn man sich in einem Zimmer in demjenigen Theile befindet, der von dem Fenster am entferntesten liegt: und von daraus die zurückgeworfenen Schatten nahe bey dem Fenster betrachtet, so sind diese Schatten, ob sie sich gleich am meisten von uns entfernen, weit reflektirter, als die in der Nähe: die Ursache davon ist, weil das Licht nicht auf gleiche Weise bis in die Vertiefung des Zimmers gelanget: es ist also weit stärker bey dem Fenster, und mithin die Widerscheine da am hellsten, wo es am stärksten ist. Ganz anders ist es aber an offnen Orten, wo, wie wir gesagt haben, das Licht auf gleiche Weise herabfällt und auch gleiche Widerscheine zurückschicket.

Ueberdies, wenn man dieses Zimmer genau prüfet, und sich so stellet, daß man das Fenster von der Seite, entweder zur Rechten oder Linken hat, so werden uns die vordersten Theile weit reflektirter, als die Vertiefungen scheinen.

Es finden sich bisweilen in den Gegenständen des Vordergrundes Schatten, oder vielmehr Drücke, die die entferntesten Schatten an Stärke weit überwiegen, und man kann sich ihrer, wenn man es zur Wirkung seines Gemäldes für nöthig hält, welche verschaffen: aber diese starken Schatten müssen auf Vertiefungen fallen, wo kein Licht weder vom Himmel, noch durch den Widerschein der herumliegenden Gegenstände gelangen kann. Diese Drücke und Vertiefungen sind in der Natur selten: aber da es der Kunst erlaubt ist, alle Hülfsmittel, die sie nur geben kann, anzuwenden, so ist es gut, wenn man sich

mit Beybehaltung der Wahrscheinlichkeit und der Möglichkeit ihrer bedienet.

Ich werde noch als einen Beweis meines Vorbringens anführen, daß alle Zeichnungen von Aussichten, Landschaften oder andern Dingen, die nach der Natur beschattet worden, dieser Wirkung gemäß sind, selbst die Zeichnungen der Meister, die sie nicht in ihren Gemälden beobachtet haben: dazumal wurden sie durch die Wahrheit, die sie vor Augen hatten, fortgerissen, ohne daß sie es vielleicht bemerkten.

In der That haben einige, die diese Wirkung nicht aus Grundsätzen kannten, geglaubt, daß es unumgänglich nothwendig sey, auf den Vordergrund sehr schwarze Schatten zu setzen, um sie hervorstechend zu machen: aber diejenigen, die noch diese Gewohnheit haben, müssen eingestehen, wenn sie nur ein wenig Aufmerksamkeit darauf wenden wollen, daß sie diese Drücke mehr, weil es ihnen gut dünkte, hinsetzten, als weil sie dieselben in der Natur sahen.

Es ist dieses selbst ein gewisses Mittel, um zu wissen, ob eine Zeichnung nach der Natur und ohne den Ort zu verlassen, beschattet ist: denn wenn es in einer ganz entgegen gesetzten Wirkung, als diejenige ist, von der ich rede, beschattet ist, so kann man den sichern Schluß machen, daß es blos nach eignem Einfalle und ohne die Natur zu sehen, beschattet worden.

Alles was ich bisher gesagt, ist in Abziehung von allen örtlichen Farben geschehen, und ich habe alle Gegenstände in der Natur betrachtet, als ob sie nur eine einzige hätten, weil es eine Menge besonderer Fälle giebt, die aus der Verschiedenheit der Farben ent-

entstehen, ob sie gleich allezeit dem allgemeinen Gesetze unterworfen sind; nur fallen sie alsdenn weniger in die Augen. Die hellsten Farben werfen weit mehr Strahlen, als die braunen zurück: mithin, wenn die braunen Farben sich auf dem zweyten Grunde des Gemäldes finden, so werden auch ihre Schatten weit finstrer, als in jenem Falle seyn, die Wirkung also von Schatten, die in der Entfernung finstrer werden, von denen ich hier rede, wird also auch sinnlicher werden. Wenn hingegen die dunkeln Farben auf dem Vordergrunde sich befinden, und die Gegenstände die auf dem mittlern Grunde sind mit hellen Farben bekleidet, so wird folgen, daß die stärksten Schatten des Gemäldes aus eben dem Grunde der Verschiedenheit der Farben auf dem Vordergrunde seyn müssen: aber der Hauptgrundsatz bleibt allemal: die hellen Localfarben, die auf dem mittlern Grunde sind, werden dunklere Schatten haben, als sie außerdem nicht gehabt hätten, wenn sie auf dem Vordergrunde gewesen wären, und die braunen Farben, die auf dem Vordergrunde stehen, werden mehr reflektirte Schatten haben, als sie gehabt hätten, wenn sie sich auf einem entferntern Grunde befunden hätten. Ueberdies giebt es allezeit auf dem Vordergrunde einige Parthien von hellern Farben, die dem allgemeinen Gesetze unterworfen sind.

Ich wollte wünschen, daß ich meine Gedanken durch das Ansehen großer Meister unterstützen könnte, aber ich muß gestehen, daß wenn ich ihre Werke betrachtet habe, mir nicht allezeit eingefallen,

zu prüfen, ob sie nach diesem Grundsatze gearbeitet haben; inzwischen bin ich doch im Stande, einige sehr empfehlungswürdige Beyspiele anzuführen.

Paul Veronese, einer der größten und gelehrtesten Maler, die jemals gewesen, folget diesem Grundsatze mit solcher Genauigkeit, daß man sich unmöglich kann einfallen lassen, daß es blos von ungefähr so geschehen.

In allen Gemälden, die ich von diesem großen Künstler zu Venedig gesehen, habe ich allezeit bemerkt, daß die Gruppen auf dem Vordergrunde des Gemäldes durch den Widerschein sind behandelt worden. Selbst die darauf befindlichen Drucke sind weit schwächer, als die Schatten der Gruppen auf dem mittlern Grunde: inzwischen thun doch diejenigen Gemälde, die noch wohl erhalten sind, eine große Wirkung, und alle Gegenstände erscheinen auf ihrem eignen Platze.

Guido ist auch dieser Regel in den meisten seiner Gemälde, ich will nicht sagen, in allen gefolget, denn ich habe sie nicht alle in diesem Vorsatze geprüfet: inzwischen ist zu vermuthen, daß dieses auch einer von seinen Grundsätzen in der Wirkung gewesen, wenn man wahrnimmt, daß seine Hauptfiguren, die auf dem Vordergrunde des Gemäldes stehen, allezeit zarte Schatten haben; und daß nichts destoweniger viele von seinem Gemälde eine gewaltige Wirkung thun: ich kann mich wenigstens auf eines der schönsten berufen, daß zu Bologna in der Kirche der Mendicanten steht. Es stellet den Hiob vor, der wieder auf den Thron gesetzt ist. Dies Gemälde ist gänzlich

nach

nach diesem Grundsatze erleuchtet, und es ist von einer bewundernswürdigen Wirkung und Uebereinstimmung: diese stufenweise Erhöhung ist aber darauf sehr sanft, weil das Gemälde eins von seiner lichten Manier ist, aber alle Gegenstände auf dem Vordergrunde sind zarte, und die Schatten verdunkeln und schwärzen sich desto mehr, jemehr sie sich in dem Gemälde vertiefen. Ich zweifle nicht, daß es nicht noch andre Meister geben sollte, hauptsächlich unter den Coloristen, die dieser Regel gefolget waren.

Es scheint mir, daß, wenn man diesem Grundsatze folget, viele Vortheile für die Wirkung eines Gemäldes daraus erfolgen.

Ich setze voraus, daß die stärksten Schatten, die man auf den Vordergrund eines Gemäldes setzet, in Verhältniß dererjenigen, die die schwächsten nach dem Horizonte zu sind, eine bekannte Menge von Stufen des Abfalls darbieten, um einem Gemälde alle mögliche Vertiefung zu verschaffen: wenn wir nun anstatt diese größte Stärke auf den Vordergrund des Gemäldes zu setzen, sie auf einen entferntern Grund setzen können, so gewinnen wir allezeit diese stufenweise Erhöhung in seinem ganzen Umfange für die sich folgende Gegenstände, und wir erlangen überdies den ganzen Vordergrund: mithin können wir durch dieses Mittel eine viel weiter ausgebreitete Wirkung der luftigen Perspektiv erhalten.

Diese wohlverstandene Kenntniß würde alle schwarze Löcher, Flecken und Striche verhindern, die dem Auge im Wege sind, und die Ruhe und Uebereinstimmung den Gemälden benehmen: denn indem die

stärkern Schatten sich entfernten, würden sie durch Massen, ohne einige Striche und Löcher braun seyn, und der Vordergrund, der durch den Widerschein behandelt wäre, würde nicht sehr merklicher Drücke von nöthen haben, um das Einzelne in den Schatten anzudeuten.

Man vermeidet schwarze Gemälde, wo die Schatten zu finster sind, nicht allein weil sie selbst durch die Länge der Zeit schwärzer werden, sondern auch weil sie den Augen weniger gefallen, die eben so hell in den Gemälden, als in der Natur sehen möchten. Hieraus folget oft, daß man, indem man helle Gemälde verfertigen will, man sie schwach machet, das ist, daß sie an keinem Orte Kraft und wenig Wirkung haben: oder es scheint, daß wenn man sich entschließt, die finstersten Schatten eines Gemäldes in eine weitere Entfernung zu setzen, man die stärkste Finsterniß daselbst anbringen kann, und sich auf dem Vordergrund herumschweifende Lichter und eine angenehme Farbe erhält.

Ich muß hier einen Einwurf beantworten, der sich mir natürlicher Weise entgegen stellt. Man wird vielleicht fürchten, daß wenn man diesem Grundsatze folget, der Vordergrund des Gemäldes nicht genug hervortritt; aber man muß sich wohl erinnern, daß in allem was ich gesagt habe, ich nicht von den Farben geredet, die jeden Gegenstande besonders eigen sind. Wenn ich sage, daß die Schatten schwach und zart sind, so will ich damit nicht sagen, daß die Töne der Farben es auch seyn sollen: jemehr sich im Gegentheile die Farben dem Auge nähern, destomehr haben

sie

sie auch Stärke und Lebhaftigkeit, und blos ihr Glanz reicht hinlänglich zu, die Entfernung zwischen den Gegenständen sinnlich zu machen.

Dies ist eine Folge des Grundsatzes, von dem ich oben bey Gelegenheit der Art geredet habe, wie sich die Gegenstände durch die zurückgeworfenen Lichtstrahlen in unsern Augen malen.

Die Strahlen, die die lichten Parthien von Gegenständen, die durch ein gerade auffallendes Licht erleuchtet werden, malen, zeichnen uns ein weit lebhafteres Bild des Lichts und der Farbe von den benachbarten Gegenständen, als von denenjenigen, die am weitesten entfernt sind: mithin vertiefen sich die Lichter in dem Gemälde, je schwächer sie werden, und jemehr sie in der Farbe abfällen, eben so ist es auch mit den Schatten, wenn sie in der Farbe abfallen und bis auf einem Punkt, wo die Zwischenstellen der Luft eine gegenseitige Wirkung hervorbringen, grauer und schwärzer werden.

Ueberdies steht selten zu fürchten, daß die Gegenstände, die auf dem Vordergrunde sind, zusammen zu halten scheinen, weil man den Grund und die Entfernung die dazwischen ist, deutlich sieht: es wird weit eher bey denjenigen, die entfernt sind, eine solche Zweydeutigkeit zu fürchten stehen: öfters verkürzet sich der Grund so sehr, daß ohne die Hülfe der luftigen Perspektiv gar keine Entfernung zwischen ihnen zu seyn scheint.

Es kann inzwischen geschehen, daß auf dem Vordergrunde des Gemäldes kein Grund zu sehen ist, z. B. wenn man sich den Horizont unter dem Gemälde vor-

 stellet:

stellet: aber alsdenn sieht man die Entfernung die zwischen den Köpfen ist; diejenigen die tiefer in dem Gemälde stehn, sind niedriger: außerdem läßt die Verkleinerung der Figuren von ihrer Entfernung urtheilen.

Wenn alle Köpfe in dem Horizonte wären, und man dem ungeachtet durch eine oder die andre Hinderniß, den Grund nicht sähe, auf dem die Figuren gestellet sind, so würde man sich nicht wundern dürfen, wenn man schwerer von dem Raume zwischen den Gegenständen urtheilen könnte, weil man vollkommnere Bilder machen müßte, als die Natur selbst, um dieses nicht also zu finden: wir urtheilen in der Natur sehr schwer von der Entfernung eines Gegenstandes, wenn wir keinen Raum zwischen ihm und uns sehen, oder wenigstens einen sehr beträchtlichen Gegenstand, der uns durch die Verschiedenheit der Größe und der Farbe von der Weite des Zwischenraums urtheilen läßt.

Es wiederfährt den Reisenden täglich, daß sie einem Orte weit näher zu seyn glauben, als sie es in der That sind, wenn sie den Weg nicht vor sich sehen, der sie dahin führet, oder einen dazwischen stehenden Gegenstand, der ihnen ihre Rechnung vergewissert.

Um die Natur in diesen Fällen vorzustellen und dem Auge eine Genüge zu leisten, kann es nöthig seyn, die Wirkung von der Lebhaftigkeit der Farben auf dem Vordergründen und ihren Abfall in den Vertiefungen zu übertreiben.

Uebrigens muß ich gestehen, daß das Verständniß des Lichts, das aus dem Grundsatze, den ich festgesetzt,

gesetzt, entsteht, mit dem schwarz und weißen ohne Hülfe der Localfarben schwerlich gelingt, und daß man bisweilen verbunden ist, auf dem Vordergrunde einige Drücke oder Umrisse zu setzen, um sie über ihre Vertiefung hervorzuziehen. Dies ist auch einer von den Mängeln der Kupferstecherkunst: und daher kömmt es, daß man nicht allezeit eben die Wirkung, die die Gemälde verursachen hervorbringen kann. Aber die Malerey bedienet sich, um die Illusion, wo sie hingelangen kann, hervorzubringen, aller Hülfsmittel, deren sich die Natur bedienet, um sich unsern Augen zu malen.

Ich habe es für eine Schuldigkeit erachtet, diese Anmerkungen zum Besten der Schüler bekannt zu machen, und unterwerfe sie den Urtheilen der Künstler, die itzt der Ruhm unsrer Schule sind: ich bitte sie inzwischen sich nicht in ihren Urtheilen zu übereilen, und die Natur nach diesen meinen Begriffen wohl zu beobachten, ehe sie entscheiden. Denn ich kann kaum glauben, daß dasjenige was ich ohne Ausnahme gesehen habe, und erst nach einer langen Prüfung behaupte, ein Irrthum seyn sollte.

II.

Delle Commedie di Carlo Goldoni, Avocato Venezo, Tomo V. p. 331. Tomo VI. p. 527. Tomo VII. p. 323. In Venezia 1761. Per Giambatista Pasquali.

Wir haben von den ersten vier Theilen dieser schönen Ausgabe der Goldonischen Komödien in dem Xten Theile der Bibliothek der schönen Wissenschaften und Künste, das merkwürdigste angezeigt. Endlich haben wir die Fortsetzung in den obangezeigten drey neuen Theilen erhalten, und wir machen uns ein Vergnügen auch aus diesem das Neueste und Vorzüglichste unsern Lesern vorzulegen. Man würde sich irren, wenn man glaubte, daß sie schon so alt wären, als der Titel anzudeuten scheint. Die in dem 5ten Theile hinzugekommene neue Komödie ist erst vor ein paar Jahren auf dem pariser Theater zum erstenmale aufgeführet worden, und die Zueignungsschrift an dem venezianischen Gesandten in Paris Hrn. Tiepolo, ist vom Jahre 1763. Es findet sich wie in dem vorigen allezeit eine Anekdote aus seinem Leben, die größtentheils nichts mehr vermuthen läßt, als daß der Verf. sehr eitel seyn muß, wenn er glaubt, daß den Leser diese Geschichtgen sehr interessiren. Er sagt gleich zum Eingange seines fortgesetzten Lebens; er müsse wohl unter einem komischen Gestirne gebohren seyn, weil sein Leben selbst eine Komödie sey, und er nur einen Blick hinein zu thun brauche, um gleich Gelegenheit zu einer Erfindung zu haben. — Sein Vater geht von Perugia weg, und nach Chiozza, einer Stadt, die fünf und zwan-

zig Meilen von Venedig liegt. Unterwegens läßt er unsern Dichter in Rimini unter der Aufsicht eines Freundes, wo er die Philosophie studiren soll. Es kömmt daselbst eine elende Komödie an, die ihm aber ein Marzipan scheint: er machet sich mit den Akteurs und Aktrizen bekannt, verfertiget für sie Soliloquien, Dialogen u. d. g. und erhält dadurch bey ihren Vorstellungen überall Zutritt. Da sie kurz darauf nach Venedig gehen, und wissen daß seine Aeltern in Chiozza wohnen, so bereden sie ihn leicht, daß er sie begleitet: zu gutem Glück hat sein Vater zu der Zeit eine Reise nach Milano gethan, wo er einen Marchese Goldoni findet, der ihm verschiedne vortheilhafte Vorschläge für seinen Sohn thut: seine Mutter aber, die ihn sehr liebt, nimmt diesen indessen zu Hause mitleidig auf. Der Vater kömmt zurück, entfernt ihn von den Komödianten, und verbrennt ihm seine schönen theatralischen Ausarbeitungen. Nunmehro bestimmt ihn der Vater, der ein Medicus ist, zur Arzneykunst: in diesem Vorsatze soll er nach Pavia geschickt werden, um die Theorie zu studiren, mittlerweile nimmt ihn der Vater mit sich bey seinen Krankenbesuchen, damit er ihm gleich verschiedne praktische Beobachtungen lernen will. Eines Tages wird der junge Goldoni zu einem Mädchen gerufen, die mehr schön, als keusch ist, und eine Krankheit hat, die er eben nicht nennen mag. Die Mutter erzeigt ihm tausend Höflichkeiten, und sagt ihm daß, da es nur eine geringe Krankheit wäre, die ihre Tochter nicht verhindere, einer guten Gesellschaft zu genießen, er ohne seinem Vater kommen könne. Er läßt sich dies nicht zweymal sagen: die Mutter verläßt das

Zimmer unter einigem Vorwande, und der junge Arzt findet sie so artig, daß er in kurzen der Kranke ist. Der Vater kömmt darzu, und verfährt ungefähr mit ihm auf die Art, wie Pantalon in dem Goldonischen Stücke La buona Moglie, als der gute Alte den Pasqualino in dem Wirthshause überfällt. Seit der Zeit wird er nicht mehr mit zum Besuchen genommen, als wo sein Vater erst unterrichtet ist daß sich keine kranken Mädchen finden. Er treibt dies Geschäfte ungefähr zwey Jahre bey seinem Vater, da alsdenn die Zeit erscheint, wo er nach dem Collegio in Pavia geschickt wird, um die Arzneykunst mit der Erlernung der Gesetze zu verändern. Der Dichter saget, daß ihm diese Beschäftigung bey vielen seinen Stücken, wo er sich über die Aerzte lustig gemachet, große Dienste geleistet habe. Die vorher erzählte Anekdote machet den Innhalt des Titelkupfers aus, wo Goldoni bey einem Mädchen am Bette sitzet, und ihr am Puls fühlet: mit der Unterschrift:

Multa; sed trepidus solet
Detegere vultus magna nolentem quoque
Consilia produnt. *Senec. Thyest.*

Die in diesem Bande enthaltenen Stücke sind: La Moglie Saggia. La Vedova Scaltra. Il Servitore di due Patroni. L'amore Paterno, o la Serva riconoscente. Die drey erstern Stücken sind aus den vorigen Ausgaben schon bekannt, ob sie schon hier verändert erscheinen. Das letztere, die väterliche Liebe, oder die erkänntliche Magd, ist, wie oben angezeigt worden, zuerst in Paris aufgeführet worden. Der Verf. giebt in einem

einem kleinen Vorberichte dem Leser von seinem Aufenthalte Nachricht. „Ich bin, sagt er, in einem „grossen Orte, auf eine anständige Art versorgt, „mehr geliebt, als ich verdiene, und höher geschätzt, „als ich werth bin. Hierzu kömmt noch ein andrer „Vortheil: ich habe weniger Arbeit. Glaube nicht, „freundlicher Leser, daß ich den Müßiggang liebe: „du kannst das nicht glauben, wenn du zurück denken willst, wie viel ich gearbeitet habe. Ich bin „eben so fleißig in Paris, als ich es in Italien gewesen bin, und doch habe ich weniger Arbeit, denn „eine Komödie in zween Monaten zu schreiben, ist „eine Beschäftigung, die angenehm ist: allein eine in „zehn Tagen zu schreiben, ist eine Arbeit, die ermüdet. Und warum, (wird man sagen) hast du nicht „mehr Zeit darauf gewandt? wer hat dich dazu gezwungen? verdiente dein Vaterland nicht eben die „Hochachtung, eben die Aufmerksamkeit, deren du „dich gegenwärtig rühmst? hättest du dieses gleich „im Anfange gethan, so brauchtest du itzt bey dem „Drucke nicht so viele Mühe, sie auszubessern? Du „hast Recht, Freund: aber die Nothwendigkeit viel „zu machen, um nur einen mittelmäßigen Gewinnst „zu ziehen, hintergieng öfters die gute Absicht. Ich „habe es gethan, wenn ich es habe thun können. „Das Publikum hat bisweilen meine Mühe erkannt, „und sich noch öfterer mit einer glücklichen Leichtigkeit „befriedigen lassen.„ Er giebt uns Nachricht, daß dieses erste Stück in Paris mit Beyfall aufgenommen worden. Die spielenden Personen sind:

Pantalon, von Bisognosi.
Clarisse, Tochter des Pantalon.

Angelique, zwote Tochter desselbigen.
Celio, Liebhaber der Clarisse.
Sylvio, Liebhaber der Angelique.
Florindo, ein eitler, von sich eingenommener Mensch.
Petronio, ein sehr unwissender Mensch.
Camille, Liebhaberinn des Harlekin.
Scapin, Diener des Pantalon.
Harlekin, Liebhaber der Camille.

Der Schauplatz ist in Paris auf einem Saale in Camillens Behausung.

Erster Akt. Pantalon ein ármer, aber sehr ehrlicher Mann kömmt von Venedig mit seinen zwo Töchtern, seinen Bruder den Stefanello in Paris zu besuchen: in Lion erfährt er, daß er gestorben sey. Er setzt dem ungeachtet seine Reise fort, in Hoffnung wenigstens eine ansehnliche Erbschaft zu finden; aber bey seiner Ankunft erfährt er zu seinem Unglücke, daß daselbst keine Erbschaft in fremde Lande verabfolget werde: indessen wird er von Camillen, der Magd und Erbinn des Stefanello gütig mit seinen Töchtern aufgenommen. Harlekin ihr Liebhaber, der bisher auf dem Lande gewesen, kömmt zurück und findet das Haus in dieser Verfassung, hier geht die Handlung an: er ist darüber unwillig, und verlangt, daß seine Braut diese Gäste, die bereits einen Monat da gewesen, unverzüglich fortschaffen soll, nach vielen mitleidigen Vorstellungen giebt er ihr vier und zwanzig Stunden Zeit: Pantalon erhält davon Nachricht von seinen Bedienten dem Scapin. Er kömmt also zu Camillen, und entdeckt ihr voller Erkänntlichkeit für ihre bisherige Güte, daß er, um nicht den

den Hausfrieden zwischen ihr und den Harlekin zu stören, sich so gleich wegbegeben wolle. Er hat aber weder Geld, noch weis er auch, wo er hin will. Wie, fragt Camille, wollen Sie aber fortkommen? Pantalon. Die Vorsehung verläßt niemanden. Ich will das Wenige, was ich habe, verkaufen: die Kleider meiner Töchter: die Bücher meiner liebsten Clarisse und die Musikalien meiner theuren Angelique will ich verkaufen. O Gott! wie weh thut es mir, daß ich diese armen Kinder ihrer liebsten Sachen auf der Welt berauben soll! Aber es thut nichts, es ist besser, daß man alles aufopfert, als daß der Wohlstand, die Ehrbarkeit, und die Tugend verlohren geht. Camille wird dadurch zum äußersten Mitleid gerühret: sie will ihn durchaus nicht fortlassen, und glaubet auch noch den Harlekin durch ihre Vorstellungen zu bewegen. In diesem Entschlusse verläßt sie ihn. Clarisse, seine Tochter, ein sehr vernünftiges und tugendhaftes Mädchen tröstet ihn auf das kräftigste. Sie will ihm ein Sonnet von ihrer Arbeit vorlesen. Harlekin unterbricht sie, und giebt ihnen auf eine sehr deutliche und lächerliche Art zu verstehen, daß er ihrer durchaus los seyn wolle: es kömmt seine zweyte Tochter Angelique und erzählt ihm, daß sie ihrer Schwester Poesie in Musik gebracht habe: sie will sie ihm vorsingen, indem kömmt Harlekin wieder und sagt, daß die Kutsche morgen fortgienge: Pantalon wird darüber böse, und erkläret ihm, daß er nicht Herr in diesem Hause sey.

Im Anfange des zweyten Akts läßt Camille den Scapin, Pantalons Bedienten, Stühle, einen

Tisch

Tisch und einen Flügel in Ordnung setzen: bey dieser Gelegenheit bringt er seine Liebe an, die ihm aber schlecht beantwortet wird, worüber er in eine lustige Wuth geräth. Harlekin kömmt darzu, wird eifersüchtig daß er sie mit dem Scapin allein findet, fraget, worzu die Stühle und der Flügel sollen, und erhält zur Antwort, daß Angelique eine von sich gesetzte Arie in Gegenwart einiger Freunde des Pantalon aufführen will: Harlekin geräth darüber in den äußersten Zorn, und geht unter der Bedrohung sie zu verlassen, fort. Scapin glaubt diesen Augenblick zu seiner Liebe zu nützen: aber er wird abgewiesen. Camille denkt bey sich selbst nach, wie sie den Harlekin wieder aussöhnen und auch die Familie des Pantalon versorgen möchte, indem erscheint Celio ein Italiäner, der sich in Paris aufhält, und nach den französischen Sitten gebildet hat: es fällt ihr ein, daß dieses eine Parthie für eine von Pantalons Töchtern werden könnte: sie bringt so viel von ihm heraus, daß er Clarissen liebt, und auch kein Bedenken hätte sie zu heyrathen, wenn er nicht die Ehestandsfesseln scheute. Sylvio, der Liebhaber der Angelique, ein Italiäner, der sich eine Zeit lang in England aufgehalten, und die englischen Sitten nachahmet, kömmt auch, und endlich auch ihre Liebhaberinnen. Jedes bringt seine Liebe nach seinem verschiedenen Charakter an, welches einen ganz feinen Contrast machet. Der Vater kömmt dazu und die Gesellschaft wird noch von Florindo und Petronio, ein paar Leuten, wovon der eine ein eitler Narr, der andre ein Dummkopf ist, vermehret. Clarisse wird

gebe-

gebeten, ihr Sonnet vorzulesen, und Angelique, die von ihr in Musik gesetzte Kantate zu singen: ihre Liebhaber bewundern sie, am meisten ihr Vater, da hingegen Florindo und Petronio alles schlecht finden. Der Verf. hat sich dieses Wegs bedienet, den Franzosen die schmeichelhaftesten Complimente zu machen. Clarissens Sonnet lautet also: „Minerva „streute einstens die Früchte der schönen Wissenschaf„ten an die Ufer des Nils und des Euphrats: von „dar durchstrich sie die Fluthen des weiten Meers, „und pflanzte den fruchtbaren Baum in archivische „Erde. Rom, das neidische Rom, in welchem blos „der Ruhm zerstörter Völker blühte, zerstreute mit „Talenten, aus Griechenland zu ihr übergebracht, die „Unwissenheit, in der sie schmachtete, hierauf lag „Europa unter einer langen Barbarey ungebaut, bis „der italiänische Witz die schönen Fußtapfen der „Künste wiederfand. Nunmehr hat die weise „Göttinn Galliens Reiche ihre Wunder verschwend„risch mitgetheilet. Memphis, Rom und Athen ist „itzt in Paris.„ — Angelikens Kantate enthält eine Bittschrift eines italiänischen Dichters, worinnen er den Apollo anfleht, daß man ihm in Paris nicht verachten möge. — Florindo der alles getadelt, will auch seine poetischen Talente in Ablesung eines Madrigals auf spanisches Wachs zeigen: er wird aber unterbrochen. Es erscheint Harlekin, welcher vorgiebt, daß er ihnen auch ein Liedchen vorlesen wolle, wovon der Innhalt folgender sey: „Ein „Mädchen hat einem artigen Manne versprochen, „ihn zu heyrathen: dieser will, daß es die Braut

„nach

„nach seinem Kopfe machen soll, und die Braut will
„nicht. Er will nicht, daß sie fremde Leute in ihrem
„Hause unterhalten soll; und sie will sie unterhalten.
„Er will keine Gesellschaft, und sie will Gesellschaft.
„Ich bin, sagt Harlekin, dieser artige Mann; Ca-
„mille ist die Braut; Sie, meine Herren, sind dieje-
„nigen, die ich nicht haben will und die sie haben will.
„Hier ist das Lied (er zieht ein Papier heraus) der
„Heyrathscontrakt. Das ist die Musik, daß der
„Heyrathscontrakt zerrissen wird, und hiermit gute
„Nacht, meine Herren, — ich reise nach Bergamo,
„und Ihr sollet mich nicht wiedersehen.„ — Ca-
mille und alle bitten und flehen, aber umsonst. Ce-
lio und Sylvio laufen ihm nach, indessen bricht sie
in die heftigsten Vorwürfe wider den armen Panta-
lon aus, der aber durch seine eigne Verzweiflung sie
wieder mitleidig machet.

Im dritten Akt bemühen sich Celio, Sylvio, Florindo und Petronio den Harlekin zu besänftigen. Florindo suchet ihm zu beweisen, daß, so wild er sich stellt, er doch nichts weiter, als eine Marionette sey, die von der Liebe geleitet werde. Camille kömmt darzu, die Art der Versöhnung ist sehr komisch. Camille findet Harlekins Erinnerungen nicht ganz ungegründet. Pantalon hat alles mit angehöret, und will also seinen Abschied nehmen. Celio und Sylvio reden der Camille zu, daß sie nicht so grausam seyn und diese arme Familie fortschicken solle. Camille aber erklärt sich folgendermaßen: „Ich
„brauche andrer Rath nicht. Sagen Sie mir doch
„ein wenig, meine Herren, die Sie mir so vieles zum
„Besten

„Besten dieser Familie vorreden, und so vieles Mit„leiden mit diesen armen Frauenzimmer haben, ha„ben Sie selbst denn für sie sonst nichts, als unnütze „Worte und einen leeren Rath? Wenn Sie Mitlei„den mit ihnen haben, warum suchen Sie ihnen nicht „selbst beyzuspringen? Haben sie vielleicht nicht Ver„dienste genug, um Sie darzu zu bewegen? Der „Weg ihnen zu helfen und ihnen Gerechtigkeit wie„derfahren zu lassen, ist, daß jeder diejenige heyrathet, „die er liebt u. s. w.„ Man findet diesen Rath gegründet. Celio heyrathet Clarissen, Sylvio Angeliquen, und Harlekin söhnet sich mit Camillen aus. Der Leser wird auch aus dieser Anlage sehen, daß Goldoni, wie wir schon oft erinnert haben, in den Erfindungen seiner Fabeln nicht glücklich ist. Der Titel, die väterliche Liebe gründet sich auf nichts, als das Pantalon seine Töchter liebet und ihr Bewunderer ist, und die erstern Auftritte lassen einen weit interessantern Ausgang erwarten: seine Stärke liegt im Dialog, der immer unterhaltend, lebhaft und den Charaktern wohl angemessen ist.

Im sechsten Bande setzt Goldoni die Geschichte seines Lebens fort. Er kömmt zu einem Anwalde, der seines Vaters Schwester zur Ehe hat: sein Vater will versuchen, ob er zu dieser Arbeit mehr Lust als zur Arzneykunst habe: er läßt sich auch dieses besser gefallen, weil ihm das Copiren Geld einbringt: aber zu was wendet er dies an? In der Nähe ist das Theater von San Samuel, wo dazumal die beste Gesellschaft spielet. Er stiehlt sich also alle Abende fort, und trägt seinen Gewinnst dahin. „O wie viel

„Papier, ruft er aus, habe ich meinem Principal mit
„Komödien verschmieret! wie oft hat er mich über-
„fallen, daß ich den Plan zu einer Komödie machte,
„wenn ich den Auszug aus einem Proceß machen
„sollte.„ — Dies wird auf dem Eingangskupfer
vorgestellt, mit der Unterschrift:

Naturae sequitur semina quisque suae.

Propert.

Dieser Band enthält: 1) Le Femmine Puntigliose. 2) La finta ammalata. 3) Le Donne Curiose. 4) La Guerra. Die ersten drey sind bereits in der ersten venezianischen Ausgabe in 14 Bänden befindlich. Die neue hinzugekommene Komödie der Krieg, hat ungemein viel lebhafte und angenehme Auftritte, und man muß des Verfassers Witz bewundern, wie er eine so allgemeine Materie zu einer recht guten Komödie bilden können. Die Handlung geht vor einer belagerten Festung vor, und es wird zur Vorstellung ein großes und wohl eingerichtetes Theater erfordert. Die Hauptfabel ist diese; Donna Florida, die einzige Tochter des Commendanten der belagerten Festung, ist durch einen Zufall, da sich derselbe in der größten Eil in die Festung werfen müssen, in die Hände der Feinde gerathen, und also im Lager derselbigen. Ein sehr tapfrer Fähndrich Don Faustino, gewinnt ihre Liebe: es ist mit der Festung so weit gekommen, daß Bresche geschossen ist, und Sturm soll gelaufen werden, unter denen, die den Angriff thun sollen, ist Don Faustino. Donna Florida ist in der äußersten Verlegenheit, indem

indem ihr Liebhaber wider ihren Vater kämpfen soll, und ihr Herz sich also zwischen beyde theilt; indessen verlangt der Commendant eine Unterredung mit dem feindlichen General: es wird so lange ein Waffenstillstand geschlossen, er kömmt und versteht sich zur Uebergabe unter der Bedingung einer sehr rühmlichen Capitulation. Diese wird aber verworfen, der Commendant will also den Sturm erwarten, er verlangt zuvor seine Tochter zu sprechen und dies wird ihn erlaubt: indem er zu ihr hinein tritt findet er den feindlichen Fähndrich Faustino zu ihren Füßen.

Egidio. Ha! was machen Sie zu den Füßen meiner Tochter.

Faustino. (steht ganz verwirrt auf.)

Florida. O mein geliebtester Vater!

Egidio. Schweig! Ich verlange Rechenschaft, in was für Absicht dieser feindliche Officier zun Füßen meiner Tochter liegt?

Faustino. Herr, um ihr das letzte Lebewohl zu sagen.

Egidio. Und wo wollen Sie hin?

Faustino. Um Ihre Mauern durch Sturm zu übersteigen, wider Ihre Soldaten, ja wider Sie selbst zu fechten, wenn das Schicksal Sie meinem Degen entgegen führet.

Egidio. Was für eine Stelle begleiten Sie?

Faustino. Eine Fähndrich Stelle.

Egidio. Was wollen Sie von meiner Tochter?

Faustino. Ihr Herz und ihre Hand. Um das erstere habe ich geworben, und ich habe es durch die Liebe erhalten. Die Einwilligung hoffe ich von Ihrer Güte.

Florida. Ach mein liebster Vater! — —

Egidio. Schweig. Ich rede nicht mit dir. (zum Faustino) Sind Sie ein Cavalier?

Faustino. Ja, mein Name ist bey der Armee bekannt.

Egidio. Und Sie heißen?

Faustino. Don Faustino Papiri, Duca D'Alba, Herr von Conchiglia.

Egidio. Ich kenne Ihr Haus.

Florida. O wenn Sie seine liebenswürdigen Eigenschaften kennen sollten —

Egidio. Schweig — Sie lieben die Tochter und haben das Herz wider Ihren Vater zu kämpfen?

Faustino. Ein so tapfrer Mann, wie Sie sind, weis besser die Pflichten eines guten Soldaten: an der Spitze meines Ruhms hört die Liebe auf, mir zu befehlen.

Egidio. So reden tapfre Leute. Sie sind meiner Hochachtung, Sie sind meines Blutes würdig.

Florida. (O Himmel! regiere doch das Herz meines gütigen Vaters.)

Faustino. Herr, wenn Sie so vortheilhaft von mir denken, so geben Sie mir Ihre Tochter zur Ehe.

Egidio. Ja, Sie sollen Sie haben.

Florida. Wenn —

Egidio. Schweig. — Der Zustand, in dem wir uns gegenwärtig befinden, erlaubt mir nicht mehr zu sagen. Thun Sie Ihre Pflicht beym Sturm! Ich werde einen Zeugen Ihrer Tapferkeit abgeben. Bleiben Sie dabey, so hebt der Tod alle Verbindung auf: sterbe ich, und Sie leben, so machen Sie sich meines Versprechens bey meiner Tochter zu Nutze: leben wir beyde und der Krieg wird geendiget, so sollen Sie dieselbe aus meiner Hand haben. Ich habe so viel gesagt, als ein Cavalier zu wissen braucht, den ich zum Eidam annehme: von diesem Augenblick an sind wir wieder Feinde.

Flo-

Florida. O Himmel, was für eine traurige Hochzeit! ach mein Vater, haben Sie Mitleid, lassen Sie mich nicht vor Schmerzen und Betrübniß sterben.

Egidio. Dein Schmerz mag so groß seyn, als er will, so hast du ihn durch deine Unbesonnenheit verdienet. Ich willige in deine Verbindung, aber ich kann deine Aufführung nicht billigen. Ein edles Frauenzimmer, eine Tochter des Don Egidio, eine Gefangene meiner Feinde, hätte ihr Herz nicht der Liebe öffnen sollen, mittlerweile, daß ihr Vater unter den Waffen schwitzt. Das Glück, daß du einen edlen und braven Liebhaber gefunden, ist nicht dein Verdienst; und du konntest dich eben so gut von einer unwürdigen Flamme entzünden lassen, als du itzt von einer brennest, die unsers Blutes nicht unwürdig ist.

Florida. O verzeihen Sie, mein Vater! die Schwachheit, die Gelegenheit —

Egidio. Ich verlange keine Entschuldigung: ich will Gehorsam.

Florida. Befehlen Sie mir.

Egidio. Folge mir.

Florida. Wohin?

Egidio. Ins Schloß.

Florida. In den Tumult der Waffen?

Egidio. Ja, in den Tumult der Waffen.

Florida. Sie wollen mich den Gefahren aussetzen?

Egidio. Deines Vaters und Bräutigams seine werden weit größer seyn.

Faustino. O Herr, haben Sie Mitleiden mit ihrem Geschlechte, Alter und ihrer zärtlichen Leibesbeschaffenheit.

Egidio. Das Geschlecht, das Alter und die Zärtlichkeit der Donna Florida haben einer bessern Aufsicht vonnöthen. Auf diese Weise sorge ich für meine Ehre und Ihre Ruhe. Sind Sie so edelmüthig gesinnt,

wie ich glaube, so werden Sie sich nicht über meine gerechten und ehrliebenden Entschließungen beklagen. (zur Florida) Und Du folge mir ohne Verzug.

Faustino. Wird es Ihnen aber erlaubt seyn, Ihre Tochter mit ins Schloß zu nehmen?

Egidio. Seyn Sie darum unbekümmert. Ich habe mir die Einwilligung Ihres Generals erbeten.

Faustino. So habe ich weiter nichts zu sagen. Thun Sie was Ihnen gefällt.

Florida. (zum Faustino) Sie überlassen mich also meinem grausamen Schicksale?

Faustino. Gehorchen Sie den Befehlen Ihres Vaters.

Egidio. Mache nicht, daß ich Gewalt brauchen muß.

Florida. Ach nein! mein Vater, ich bin bereit zu gehorchen.

Egidio. Der Himmel segne Sie, mein Freund! (er umarmt den Florido und geht ab.)

Florida. Ach! Don Faustino!

Faustino. Ach! Donna Florida!

Florida. Mein Herz sagt mir, daß wir einander nicht wieder sehen werden.

Faustino. Hoffen Sie, meine Geliebte —

Florida. (nach der Scene zu) Ich komme, mein Vater, ich komme. (zum Faustino) Leben Sie wohl.

Faustino. Wie werde ich solche Kümmernisse überleben können? O Himmel, wie werde ich diese Mauern ersteigen können, wenn mir das Herz pochet, der Fuß wanket, und die Hand zittert ꝛc.

Wir dürfen wohl keinen Leser erinnern, diese Situation ausnehmend schön zu finden. — Indem man eben zum Sturm schreiten will, kömmt der Courier, und bringt die Nachricht des Friedens.

Der

der Erfolg, nämlich die Heyrath zwischen beyden Geliebten läßt sich leicht errathen. Ein melancholischer Schriftsteller würde daraus eine weinende Komödie gemacht haben: aber sie ist mit so viel lustigen Zwischenscenen kleiner Begebenheiten, die in einem Lager vorfallen, ausgefüllt, daß die obangeführte Fabel den kleinsten Theil dieses Lustspiels ausmachet. Es sind so viel artige Gemälde des Soldatenstandes darinnen, daß man dieses Stück zu den Vorschlägen eines Diderots, aus den verschiednen Ständen des menschlichen Lebens Schildereyen aufzustellen, als ein lebhaftes Beyspiel anführen könnte. Ein betrügerischer Commissär, ein Spieler, der Graf Claudio Lieutenant, ein lustiger Bruder Don Cirillo, der lahm geschossen ist und auf Kricken geht, Orsolina eine Marketännerin, und noch verschiedne solche Personen mehr, machen einen so lustigen Contrast, daß man die Regelmäßigkeit gern vergißt, um derentwillen ein schaler Kopf sie verwerfen würde.

Im siebenden Theile fährt Goldoni fort aus seinem Leben zu zeigen, wie viel er Gelegenheit gehabt habe, die Welt kennen zu lernen, und dadurch fähig zu werden, in Ausbildung seiner Charaktere so sicher den Ton der Wahrheit zu treffen. Sein Vater, der sich des vortheilhaften Versprechens des Marchese Goldoni in Milano erinnert, glaubt, daß er nun im Stande sey, seine Studien der Rechte in dem Collegio Ghisliere zu Pavia fortzusetzen, wo ihm derselbe durch seinen Fürspruch zu einer Stelle zu verhelfen, versprochen hatte. Er geht also nach Milano mit seinem Vater zu dem Marchese ab; dieser nimmt sie

mit Freuden auf, und sie verabreden mit einander, daß er in dem beniemten Collegio so lange bleiben solle, bis er die Doktorwürde erhalten könne, alsdenn solle er wieder nach Milano zu seinem Beschützer kommen, wo er durch sein Ansehen sein Glück weiter zu befestigen hoffte. Er geht also mit den nachdrücklichsten Empfehlungsschreiben nach Pavia, in Hoffnung, so gleich in dem Collegio aufgenommen zu werden. Sie finden aber große Schwürigkeiten. Erstlich müssen die Alumni nach der Vorschrift desjenigen Pabsts, der es gestiftet, 18 Jahr alt seyn, Goldoni ist aber sechzehn: zweytens muß er ein Clericus seyn, und die erste Tonsur haben. Drittens muß er verschiedne Zeugnisse haben, daß er ein Freygebohrner, von guten Sitten und in keinen Proceß verwickelt sey. Die Erlassung wegen der Tonsur erhält er durch den Kardinal Cusano, Bischoff in Pavia: die Zeugnisse werden beygebracht, allein die größte Schwürigkeit wegen des Alters bleibt. „Wie diesem abgeholfen worden, sagt Goldoni, weis „ich nicht: aber so viel weis ich, daß ich mich eines „Abends im 16ten Jahre niedergelegt habe, und als „ich den Morgen darauf erwachte, 18 Jahr war: „vermuthlich habe ich zwey Jahr geschlafen. Es „giengen drey Monat vorbey, ehe er die Tonsur er„hielt: mittlerweile gieng er öfters zu dem berühm„ten D. Lauzio, öffentl. Professor der Rechte auf dieser „Universität, an dem er von dem Marchese Goldoni „empfohlen war, unter dem Vorwande, sich mit den „juristischen Schriften bekannt zu machen: allein, „sagt Goldoni, ich hatte meine Augen auf eine Samm-

„lung

„lung alter komischer Dichter gerichtet, denn ich war
„blos darauf außen: noch kannte ich den Aristophanes,
„Plautus und Terenz nur den Namen nach. Ich las
„sie anfangs sehr begierig, aber aus bloßer Neugierde.
„Ich las sie noch einmal mit Hülfe der besten Com-
„mentarien, und machte dabey meine Betrachtungen,
„so viel mir mein Genie und mein Alter erlaubte.
„Es kam mir im Anfange unglaublich vor, daß
„solche Dichter eine so allgemeine Achtung verdienten,
„und ich konnte in ihnen das Vergnügen gar nicht
„finden, das ich mir versprochen hatte. Ich fand
„darinnen Sachen die mir gefielen, aber lange nicht
„das, was mich von ihrer Vortrefflichkeit zu überre-
„den vermochte. Nach und nach fieng ich mich an
„in die Zeiten zu versetzen, in welchen diese großen
„Meister schrieben, ich fand an der Wahrheit Ge-
„schmack, sie lehrten mich die Charaktere und die
„alten Sitten, indem ich mich an ihre Gemälde hielt.
„So, sagte ich bey mir selbst, so sollten es auch unsre
„neuern komischen Schriftsteller machen. Es fehlet
„uns nicht an Originalen, und wir sollten uns bey
„der Nachwelt eben die Achtung zu erwerben suchen,
„die wir den Alten erweisen. Ich fand in einem
„andern Fache den berühmten Moliere. Ich
„brannte ihn zu lesen, ich kannte aber die Sprache
„nicht. Mein Vorsatz also war, sie bey meinem er-
„sten Eintritt ins Collegium zu erlernen, und aus
„keinem andern Bewegungsgrunde, als daß ich den
„Moliere lesen möchte. — Endlich erhielt ich meine
„Stelle: mein Vater reiste ab: ich fieng die Rechte
„an zu studiren: meine Augen waren auf den Codex

„gerichtet, aber mit meinem Herzen war ich auf dem „Theater.„ Im folgenden achten Bande verspricht er zu erzählen, wie die Verführung und eine übel regierte Leidenschaft fürs Theater seine beste Hoffnung zu Schanden gemacht haben.

Dieser Band enthält: 1) La Famiglia dell' Antiquario, o sia la Suocera e la Nuora. 2) Un Curioso Accidente. 3) Il vero Amico. 4) Il Padre di Famiglia. Die zwote, eine seltsame Begebenheit, ist diejenige, die wir hier zum erstenmale lesen: Goldoni hat sie dem berühmten Favart in Paris, der das italiänische Theater daselbst mit so viel artigen komischen Opern bereichert, zugeeignet. Im Vorberichte versichert er uns, daß der Innhalt eine wahre Geschichte sey, die in Holland vorgegangen: daß sie ihn mit noch weit unwahrscheinlichern Umständen erzählet worden, als er sie ausführen gekonnt, und daß er deswegen den Charakteren einen andern Anstrich geben müssen. Er zieht daraus die schon von andern Schriftstellern gemachte Bemerkung, daß etwas nach der Geschichte wahr, und doch nicht wahrscheinlich seyn könne, und daß ein komischer Dichter daher besser thue, eine Erdichtung zum Grunde zu legen, als seine Fabeln aus der Geschichte zu nehmen, die Charaktere aber allezeit nach der Natur zu bilden.

Wir kennen wenig Komödien des Goldoni, wo die Fabel so ordentlich angelegt, der Knoten aufgeschürzt, und wieder entwickelt ist, als diese. Mr. de la Corterie, ein französischer gefangener Officier, der in dem Hause eines reichen holländischen Kauf-

mann8

manns alle Arten der Gastfreyheit und Güte genossen, wird von dessen Tochter geliebt und liebt sie wieder. Weil er aber zu edel denkt, als daß er seinen Wohlthäter um seine Tochter bringen sollte, da er selbst arm ist, und leicht einsehen kann, daß der Vater sie einem andern bestimmt, so faßt er die herzhafte Entschließung, sich seiner Liebe zu entreißen, und in sein Vaterland zurück zu kehren. Die Tochter erfährt es, schmeichelt ihm mit Hoffnung, daß sie noch die Seinige werden könne, und dringt so lange in ihm, bis er bleibt. Der Vater Filipert, ein ehrlicher aber heftiger Mann, der viel Freundschaft für ihn hat, findet seine Tochter bey ihm in Zimmer, ihre Aufmerksamkeit für den Gast kömmt ihm verdächtig vor, er entdeckt es ihr und dringt auf die Wahrheit: um sich diesem Argwohne zu entreißen, giebt sie vor, der französische Officier sey in eine ihrer Freundinn Constanze verliebt, die sie bisweilen besuchet. Der Vater freuet sich herzlich darüber, und erbietet sich zur Mittelsperson den Hrn. Riccard, einen reichen Pachter, der Constanze Vater, dahin zu bewegen, daß er seine Einwilligung gebe. Alle dabey interessirte Personen werden in desto größere Verlegenheit gesetzet, da Constanze, der Filipert die vermeinte Liebe des de la Corterie entdecket, die Parthie sehr annehmlich findet. Filipert läßt endlich den Riccard selbst zu sich kommen, und thut ihm den Antrag: dieser aber ein grober, plumper, reicher Holländer, zanket sich mit ihm aufs heftigste darüber. Filipert theils um seinen Freund glücklich zu machen, theils sich wegen Riccards

Grob-

Grobheit zu rächen, giebt dem Mr. de la Corterie den Einschlag, er solle sich mit der Tochter zu ihrer Tante begeben, sie für ihre Liebe zu erweichen suchen und sich mit ihr trauen lassen: fände er alsdenn den Vater ja unversöhnlich, so solle er mit ihr in sein Vaterland gehn. Mr. de la Corterie stellt ihm alle Schwürigkeiten und so gar die Unbilligkeit eines solchen Verfahrens, endlich seinen Geldmangel vor: Filipert findet aber in seinem Zorne wider den Riccard Entschuldigungen genug, die er ihm an die Hand giebt, und die letztere Schwürigkeit hebt er dadurch, daß er ihm ein Geschenk mit 500 Guineen machet. Mr. de la Corterie findet es nicht weiter ungerecht, daß der Alte für seine Rachsucht durch seine eignen Rathschläge bestrafet werde, und vollzieht alles dasjenige mit dessen eignen Tochter, was er ihm mit Constanzen zu thun vorgeschlagen. Die Geschichte wird endlich durch seiner Tochter Kammermädchen verrathen, und so schwer auch die Versöhnung hält, so läßt er sich doch endlich durch den Gedanken besänftigen, daß er diese Strafe sich durch seine Empfindlichkeit zugezogen, sich nur bey der Welt lächerlich und seine einzige Tochter zugleich unglücklich machen werde, wenn er sich nach geschehener Sache ferner wieder setzen wolle. Die Verlegenheit in die der Liebhaber durch das immerwährende Mißverständniß von allen Seiten gesetzt wird, giebt dem Dichter zu vielen lebhaften Situationen Anlaß, und ersetzet dadurch den Mangel der verschiedenen entgegengesetzten und wohl geschilderten Charaktere, von denen sonst die Goldonischen Stücke voll sind.

Eine

Eine gute deutsche Uebersetzung dieser Komödie sollte auf unserm Theater keine üble Wirkung thun. So bescheiden dieser Wunsch ist, da wir uns lieber selbst eine Goldonische Fruchtbarkeit an deutschen Originalstücken wünschen sollten, so selten sehen wir doch auch diesen erfüllt! Noch müssen wir erinnern, daß der Verf. mit seinen übrigen alten Stücken, die sich in dieser Ausgabe finden, verschiedne kleine Veränderungen in Anordnung der Scenen und in der Sprache vorgenommen; da aber in der Hauptsache dergleichen nicht geschehen ist, so würde eine besondre Anzeige davon überflüßig seyn.

III.

The Works of Ossian the Son of Fingal, in Two Vols. Translated from the Galic Language. By James Macpherson. Vol. I. containing Fingal, an Ancient Epic Poem, in six Books; and several other Poems. (pag. 375.) Vol. II. containing Temora; an ancient Epic Poem, in eight Books; and several other Poems. The third Edition. To which is subjoined a critical Dissertation on the Poems of Ossian. By Hugh Blair, D. D. (pag. 460.) London, Becket and Dehondt 1765.

Wir haben die Gedichte des Ossian, eines alten schottischen Barden, der gegen das Ende des drit-

dritten und Anfange des vierten Jahrhunderts nach Christi Geburt mag gelebet haben, in ihrer ersten Erscheinung in der Bibliothek der schönen Wissensch. blos angezeiget. Die guten Uebersetzungen die vom Fingal und andern Fragmenten derselben in Hamburg veranstaltet worden, schienen es uns überflüßig zu machen, mehr von diesen seltsamen Phenomenen so wohl in der Geschichte der Welt, als vornehmlich des menschlichen Witzes zu reden, ihre Schönheiten bekannter und die Leser darauf aufmerksam zu machen, zumal da viele so wohl der ausländischen als inländischen Tagebücher davon voll waren, und wir glaubten, daß sich ihr innerer Werth von selbst anpreisen würde: allein da so wohl in England als Frankreich verschiedne Gelehrte diese Gedichte für untergeschoben halten wollen, und wir noch im vorigen Jahre im Journal des Scavans einen weitläuftigen Aufsatz von einem irrländischen Gelehrten gelesen, worinnen er dieses zu erhärten gesuchet, so scheint es uns der Mühe werth zu seyn, auch einiges aus der sehr wohlgeschriebenen kritischen Abhandlung des Hrn. Blair, D. der Gottesgelahrtheit und Prof. der Redekunst und schönen Wissenschaften auf der Universität Edinburg, die dieser neuen Ausgabe beygedruckt worden, für ihre Richtigkeit anzuführen. Der Verf. der sie kurz nach der ersten Erscheinung des Fingal als Vorlesungen auf der Universität gehalten, erweiterte sie auf das Verlangen seiner Zuhörer, und gab sie einzeln in Druck; er suchet aus der innerlichen Beschaffenheit dieser Gedichte offenbar zu beweisen, daß sie zu einem sehr entfernten Zeitperio-

perioden gehören müssen, ohne die Zeit selber zu bestimmen, und wir sollten uns wundern, wenn noch jemanden einiger Zweifel darüber zurück bliebe.

Unter den übergebliebnen Denkmälern von den alten Zustande der Völker sind wenige wichtiger als ihre Gedichte und Gesänge. Die Geschichte von entferntern und finstern Zeitaltern ist meistens in Fabeln eingehüllt: aber in jenen finden wir die Geschichte der menschlichen Einbildung und Leidenschaft: sie machen uns mit den Begriffen und Empfindungen unsrer Nebenmenschen in diesem verstellungslosen Zeitalter, mit ihren Beschäftigungen und Freuden bekannt: einem Kenner von Geschmacke aber versprechen sie die höchsten poetischen Schönheiten, die wenn sie auch nicht die Regelmäßigkeit und Politur der unsrigen haben, destomehr von jenem enthusiastischen Feuer überfließen, das die Seele der Poesie ist. Wir nennen den Zustand dieser Zeiten barbarisch, und doch ist er dem dichterischen Geiste höchst günstig. Die menschliche Natur schießt in ihm wilder und freyer auf, und wenn sie auch zu andern Dingen ungeschickter ist, so befördert sie doch die höchsten Aeußerungen der Phantasie und Leidenschaft.

In der Kindheit der Gesellschaften leben die Menschen zerstreut, mitten in der Einsamkeit ländlicher Scenen, wo die Schönheiten der Natur noch ihre vornehmste Unterhaltung ist. Alles ist ihnen noch neu und fremd: sie haben noch nicht gelernet, ihre Leidenschaften zu unterdrücken oder zu beschönigen, und je stärker ihr Gefühl ist, destomehr nimmt ihre Sprache einen gewissen poetischen Schlag an.

Da

Da sie geneigt sind alles zu übertreiben, so bedienen sie sich immer der stärksten Farben, welches ihre Sprache malerisch und bilderreich machet. Denn die figürliche Sprache entspringt vornehmlich aus zwo Quellen: aus dem Mangel der eigentlichen Benennungen für die vorkommenden Gegenstände, und aus dem Einflusse der Einbildungskraft und Leidenschaft auf die Gestalt des Ausdrucks. Niemals findet man daher die Figuren der Beschreibung, Metapher und Vergleichung häufiger, als in diesen rohen Zeiten, und heut zu Tage noch wird ein amerikanischer Befehlshaber an der Spitze seines Heers sich in einem weit kühnern metaphorischen Styl ausdrücken, als ein Europäer es kaum in einem epischen Gedichte wagen dürfte.

In dem Fortgange der Gesellschaft gewinnet das Genie und die Sitten der Menschen mehr Richtigkeit, als Feuer und Hoheit: der Verstand wird zum Nachtheile der Einbildungskraft aufgeheitert: wenig Dinge sind ihm mehr neu und wunderbar. Die menschliche Natur handelt nach Methode und Regeln. Die Sprache geht von der Hitze und dem Enthusiasmus zur Richtigkeit und Precision über, und der Fortgang der Welt gleicht dem Fortgange des menschlichen Alters.

Die Poesie ist in Absicht auf die Beschaffenheit des Ausdrucks, in der Sprache älter, als die Prose. Man findet, daß die Musik oder der Gesang unter den barbarischsten Völkern mit der Gesellschaft fast ein gleiches Zeitalter habe. Die ersten Gegenstände, die den Menschen in diesem ersten rohen Zustande

ein-

eingeben konnten, ihre Gedanken in Zusammensetzungen von einiger Länge zu äußern, waren solche, die natürlicher Weise den Ton der Poesie annahmen: Lobgesänge auf die Götter, ihre Vorfahren und Erzählungen ihrer eignen Kriegsthaten oder Klagen über ihr Unglück. Ehe noch das Schreiben erfunden ward, konnten blos Gesänge, weil sie im Gedächtnisse am ersten hängen bleiben, von einem Geschlechte aufs andre fortgepflanzet werden. Daher werden wir sicher unter den Alterthümern aller Völker Gedichte finden, und es ist sehr wahrscheinlich, daß sie wegen der Gleichheit der Sitten, Gegenstände und Leidenschaften alle unter einander eine gewisse Aehnlichkeit haben. Was wir also bisher gewohnt gewesen, blos als den Charakter der orientalischen Poesie anzusehen, weil einige der frühesten Gedichte davon auf uns gekommen, ist wahrscheinlicher Weise eben so gut der occidentalische, und mehr eines Zeitalters, als eines Landes. Die Werke des Ossian sind ein merkwürdiger Beweis davon.

Die Gothen, deren Unwissenheit in den schönen Künsten doch zum Geschmacke geworden, hatten ihre Dichter und Gesänge. Ihre Dichter hießen Scalders, und ihre Gesänge Vyses. Olaus Wormius hat uns in seinem Buche de Litteratura Runica, ein merkwürdiges Stück aufbehalten. Es ist ein Epicedium oder Leichengesang von einem gewissen Regner Lodbrog: dieser war ein König von Dännemark im 13ten Jahrhunderte, sehr berühmt wegen seiner Heldenthaten, und zu gleicher Zeit ein großer Scalder oder Dichter. Er fiel in die Hand

seines Feindes, der ihn ins Gefängniß warf, und verdammte, daß er von Schlangen sollte getödtet werden. In dieser Verfassung tröstete er sich mit der Erinnerung seiner Thaten. Das Gedicht ist in 29 Strophen, jede von 18 Zeilen abgetheilet, und jede Strophe fängt mit dem Refrain an: Pugnauimus ensibus: wir wollen von den letzten 8 Strophen einen kleinen Versuch einer Uebersetzung wagen.

Was ist für einen tapfern Mann
Gewisser, als der Tod,
Und wenn man gleich der Schwerdter Sturm
Sich kühn entgegen stellt?

Nur der beklagt dies Leben oft,
Der nicht sein Weh gekannt:
Den räuberischen Adler lockt
Der Furchtsame ins Feld.

Der Feig ist stets, wohin er kömmt,
Sich unnütz und zur Last:
Der tapfre Jüngling aber tritt
In Sturm der Schlacht hervor.

Der eine sucht den andern auf,
Der Mann scheut nicht den Mann:
Des tapfern Mannes höchster Ruhm
War dieses allezeit;

Und wer der Jungfraun Liebe sucht
Muß kühn im Streite seyn. —
Mir scheint es sicher und gewiß,
Daß uns das Schicksal führt:

Was dieses uns einmal bestimmt
Dem weicht man selten aus.
Sah ich mein Leben wohl voraus
In Ellas Händen da,

Als

Als ich halbtodt mein Blut verbarg,
Ins Meer die Schiffe stieß,
Und wir den Geyern erst ein Mahl
Vom Feind bereiteten?

Dies macht mich allzeit lächeln: denn
Ich weis, dort sind für uns
In unsers Vaters Balders (Odins) Haus
Schon Sitze zugeschickt:

Hier trinken wir in kurzer Zeit
Aus Feinde Schädeln Bier:
Denn in des großen Odins Haus
Zagt nie ein tapfrer Mann:

Er zagt nicht zitternd vor dem Tod.
Auch ich, ich nahe mich
Mit der Verzweiflung Stimme nicht
Dem Hause des Odin.

Aslaugens Söhne, wüßten die
Mein ganzes Elend itzt,
Den ein vergiftet Schlangenheer
Aufs schrecklichste zernagt:

Wie würden sie die Schwerdter ziehn! —
Denn meinen Söhnen gab
Ich eine Mutter, die ihr Herz
Mit tapfern Muth erfüllt:

Der Vipern Biß droht grausam mir
Den nahen Untergang:
Denn mitten in dem Herzen wohnt
Mir eine Schlange schon.

Doch hoff ich meiner Söhne Schwerdt
Färbt einst nach Ellas Blut:
Von Zorn wird ihre Wange glühn
Und sie nicht ruhig seyn:

In funfzig Schlachten focht ich kühn
Und freute mich des Kriegs;
Als Jüngling lernt ich schon, wie man
Das Schwerdt mit Blute färbt.

Da dacht ich: grösser als wie Du
Wird nie ein König seyn: ——
Mich rufen Todesgöttinnen:
Ich klage nicht den Tod.

Hier endiget sich mein Gesang:
Die Todesgöttinnen,
Die Odin mir aus seinem Haus
Geschicket, rufen mich:

Dort sitz ich frölich, hoch erhöht
Und trink mit ihnen Bier:
Des Lebensstunden sind entflohn
Und sterbend lach ich noch.

Diese Poesie ist so beschaffen, wie man sie von einer barbarischen Nation erwarten kann, wild, rauh und unregelmäßig, aber stark und geistvoll: und wie uns Olaus versichert, im Original voller Figuren und Metaphern. Doch wenn man die Werke des Ossian aufschlägt, so findet man zwar auch das Feuer und den Enthusiasmus des ersten Zeitalters, aber mit einem bewundernswürdigen Grade der Regelmäßigkeit und Kunst verbunden. Man findet Zärtlichkeit und selbst Delikatesse in den Empfindungen, das zärtlichste Gefühl, durch die Ideen des wahren Heroismus veredelt. Der Verf. giebt davon folgende Ursachen an:

„Die alten Schotten waren ihrem Ursprunge nach Celten, die von den Gothen und Teutonen weit verschie-

schieden waren, und deren Herrschaft sich vormals über den ganzen westlichen Theil von Europa erstreckte. Diese hatten ihre Druiden und Barden: die Druiden waren ihre Philosophen und Priester, die Barden besangen ihre Heldenthaten. Wir dürfen sie uns also nicht als eine grobe und wilde Nation vorstellen: sie besaßen schon seit undenklicher Zeit ein gebildetes System von Disciplin und Sitten. — Den historischen Beweisen, die der Verf. anführet, können wir nicht folgen, genug die Celten hatten für ihre Poesie und Barden eine solche Liebe, daß ungeachtet der gänzlichen Aenderung ihrer Regierungsform und Sitten, und nachdem die Druiden schon lange untergegangen waren, die Barden noch unter ihnen blühten. Jeder Regulus oder Befehlshaber hatte seinen eignen Barden, der einen angesehnen Posten am Hofe begleitete, und dem Ländereyen angewiesen waren, die selbst auf seine Familie vererbten: sie waren oft zwischen streitenden Partheyen die Abgesandten, und ihre Personen als heilig betrachtet. Aus diesem Grunde darf man sich weniger verwundern, wenn man unter ihnen weit feinere poetische Empfindungen antrift, als man von Leuten erwartet, die man Barbaren zu nennen pflegt; obgleich dieses eine sehr zweydeutige Benennung ist, denn wenn sie auch feinere Sitten ausschließt, so verträgt sie sich doch mit großen und zärtlichen Empfindungen. Der Verf. berüft sich auf die alten Liebesgesänge der Lappländer, die Scheffer angeführt, Addison so schön im Zuschauer übersetzt, und wovon unser verstorbener Kleist eins so reizend nachgeahmet hat. In Ab-

sicht auf den Heroismus war eins der größten Geschäffte der celtischen Barden, die Charaktere ihrer Helden zu schildern, und ihr Lob zu singen, wie Lucan sagt:

> Vos quoque qui fortes animos, belloque peremtos,
> Laudibus in longum vates diffunditis aevum
> Plurima securi fudistis carmina Bardi.

Wenn man aber eine Ordnung von Menschen betrachtet, die sich seit undenklichen Zeiten mit der Dichtkunst beschäfftiget, die ihre ganze Einbildungskraft mit Ideen von Heldentugend erfüllt, alle Gedichte und Lobgesänge ihrer Vorfahren heilig hielten, und wo es immer einer dem andern in der Erhebung seines Helden zuvor zu thun suchte, so ist es natürlich, daß ein Held in ihren Gesängen mit den glänzendsten Eigenschaften erscheinen mußte. Einige, die den Fingal unterscheiden, als Mäßigkeit, Gnade und Menschenliebe scheinen dem ersten Begriffe einer barbarischen Nation zu widersprechen: aber so bald nur solche Ideen in den Seelen der Dichter aufzugehen angefangen, so werden sie zum Lobe ihrer Helden solche bald ergriffen haben, indem sich die menschliche Seele leicht der ursprünglichen Vorstellung einer menschlichen Vollkommenheit öffnet. —

Nach diesen allgemeinen Anmerkungen über die celtische Poesie and Barden überhaupt, betrachtet der Verf. die besondern Vortheile, die Ossian besaß, insbesondre. Man sieht deutlich, daß er zu einer Zeit lebte, die alle der vorgedachten Vortheile genoß.

Ossian sagt von sich selbst, daß er in einer Art von sehr klassischen Zeitalter lebe, wo er durch die Merkwürdigkeiten der vorhergehenden Zeiten erleuchtet wäre, die die Gesänge der alten Barden enthielten, und gedenket eines Perioden der Finsterniß und Unwissenheit, die über die Gränzen der Ueberlieferung hinaus war. Er scheint von Natur ein besonders empfindliches Herz und einen Hang zu der zärtlichen Melancholie gehabt zu haben, die nicht selten eine Begleiterinn eines großen Genies ist. Er war nicht nur von Profeßion ein Barde, und in allen poetischen Künsten erzogen, sondern auch der Sohn eines der größten Helden und Prinzen seiner Zeit. Denn Fingal regierte über ein sehr angesehenes Gebiete: er hatte sich von den Spolien der römischen Provinz bereichert, und durch seine Thaten und Siege groß gemacht. Die Sitten von Ossians Zeitalter, so viel aus seinen Schriften abzunehmen ist, waren dem poetischen Genie höchst günstig. Beyde Fehler, die nach dem Longin den Geist entnerven, Geiz und Weichlichkeit waren unbekannt. Der menschlichen Sorgen gab es wenig: die Jagd und der Krieg waren ihre Lieblingsgeschäffte, und ihre vornehmste Belustigung der Gesang der Barden und „das Fest der „Muschelschaalen,„ der höchste Gegenstand heroischer Seelen war „ihren Ruhm zu empfangen,„ das ist, der Gesänge der Barden würdig zu seyn und „ihre „Namen auf den vier grauen Steinen zu haben.„ Unbeklagt von einem Barden zu sterben, wurde für ein so großes Unglück gehalten, als ihre Geister in einem andern Zustande zu beunruhigen. „Sie wan-

„dern in dicken Nebeln an dem mit Schilfe bewachsenen See: aber niemals werden sie sich ohne den „Gesang zu der Wohnung der Winde erheben.„ Nach dem Tode erwarteten sie eben solche Beschäftigungen wie auf der Erde: mit ihren Freunden auf den Wolken zu fliehen, geistige Thiere zu verfolgen, und von den Lippen der Barden ihr Lob zu hören. War es Wunder, wenn in diesen Zeiten, in einem Lande, wo die Poesie so geehret wurde, ein Homer entstand?

Die Gedichte des Ossian tragen so sehr den Charakter des Alterthums, daß wenn sich auch weiter kein Beweis dafür anführen ließ, jeder Leser von Kenntniß und Geschmack, sie in eine sehr entfernte Zeit setzen müßte. Es giebt vier große Scenen, durch welche die Menschen im Fortgange der Gesellschaft hindurch gehen. Die erste und frühste ist das Leben der Jäger: ihr folgt die Viehzucht, nach dem die Ideen des Eigenthums Wurzel zu schlagen angefangen: das nächste ist der Ackerbau, und das letzte die Handlung. Durch Ossians Gedichte sehen wir uns deutlich in den ersten dieser Perioden versetzt. — Der Verf. sucht dieses durch Beyspiele darzuthun: er zeiget in der Folge, daß der Zirkel der Begriffe über die Gränzen, die sich für ein solches Zeitalter schicken, nicht hinausgeht, und die Charakter keine größere Verschiedenheit haben, als man natürlicher Weise davon erwarten kann, indem Muth und körperliche Stärke die Haupteigenschaften der Bewunderung sind. — In Absicht auf die Zusammensetzung findet sich eben dieses Zeichen des höchsten Alter-

ter-

terthums. Keine künstlichen Uebergänge, keine volle und ausgedehnte Verbindung der Theile: überall ein reißender und heftiger Styl: in der Sprache, jener bilderreicher Schlag, der theils einer blühenden und rohen Einbildungskraft, theils der Unfruchtbarkeit der Sprache, und dem Mangel des eigenthümlichen Ausdrucks zuzuschreiben ist. Endlich, welches ein entscheidender Charakter des Alterthums ist, finden sich wenig allgemeine Ausdrücke oder abstrakte Ideen, oder Personificationen, als des Ruhms, der Zeit, des Schreckens, oder der Tugend die den neuern Dichtern so sehr eigen sind. Einen andern Grund von dem hohen Alterthume dieser Gedichte findet D. Blair darinnen, daß, wenn sie untergeschoben wären, solches bey den Hochländern vor ungefähr 200 bis 300 Jahren hätte geschehen müssen, welches sowohl die Handschriften als das Zeugniß vieler lebenden Zeugen in Absicht auf die unwidersprechliche Ueberlieferung dieser Gedichte deutlich zu erkennen geben; dies ist aber eine Voraussetzung, die alle Gränzen der Glaubwürdigkeit übersteiget, da mehr als zu bekannt ist, daß die Hochländer zu diesen Zeiten in einem Stande der gröbsten Unwissenheit und Barbarey lebten. Ueberdies sind zween Umstände übrig, die sich dieser Hypothese mit noch größerm Gewichte widersetzen. 1) Die gänzliche Abwesenheit solcher Ideen, die mit der Religion in einiger Verbindung stehen; 2) das gänzliche Stillschweigen, welches darinnen in Ansehung der großen Clans oder Familien herrschet, die itzt in den Hochländern blühen. Der Verf. zeigt auch in der weitern Ausführung dieser

beyden Punkte, daß diese Gedichte wahrhaftig ehrwürdige Denkmäler eines sehr entfernten Alterthums seyn müssen, und machet darauf einige Anmerkungen über den allgemeinen Geist und Ton, der darinnen herrschet.

Zärtlichkeit und Hoheit charakterisiren die Poesie des Ossian vorzüglich: sie athmet nichts lustiges und freudiges: sondern eine Mine der Feyerlichkeit und des Ernstes findet sich über das Ganze ausgebreitet; stets erhebt sie sich in das höhere Gebiete des Großen und Pathetischen. Alle Begebenheiten darinnen sind ernsthaft, und die Scenen wild und romantisch. Die ausgebreitete Heyde an dem Ufer der See, das Gebürge mit Nebeln beschattet: der Fluß, der ein einsames Thal durchstreichet: die zerstreuten Eichen und die Gräber der Helden mit Moos bewachsen: alles erzeugt in der Seele eine feyerliche Aufmerksamkeit. Seine Poesie verdient die Poesie des Herzens genannt zu werden. Es redet ein Herz, von edlen Empfindungen und erhabenen und edlen Leidenschaften durchdrungen: ein Herz, das glüht und die Einbildungskraft anstecket: ein Herz, das voll ist und sich selbst ergießt. Ossian schrieb nicht wie die neuern Dichtern, den Lesern und Kunstrichtern zu gefallen. Er sang aus Liebe für den Gesang, seine Freude war, sich der Helden seiner Zeit zu erinnern, die rührenden Vorfälle seines Lebens zurück zu rufen; sich mit seinen vorigen Kriegen, Liebeshändeln und Freundschaften zu unterhalten, bis, wie er sich selbst ausdrücket, eine Stimme zum Ossian kömmt und seine Seele erwecket. „Es ist die

„Stimme

„Stimme der Jahre, die vorüber gegangen sind; sie „rollen vor mir vorbey mit allen ihren Thaten.„ Unter dieser wahren poetischen Begeisterung dürfen wir uns nicht wundern die mächtige und immer gefällige Stimme der Natur zu hören. — Der Verf. erinnert noch den Leser, daß, wenn er den Ossian fühlen will, er ihn nicht geschwind überhin, und mehr als einmal lesen müsse: er ist so kurz und so von Bildern voll, daß das Gemüth sich anstrengen muß, ihn überall zu begleiten.

Da Homer unter den größten Dichtern der einzige ist, dessen Sitten und Zeiten Ossians seinen am nächsten kommen, so stellt D. Blair eine Vergleichung zwischen beyden an. Denn ob jener gleich mehr als tausend Jahr vor diesen celtischen Barden gelebt, so ist es doch nicht so wohl von den Jahren der Welt, als vielmehr von dem Zustande der Gesellschaft, daß man von ihrer Aehnlichkeit urtheilen muß. Der griechische Dichter hat in verschiednen Punkten einen offenbaren Vorzug. Homer führet eine weit größere Abwechselung von Begebenheiten ein: er hat einen weit größern Umfang von Begriffen, seine Charaktere haben mehr Verschiedenheit, und er besitzt eine weit tiefere Kenntniß der menschlichen Natur. Denn Homer lebte in einem Lande, wo die Gesellschaft schon einen weit größern Grad der Vollkommenheit erreicht hatte, Städte gebaut, Gesetze geordnet waren, und Ordnung, Zucht und Künste an zu blühen fiengen. — Ob gleich Ossians Ideen und Gegenstände weit weniger Verschiedenheit als Homers seine haben, so waren

ren sie doch von einer zur Poesie höchstgeschickten Art: die Herzhaftigkeit und der Edelmuth der Helden, die Zärtlichkeit der Liebhaber, die Liebe der Freunde, der Aeltern und Kinder. In einem rauhen Zeitalter und Lande, obgleich der Begebenheiten wenige sind, brütet das unzerstreute Gemüthe mehr über ihnen: sie greifen die Einbildungskraft mehr an, und befeuern die Leidenschaften weit stärker: mithin werden sie für ein poetisches Genie glücklichere Materialien, als eben diese Begebenheiten, wenn sie in den weiten Zirkel einer mehr abwechselnden Handlung und eines verfeinerten Lebens zerstreuet liegen.

Homer ist ein weit munterer und heiterer Dichter als Ossian: überall entdeckt sich die griechische Lebhaftigkeit, da Ossian immer einförmig stets die Ernsthaftigkeit und Feyerlichkeit eines celtischen Helden beybehält. — Bey allen Gelegenheiten ist er mit seinen Worten sparsam, niemals giebt er mehr als ein Bild oder eine Beschreibung: Homer füllt sie mit einer großen Verschiedenheit von Umständen aus. Bey seiner Lebhaftigkeit hat er etwas von der griechischen Schwatzhaftigkeit. Beyde sind vorzüglich erhaben: aber die Art der Erhabenheit ist verschieden. Homers seine äußert sich immer mit mehr Ungestüm und Feuer, Ossians mit einer feyerlichern und ehrwürdigern Größe. Homer ist erhabner in Thaten und Schlachten, Ossian in Beschreibungen und Empfindungen. Ein bewundernswürdiger Umstand ist, daß in Absicht auf die Menschenliebe, Großmuth und ein tugendhaftes Gefühl von jeder Art, dieser rohe celtische Barde einen so hohen Antheil besitzt, daß

nicht

nicht nur die Helden des Homer, sondern auch des feinen und zärtlichen Virgil seine weit von des Ossian seinen zurückgelassen worden. Nach diesen allgemeinen Beobachtungen über das Genie und den Geist des Dichters stellt D. Blair eine nähere Prüfung seiner Werke an, von denen wir im künftigen Stücke vollends den Auszug zu liefern gedenken.



IV.

Sämmtliche poetische Werke von Joh. Jak. Dusch. Erster Theil. Altona 1765. (208 S.)

Es wird wohl niemand leicht über den langen Verzug dieser Gedichte unwillig seyn, so bald er sie wird gelesen haben: sie erscheinen in einer so veränderten Gestalt, daß man sie wirklich als neu ansehen kann: aber auch so verbessert, daß die Bescheidenheit und Geduld des Hrn. Verf. Bewunderung und Beyfall verdienen; darzu gehörte freylich Zeit. Es ist leichter, so bald der Plan eines Gedichts überdacht ist, ein Gedicht auszuführen, juuenilis ardor impetu primo furit: als auszubessern, und so zu bessern, wie Hr. D. gethan. Kein Kunstrichter hätte gegen ihn strenger seyn können, als er es gegen sich selbst gewesen ist. Horaz nennet schon den einen Censorem honestum, der es waget

quae-

quaecunque parum splendoris habebunt
Et sine pondere erunt, et honore indigna ferentur
Verba mouere loco.

aber der Hr. Verf. hat ganz umgearbeitet. Man darf seine wohlgeschriebene Vorrede lesen, noch mehr aber die Gedichte selbst gegen einander halten, und noch ist er nicht völlig mit sich zufrieden, und zeiget verschiedne Flecken an, die er nicht völlig zu vertilgen im Stande gewesen. Was werden die kleinen Männer dazu sagen, qui gaudent scribentes, wenn ein so großer Dichter wie der Verf. so bescheiden von seiner Arbeit denkt? das wahre Kennzeichen des Verdienstes!

Mit Recht nimmt das schöne Lehrgedichte, die Wissenschaften, das schon allein den Verf. zu dem Range der besten Dichter erheben würde, wenn er auch sonst nichts geschrieben hätte, die erste Stelle ein: und es hat einen eben so großen Vorzug in der neuen Gestalt vor den vorigen, als das gesunde männliche Alter vor der unausgebildeten Kindheit.

Not fierce, but awful, is his manly Page
Bold is his Strength, but sober is his Rage.

Er hat die Mishelligkeit der verschiedenen Theile in dem alten Lehrgedichte besser zusammen zu stimmen gesucht, die langweiligen Beschreibungen verkürzt und zusammen gedrängt, die schwankenden Begriffe mehr bestimmt, für das Flittergold ächtes aufgetragen, und

und überall mehr für den Verstand, für das Herz und das Ohr gesorgt, als vorher geschehen war. Ein Lehrgedichte von neun Büchern muß wohl außerordentlich schön seyn, wenn man es ohne Ermüdung vom Anfange bis zu Ende durchlesen soll, und wir können es ohne Schmeicheley sagen, daß wir bey dem Beschlusse noch Lust gehabt hätten, mehr zu lesen. Wir wollten anfänglich eine kleine Vergleichung mit der vorhergehenden Ausgabe anstellen: aber die große Verschiedenheit machte es unmöglich, oder wenig nutzbar.

Des Verf. Absicht ist, die Wissenschaften als Mittel zu betrachten, welche die göttliche Versehung wählte, den Verstand und das Herz der Menschen zur Glückseligkeit und zur wahren Religion vorzubereiten.

> Zum Ruhm der Wissenschaft, die Menschen menschlich machte,
> Aus roher Barbarey die Ordnung wiederbrachte;
> Sie von der Welt, dem Schöpfer, sich selber, dem Beruf,
> Der Hoffnung unterrichtend, wozu sie Gott erschuf,
> Die Wege bahnete, zufrieden auf der Erden,
> Und durch Religion einst höchst beglückt zu werden,
> Wünsch ich, ein Werk zu dichten ꝛc.

Dürften wir hier eine kleine Kritik machen, so wäre es, daß diese Verse, die den Plan des Verf. dem Leser vorlegen sollen, durch die Trennung des Vorder- und Nachsatzes, die Einschiebsel und die zweydeutigen Beziehungswörter undeutlich machen: man sieht im ersten Lesen nicht gleich, ob das sie der dritten Zeile auf Ordnung, Barbarey, Menschen

oder

oder Wissenschaft geht, eben so wenig, wovon die Wege bahnete, regieret wird: eine kleine Versetzung würde es leichter gemacht haben. Nach einer kurzen Beschreibung des glücklichen Zeitalters,

Der Zeit, wo Menschenlieb und Frieden sich umfiengen,
Und Stärk und Sanftmuth noch vertraut zusammen giengen,
Wo schöner durch die Einfalt, das Leben sanft verfloß,
Was der Natur genügte, der Mensch mit Dank genoß,
Durch Mangel nicht verzagt, noch frech vom Ueberflusse,
Gesund durch steten Fleiß, erquicket vom Genusse,
Durch Güte seines Herzens, und brüderliche Treu,
So sicher vor Verfolgung, als Quaalen später Reu;
Mit Wissenschaft genug, wenn er einfältig wußte,
Zu welchem Zweck er war, und wie er leben mußte;
Wenn, ohne stolzes Wissen, sein lauterer Verstand
Den Schöpfer im Geschöpfe, die Ruh in Tugend fand;
Wenn er sich selbst getreu, den übrigen gefällig,
Genügsam, thätig, fromm, unschuldig und gesellig,
Frey, unter dem Gewissen, und tüchtig zum Beruf
Für sich, und alle lebte, für die sein Gott ihn schuf;
Die Zeit, wo all ihr Glück in ihrer Tugend fanden,
Die wahre güldne Zeit war längst nicht mehr vorhanden.

Nach dieser Zeit wird die darauf folgende Barbarey, wo Ungewißheit und Aberglaube herrschten, mit eben so lebhaften Farben beschrieben. Zweyter Gesang. Gott sieht mitleidig herab. Urania oder die himmlische Weisheit steigt hernieder:

Ent-

Entzückungen des Himmels, Macht, Majestät und Güte
Verklärten, wie der Engel, ihr göttliches Gesicht.
Ein schimmerndes Gewand floß, gleich dem Morgenrothe,
Weit wallend um sie her. So steigt des Tagesbote,
Im Kleid aus tausend Strahlen gewebet, aus dem Meer:
Von seinen Säumen schimmert der Himmel rings umher.
Ein zärtliches Gefühl gieng sanft durch die Naturen;
Und süsser Blumen Duft, gehauchet von den Fluren,
Empfieng, gleich einem Rauche, der von Altären wallt,
In einer Weihrauchwolke die himmlische Gestalt.
Der Wissenschaften Chor, versammlet ihr zur Seite,
Gab ihr, bey Harmonie der Musen, das Geleite.

Die Dichtkunst kömmt zuerst. Der Verf. hat ihre verschiedne Art wunderschön charakterisiret: wir wollen nur ein paar Zeilen aus der Beschreibung der Tragödie hersetzen:

Mit süsser Bangigkeit, mit angenehmen Schmerzen,
Vergnügend fürchterlich erschüttert sie die Herzen:
Wenn Hoffnung oder Schrecken durch alle Scenen irrt,
Die Seele, wie die Bühne, Tumult und Aufruhr wird,
Und glühend, außer sich, so, wie die Kunst gebietet,
Mit Wollust Thränen weint, und mit Verstande wütet.
Hinweg den kalten Dichter, der ohne Feur correct,
Nicht unsre Zähren fodert, nicht rühret, noch erschreckt.

Im dritten Buche erscheinet die Staatskunst, die die Menschen unter die Gesetze versammelt:

Ernst, stille Majestät sprach aus den hohen Blicken,
Mit sanfter Menschenhuld und Sorge, zu beglücken.

Die güldne Königsstole, die ihre Seiten umschloß,
Der reiche Purpurmantel, der auf die Erde floß,
Das Schwerdt in ihrer Hand, die Last gekrönter Väter,
Die ungern fließen sehn selbst Blut der Missethäter,
Geboten Ehrerbietung: Ein Blick von ihr, so schwieg
Die Raubsucht und der Frevel, die Zwietracht und der
Krieg.

Das vierte Buch stellt die Vernunftlehre, die Sternenkunde und die Physik, so wie das fünfte die Geisterlehre auf, wo hauptsächlich die Unsterblichkeit der Seele in Betrachtung kömmt: was für reiche Felder für eines so fruchtbaren Dichters Genie! er beschließt das letztere mit dem traurigen Zustande eines Gottesläugners:

O Erster! Schöpfer! Vater! der alles schuf und trägt,
Und in der starken Rechten die Morgensterne wägt!
Geist, der du ewig warst, eh durch der Himmel Tiefen
Gestirne, preisend dich, zu deinen Füßen liefen,
Eh dieser Ball von Erde den ersten Trieb empfing,
Und schwebend vor dem Schöpfer des Alls vorüber ging,
Wo sonder dich ist Ruh, du aller Freuden Quelle!
Verläugnung Gottes macht die Welt zu einer Hölle:
Verzweiflung ist das Leben, o Vater! ohne dich:
Der Lenz hat keine Freude, der Tag wird fürchterlich!
Dann wehe, wehe dir, du Mann! der mich gezeuget,
Du Schooß! der mich gebar, du Brust! die mich gesäuget,
O! daß nicht meine Mutter, die mich zum Elend trug,
Den kaum Gebornen gütig an einem Stein zerschlug!
Zur Quaal gebar sie mich, auf Zufall fort zu leben,
Mein Elend einzusehn, vor meinem Tod zu beben,

Nach einem Sklavenleben in hoffnungsloser Pein,
Zerstörung zu erwarten und endlich nichts zu seyn:

Das sechste Buch zeiget die Selbsterkenntniß mit ihren beyden Töchtern, dem Rechte der Natur und der Lehrerinn der Sitten.

Die letzte, schwerste Kenntniß! und doch wie man gehaßt,
So lange diese fehlet, ist jede Wissenschaft!
Sie lehret ihn, sich selbst vom Vieh zu unterscheiden,
Erweitert ihm den Kreis der Hoffnungen und Freuden;
Weist seiner Ehrbegierde, im göttlichen Gefühl
Der innerlichen Würde, ein weit erhabner Ziel;
Heißt ihm sein Aug empor zur höchsten Schönheit richten,
Und zeigt ihm in Gott den Spiegel seiner Pflichten;
Mißt ihm die Unterschiede der Wesenleiter ab,
Von Gott zu ihm herunter, von ihm zum Vieh hinab;
Lehrt seine Kräfte mehr nach den vollkommnern Größen
Der Wesen über ihm, als nach den niedern messen;
Läßt ihn bewundert sehen, wie manchen höhern Grad
Er in Vollkommenheiten noch aufzusteigen hat,
Und zeigt ihm, im Gefühl von seiner eignen Schwäche,
Wie oft dem Irrenden ein sichres Licht gebreche.

Im siebenten Buche folget die Moral: im achten und neunten, die Religion.

Sie kömmt, die Göttliche! vom Himmel steigt sie nieder,
Und bringt die Seligkeit in neuer Unschuld wieder.
Der Aberglaube zittert, verschleicht aus [illegible] und Haus,
Es stürzen seine Tempel auf seine Götzen ein.

Ein Heer von Seraphim begleitet sie mit Psalmen,
Und Engel vor ihr her, bestreun den Weg mit Palmen.
Auf ihrem Antlitz wohnet Gefühl der Seligkeit,
Und heiliger Entzückung an der Vollkommenheit.
Erleuchtung im Verstand, und in der Brust den
Himmel,
Erschein sie ohne Pracht und irdischen Getümmel;
Die unbefleckten Hände gefaltet um ein Kreuz,
Gekleidet, wie die Armuth. O engelgleicher Reiz!
O! welche Majestät in dieser äußern Blöße!
In dieser Niedrigkeit, welch innerliche Größe!
Reiß ab von deiner Stirne, du stolze Königinn,
Das strahlende Geschmeide, und knie anbetend hin!
Du Armuth! bringe Salz den heiligen Altären
Des Gottes, dem sie dient! hört ihre große Lehren,
Ihr Weisen! sinkt nieder, hochmüthige Vernunft!
Entwichen war die Weisheit, feyert ihre Wiederkunft.

Wir brauchen wohl nicht mehr Stellen hinzuzufügen, um unsre Leser von dem Werthe dieses ganzen Gedichtes zu überzeugen: wir haben sie ohne Wahl hingesetzt, weil hier zu wählen schwer war. In ein paar Stellen des achten Buches scheint uns der Ausdruck nicht behutsam genug:

Versöhnung eines Gottes, die flehe hier in Thränen
In eines Gottes Blut.

Ingl. Bußfertig lieget er an der geweihten Stäte,
Wo Gott am Kreuze starb —

Wir wissen wohl, daß man in der gemeinen Kanzelsprache dies oft zu sagen pflegt: aber es läßt sich dieser Ausdruck weder durch Vernunft noch Schrift recht-

rechtfertigen, und giebt bey gemeinen Lesern zu falschen Begriffen Anlaß. Den übrigen Raum dieses ersten Theils füllen drey andre philosophische Gedichte aus, die des Verf. Bescheidenheit Versuche genannt, wovon der erste, von der Zuverläßigkeit der Vernunft; der zweyte, von den Schwächen der Vernunft in den üppigen Erfindungen; der dritte, von den Schwächen der Vernunft in unnützen Untersuchungen, handelt. Wir würden ein Mißtrauen gegen den Leser zu verrathen scheinen, wenn wir noch mehr daraus auszeichnen wollten. Es mag genug seyn, den Innhalt nach des Hrn. Verf. eignen Worten anzuführen. Erster Versuch. Die Vernunft hat Gegner, welche sie zu tief herunter setzen, und Verehrer, die sie übermäßig erheben. Wenn jene ihr gar keine Gewißheit einräumen wollen: so scheinen diese, sie fast für untrüglich auszugeben. Beyde stehen in einem Irrthume, welcher auf verschiedne Weise gefährlich wird. Der erste öffnet dem Aberglauben und der Schwärmerey den Eingang: der andre bahnet den Weg zum Unglauben. Ohne Zweifel liegt auch hier die Wahrheit zwischen beyden Behauptungen in der Mitte. In diesem Versuche soll also die Zuverläßigkeit der Vernunft gezeiget, und in ihren gehörigen Gränzen eingeschränket werden. Der Verf. redet erst wider die Verachtung, welche Menschen in verschiednen Ständen gegen die Vernunft bezeigen: führet hierauf verschiedne Beweise für die Gewißheit und Zuverläßigkeit derselben, die jedoch ihre Schranken hat, und geht alsdenn einige wichtige Regeln

durch; welche in der Anwendung, und beym Gebrauche des Verstandes gar zu oft aus den Augen gesetzet werden, so nothwendig es wäre, sie genau zu beobachten, wenn man zu einer Gewißheit gelangen will. Innhalt des zweyten Versuchs. Die Vortrefflichkeit der menschlichen Vernunft in Erfindungen, welche Einfluß auf das äußerliche Wohl- oder Besserseyn der Menschen haben, kann mit Wahrheit nicht bestritten werden. Doch selbst diese, wenn sie ein gewisses Maaß überschreiten, arten in üppige Künsteleyen für die Befriedigung der sinnlichen Begierden aus, welche die wahre Glückseligkeit mehr stören als befördern. Hier ist eine schwache Seite, wovon die Vernunft Tadel verdient. Wenn ferner ihre Erfindungen mehr auf ein äußerliches Besserseyn, als auf die Bildung des Herzens gerichtet sind; so opfert sie ihren wahren und wichtigsten Zweck einem weit geringern auf: und hier ist eine andre Schwachheit derselben. Von diesen beyden Seiten besonders wird sie in diesem Versuche betrachtet. Sie wird einer Schwäche in den übermäßigen Erfindungen für die sinnlichen Begierden, und einer Thorheit in Vernachläßigung des Herzens, doch ohne Schmälerung ihres verdienten Ruhms überwiesen, in vielen Stücken mit dem thierischen Instinkt zusammen gehalten, und beständig zu ihrer Hauptpflicht, der Besserung des Herzens, zurückgeführet. Dritter Versuch. Dieser handelt mit dem vorhergehenden eine ähnliche Materie ab, und setzt die Betrachtungen über die Schwächen der Vernunft fort. Doch, da jener die üppigen Erfindungen und die Verabsäu-

nung der Bearbeitung des Herzens betrachtete: so betrachtet dieser die Schwäche der Vernunft in den unnützen und blos vorwitzigen Speculationen, und die Wichtigkeit dessen, was sie unterdessen versäumet. Der Eingang ist eine Klage über die Gleichgültigkeit der Großen gegen die Gelehrten. Eine Entschuldigung der ersten, und Anklage der andern giebt die nähere Einleitung zur Hauptmaterie. Denn werden die Gelehrten nach der Reihe betrachtet: der Wortkriticus, der Freund der Naturalien, der Antiquarius, und endlich verschiedne Philosophen. Diesen wird gezeigt, wozu sie vor allen andern ihre Vernunft anwenden sollen: vernünftig zu glauben und vernünftig zu leben. Der wichtige Einfluß der ersten auf ein ruhiges Leben wird gezeigt, und endlich, nachdem die Mängel der meisten moralischen Systemen angeführet sind, wird weitläuftig auf eine praktische Erkänntniß gedrungen, und die Ruhe und Glückseligkeit eines sokratischen Philosophen in dem Charakter eines rechtschaffenen Mannes geschildert, der auf dem Lande, im Schooße der schönen, durch geschmackvolle Kunst gebesserten Natur gesellig, wohlthätig, und beschäfftiget mit edleren Betrachtungen lebet. Das Ganze ist in einem Gespräch abgefaßt, dessen Ton bis in die Mitte, wo es die Sachen zu fodern scheinen, munter ist, nachmals aber mit der Materie ernsthaft wird. Wir müssen hier, was die Munterkeit des Hrn. Verf. betrifft, gestehen, daß sie uns weniger als dessen Ernsthaftigkeit gefällt. Hauptsächlich hätte er sicher einige Anmerkungen weglassen können, die scherzhaft seyn sollen, aber

des Herrn Verfassers nicht würdig sind; z. B. zu dem Verse:

Und hat für ein Warum? zehn Darums! bey der Hand!

Note. „Hier lieber Leser bemerke die Schönheit des Syl-
„benmaaßes. Die Hitze und Neubegierde eines Fra-
„genden giebt seiner Frage eine Schnelligkeit: deswe-
„gen mußte die erste Sylbe in Warum kurz ⏑ —,
„nicht lang — ⏑, ausgesprochen werden: hingegen
„macht die Gravität eines Lehrenden, daß er die Em-
„phasin in seinen Antworten auf die erste Sylbe legt,
„und das Wort Darums nicht ⏑ —, sondern nach-
„drücklicher — ⏑, ausspricht;„

Der Tändler, der so oft den Hanf der Phantasie,
In manche Lücke stopft von mancher Ologie.

Anmerk. „Ein andrer Scholiast fand in einer andern
Handschrift von einer andern Hand beygeschrieben:

voll magrer Nologie:

„und in einer Note darunter Nologie, d. i. zusammen-
„gezogen Neologie: etwas hart und ungewöhnlich;
„allein da Ologie gar kein Wort ist, so ist dieses die beste
„Leseart.„ Pessime! setzt er selbst hinzu: lies

der Monadologie.

„Diese Muthmaßung ist nicht übel! Allein, ich ändre
„nichts! denn es giebt viel Ologien, als Monadolo-
„gie, Cosmologie, Ontologie, Psychologie, Pneumato-
„logie rc. und es mögen unter diesen manche seyn, die
„solche Lücken haben.„

Wir übergehen noch etliche solche spaßhafte Anmer-
kungen, die zu entbehren gewesen wären, dem Werthe
des übrigen aber weiter nichts benehmen.

* * *

V.

V.

Samuel Buttlers, Hudibras, ein satyrisches Gedicht wider die Schwärmer und Independenten zur Zeit Karls des Ersten, in neun Gesängen; aus dem Französischen übersetzt. Mit historischen Anmerkungen und Kupfern versehen. Hamb. und Leipz. 1765. (S. 528.)

Man müßte in der Geschichte des Witzes sehr unbekannt seyn, wenn man das berühmte Gedichte, Hudibras, nicht wenigstens dem Namen nach kennen sollte. Aber wie wenige mögen es gelesen haben! Man darf sich auch darüber eben nicht wundern: denn zugeschweigen, daß die meisten komischen Gedichte in fremden Sprachen immer schwerer als die ernsthaften sind, da man sich mehrerer Wörter, die im gemeinen Leben bekannt sind, solcher Redensarten, die sprüchwortsweise eingeführet, und auf gewisse Geschichtchen oder Gewohnheiten eine Beziehung haben, Anspielungen auf Worte, Sachen und Personen, die zum Theil vergessen sind, bisweilen selbst veralteter komischer Ausdrücke bedienet: so ist zum völligen Verständnisse der Hudibras noch überdies eine genaue Bekanntschaft mit den Welthändeln, der Kirchengeschichte und den herrschenden Sitten der damaligen Zeit in England, unumgänglich nöthig. Man wird keinen Schritt thun, ohne in fremden und unbekannten Gegenden zu irren. Man hat daher dieses Gedichte immer für sehr schwer gehalten, und unsre Alltagsübersetzer, so hun-

grig sie sonst sind, haben es wohl bleiben lassen, sich daran zu wagen: desto mehr Dank verdient derjenige Uebersetzer, der uns dieses wichtige Geschenk gemacht hat. Das Aeußerliche des Buchs verräth so wohl den wahren Ort des Drucks, als die Schreibart der Verfasser, die beyde in Zürch zu suchen sind. So wie der Verleger nichts gesparet hat, ihm alle mögliche äußerliche Zierde, durch saubern Druck, weißes Papier und reizende Kupfer, die vom Hrn. Geßner in einer wahren hogarthischen Laune verfertiget sind, gegeben, so hat auch der Uebersetzer sich angelegen seyn lassen, den Lesern nicht nur eine richtige und getreue Uebersetzung zu liefern, sondern auch durch gute und nöthige Erläuterungen dasjenige, was für viele Leser fremd und dunkel scheinen möchte, aufzuklären. Ueberdies hat ein Freund des Herrn Verf. eine Vorrede vorgesetzet, die als eine nöthige Einleitung zu diesem Gedichte selbst, wohl vorher zu lesen ist, weil sie uns mit dem Innhalte auf einmal vertrauter bekannt machet. „Denn der Leser muß „wissen, sagt die Vorrede, daß alle Scenen dieses Ge„dichts ihr historisches Fundament haben, und daß „sich alles auf England, auf den traurigsten Auftritt „der Rebellion wider Karl den Ersten, dem Heuche„ley, Schwärmerey, Hunderey, zuletzt den Kopf für „die Füße geleget, da der verschmitzteste Heuchler „und Schwärmer in einer Person, Cromwell, die „königl. Rechte gewaltsam an sich gerissen hatte.„

Der Verf. dieses Gedichts war Samuel Buttler, der zu diesen Zeiten, nämlich 1612 zu Strensham in der Grafschaft Worcester gebohren war: er legte

legte die ersten Gründe seiner Wissenschaften auf der Schule zu Worcester, und setzte sie zu Cambridge weiter fort: da seines Vaters Mittel nicht zureichten ihn lange daselbst zu erhalten, so kehrte er in seine Heimath zurück, und wurde bey einem angesehenen Friedensrichter Jefferys von Earls-Croom Schreiber, an dem er einen liebreichen und freundlichen Herrn hatte: dieser ließ ihm Zeit, seinen Lieblingsstudien nachzuhängen, welches vorzüglich die Historie und Dichtkunst waren, mit denen er die Musik und Malerey zu seinem Zeitvertreibe vereinigte: wegen seiner frühen Neigung zu diesen letztern gewann ihn Samuel Cooper, einer der größten Maler seiner Zeit, vorzüglich lieb. Er wurde nachgehends der Elisabeth, Gräfinn von Kennt, einer großen Beförderinn der Wissenschaften empfohlen, wo er Gelegenheit fand, sich nicht nur ihrer schönen Bibliothek, sondern auch des berühmten Seldens Umgang zu Nutze zu machen.

Er lebte auch einige Zeit mit Sir Samuel Luke, der aus einer alten Familie in Bedfortshire, aber ein angesehner Befehlshaber unter dem Cromwell war, und dazumal soll er dies Gedichte verfertiget haben, welches um desto eher glaublich ist, weil er da die lebendigen Charaktere, des Aufruhrs, des Nonsense und der Heucheley, die er so lebhaft geschildert, am besten kennen zu lernen Gelegenheit hatte.

Nach der Wiederherstellung König Karl des Zweyten, wurde er bey Richard, Grafen von Carbury, Lord Präsidenten von Wallis, Sekretär, der ihn

ihn zum Verwalter von Ludlow Castle machte, als hier der Hof wieder auflebte. Um diese Zeit heyrathete er eine gewisse Miß Herbert, die von guter Familie war. Sein größter Beschützer war Lord Buckhurst, Graf von Dorset und Middlesex: er starb 1680. Hr. Longveville, ließ ihn auf seine Kosten in der St. Pauls Kirche Covent-Garden, begraben. Wir haben nur diese kurzen Lebensumstände von ihm anführen wollen, da der Herausgeber der Uebersetzung sie übergangen, weil er es mit Recht für nöthiger gehalten, sich lieber etwas weitläuftiger über den Vorwurf seines Gedichts einzulassen: doch wird die Aufschrift des Grabmals angeführet, welches ein rechtschaffener Mann, Hr. Barber, Aldermann und nachher Lord Maire setzen lassen, und wir unsern Lesern auch vorlegen wollen, da sie einen genauen Abriß von Buttlers Gemüthscharakter und häuslichen Umständen enthält:

M. S.

Samuelis Buttleri, qui Strenhamiae in agro Vigorniensi
natus 1612, obiit Londini 1680.
Vir doctus inprimis, acer, integer;
Operibus ingenii, non item proemiis felix, Satyrici apud
nos Carminis artifex egregius;
Quo simulatae Religioni Laruam detraxit, et perduellium
Scelera liberrime exagitauit:
Scriptorum in suo genere primus et postremus.
Ne cui viuo deerant fere omnia
Deesset etiam mortuo tumulus,
Hoc tandem posito marmore curauit
Johannes Barber civis Londinensis, 1721.

Von

Von der Güte dieser Uebersetzung und ihrer Schwürigkeit haben wir schon oben geredet; der Verfertiger hat dabey grosse Schwürigkeiten zu übersteigen gehabt, und wir können sie unsern Lesern desto eher anpreisen, da wir den ersten Gesang mit dem Originale genau zusammen gehalten und sie wohl übereinstimmend und getreu gefunden haben.

Wir wollen zur Probe die Beschreibung von des Ritters Pferde anführen, die seiner eignen folgt:

But now we talk of mounting Steed,
Before we further do proceed,
It doth behove us to say something
Of that which bore our valiant *Bumkin.*
The Beast was sturdy, large, and tall;
With Mouth of Meal, and Eyes of Wall;
I would say Eye, for h'had but one,
As most agree, tho' some say none.
He was well stay'd, and in his Gate
Preserv'd a Grave, Majestick State,
At Spur or Switch no more he skipt,
Or mended Pace, than Spaniard whipt:
And yet so fiery, he wou'd bound,
As if he griev'd to touch the Ground:
That *Caesar's* Horse, who, as Fame goes,
Had Corns upon his Feet and Toes,
Was not by half so tender hooft,
Nor trod upon the Ground so soft.
And as that Beast wou'd kneel and stoop
(Some write) to take his Rider up:

So

So Hudibras his ('tis well known)
Would often do to set him down.
We shall not need to say what lack
Of Leather was upon his Back:
For that was hidden under Pad;
And Breech of Knight gall'd full as bad.
His strutting Ribs on both sides show'd
Like Furrows he himself had plow'd:
For underneath the Skirt of Pannel,
'Twixt every two there was a Channel.
His dragling Tail hung in the Dirt,
Which on his Rider he would flirt,
Still as his tender Side he prick'd,
With arm'd Heel, or with unarm'd kick'd:
For *Hudibras* wore but one Spur,
As wisely knowing, could he stir
To active Trot one side of 's Horse,
The other would not hang an Arse.

„Da wir so eben von Pferdebesteigen reden, sollen „wir billig, ehe wir weiter gehen, auch etwas von dem „Thiere melden, welches die Ehre hatte, unsern tapfern „Steisjunker zu tragen; der Gaul war von steifer Ent„schlossenheit, hoch, mager, mehlmäulicht, und hatte Glas„augen. Eines nur, wollte ich sagen, wie die meisten „Scribenten berichten: wiewohl andre behaupten, er wäre „ganz blind gewesen. Er stand sittsam, und wenn er „gieng, so gieng er einen ernsthaften majestätischen Schritt. „Um Sporn und Peitsche gab er nichts, und verdoppelte „deswegen seinen Schritt so wenig, als ein Spanier, wenn „er ausgestrichen wird. Doch war er feurig genug nicht

„selten

„kleine Sprünge zu machen, als obs ihn verdrösse den
„Boden zu berühren. Cäsars Hengst, der, wie die Sage
„geht, Hüneraugen und Füße mit Zehen gehabt, war
„nicht halb so zarthufigt, und trat nicht halb so sanft auf;
„und wie dieses Thier auf die Knie fiel, und sich niederließ
„seinen Reuter aufzunehmen, so weis man sicher, daß Hu-
„dibrasses seines, es öfters so machte ihn abzusetzen. Wo
„es dem Gaule an Leder gemangelt, ist unnöthig zu sa-
„gen, denn das war unter dem Sattel verborgen, und
„der Steiß des Ritters eben so wohl wund. Seine stro-
„zenden Ribben, ließen wie Furchen, dergleichen er oft
„gepflüget hatte: denn unter dem Sattelborde auf jeder
„Seite, zeigte sich je zwischen zwey und zweyen ein ordent-
„licher Kennel. Sein Schwanz den er nachschleppte,
„hing im Dr--, womit er den Ritter so oft bespritzte, als
„oft dieser seine zarten Flanken mit der bewaffneten Ferse
„stach, oder mit der unbewaffneten stieß; denn Hudibras
„trug nur einen Sporn, indem er klüglich die Rechnung
„machte, daß wenn er die eine Seite des Gaules in Be-
„wegung bringen könnte, die andre gewiß nicht zurücke
„bleiben würde.“

Man wird leicht sehen, daß dasjenige, was vie-
len unter uns in diesen Zeilen anstößig seyn möchte,
(und wir müssen auch sagen, daß man zehn Seiten
wieder liest, ohne dergleichen zu finden,) hauptsäch-
lich Provinzialwörter und Redensarten sind, die des
Hrn. Verf. Landsleuten nicht unbekannt seyn mögen.
Z. E. Ein Gaul von steifer Entschlossenheit und
mehlmäulicht; beydes wird man bey uns schwer-
lich verstehen: wir sagen, ein steifer Gaul, ob wir
gleich glauben, daß es hier so viel sagen will, er hatte
dicke, starke Knochen; mehlmäulicht, ist uns ein gu-
tes,

ue, [illegible] Thier: anstatt um etwas nicht gehen, würden wir sprechen, auf Sporn und Peitsche gab er nichts, ein Spanier, wenn er ausgestrichen wird, würde uns zweydeutig scheinen, für, wenn er mit Ruthen gestrichen wird: für Kennel würden wir eine Rinne oder einen Canal setzen. Wir wollen noch einige andre solche kleine Anmerkungen hinzuthun, mehr um unsre Aufmerksamkeit zu zeigen, als aus Tadelsucht, indem wir die große Schwürigkeit dieser Uebersetzung vollkommen einsehen, und dasjenige nicht einmal für Fehler ausgeben können, was hin und wieder besser oder deutlicher hätte können ausgedrückt werden.

Gleich im Anfange des 1sten Buchs heißt es: He rode out a Colonelling: er ritt auf ritterliche Abentheuer aus; der Verf. übersetzt es, als der Ritter seine Wohnung verließ, und auf einen Strauß ausritt, die wenigsten werden es von einem ritterlichen Kampfe verstehen, da das Wort so veraltet ist, daß es die wenigsten kennen, und beynahe zu einer lächerlichen Zweydeutigkeit Anlaß geben kann. Im 457 V. A Squire, that in the Adventure had his half. Ein Ritter, der am Abentheuer für das halbe Theil nahm, scheint uns undeutlich, für, der zur Hälfte am Abentheuer Theil nahm. The great Anceſtor, der Uhrgroßahn, und croſs-legg'd Knights, schränkbeinigte Ritter, für der Urältervater und krummbeinigt, würde vielen unter uns unverständlich seyn. V. 475. This ſturdy Squire, he had, as well, As the bold Trojan Knight, ſe en Hell, Not with a counterfeited Paſs

Pass of golden Bough but true Gold-Lace. In diesen Versen liegt ein Wortspiel, daß man aus der bloßen Uebersetzung schwerlich errathen wird. Auch hat dieser beherzte Stallmeister eben so wohl die Hölle gesehen, als jener kühne Ritter (Aeneas), aber nicht vermittelst eines falsch goldenen Paßbriefes, sondern wahrer ächter Goldspitzen: in der kleinen englischen Ausgabe steht eine Note, die, wenn sie der Hr. Uebers. hinzugesetzt hätte, gleich die Dunkelheit aufklärt: Aeneas, von dem Virgil erzählt, daß er sich eines goldenen Zweiges, statt eines Passes bedienet, um in die Hölle zu kommen: die Schneider aber pflegen dasjenige die Hölle zu nennen, wo sie alles hinwerfen, was sie stehlen. Squire, hätten wir lieber durch Waffenträger übersetzt, als durch Stallmeister, wie es hier geschieht. V. 487. Like Commendation Ninepence, crookt with to and from my Love, it lookt, wie gekrümmte Denkmünzen, welche Verliebte sich schicken, mit der Umschrift: mein Herz und dein Herz sind ein Herz. Wir zweifeln ob sich bey gekrümmten Denkmünzen etwas denken läßt; bey der französischen Uebersetzung, von der, wo wir uns nicht irren, Hr. Townly der Verfasser ist, findet sich hier eine kleine Anmerkung, die diese Stelle wohl aufkläret. Jusqu' en 1696 qu'on rappella toute la monnoie, qui n'avoit pas été faite au moulinet, les piéces de 9 Sols furent fort communes. Elles étoient ordinairement pliées en sens contraire, à peu près de même que les piéces de 12 Sols le

le sont à present; cette façon de plier, s'appelloit *to my Love*, and from my Love. Les gens du commun envoyoient de ces piéces ainsi pliées à leurs maîtresses. Im 495 V. By means of this, with *Hem* and *Cough*, Prolongers to enlighten Stuff, He cou'd deep Mysteries unriddle. Uebers. Durch dieses Mittel nun, und durch fleißiges Husten und Räuspern, wodurch der glänzende Stoff sich in die Länge erstreckte — Würde es nicht deutlicher gewesen seyn, wenn man sie Hülfsmittel, der Ausdehnung, um seinen Stoff recht ins Licht zu setzen, genennet hätte? — Doch die Leser werden selbst sehen, wie wenig diese Kleinigkeiten, die wir blos als Proben unsrer Aufmerksamkeit angeführet haben, dem Werthe der Uebersetzung, und zwar eines solchen Buchs benehmen: vielleicht würde sie noch mehr gewonnen haben, wenn sich hin und wieder der Herr Verf. weniger der Schweizer Mundart darinnen bedient hätte, ob wir gleich glauben, daß sich die Freunde des Witzes nicht von der Lesung derselbigen werden abschrecken lassen, wenn sie des Originals nicht selbst mächtig sind.

VI.

VI.

Des Pausanias ausführliche Reisebeschreibung von Griechenland, aus dem Griechischen übersetzt und mit Anmerkungen erläutert von Joh. Eustach. Goldhagen, Rektor der Domschule zu Magdeburg. Erster Theil. Berlin, bey Friedr. Wilh. Birnstiel, 1766. 8.

Pausanias ist in vielen Absichten einer der wichtigsten Schriftsteller. Außerdem, was eigentlich zur griechischen Geschichte gehört, die er sehr sorgfältig aufgezeichnet hat, finden wir in seinem Werke so viele Nachrichten zur Genealogie und den Alterthümern, daß wir niemanden wissen, den wir ihm an die Seite setzen können. Aber vorzüglich würde die Geschichte der Kunst unendlich viel verlieren, wenn wir seine richtigen und genauen Beschreibungen von so vielen Gemälden, Statuen, Tempeln und andern Gebäuden entbehren müßten, die wieder in Absicht auf die Kenntniß der Historie, die Fabel und Götterlehre einen ausgebreiteten Nutzen haben. Ja wir behaupten mit Grunde, daß niemand diesen Theil der schönen Wissenschaften recht treiben könne, ohne den Pausanias fleißig zu lesen. In Betrachtung seines Vortrages verliert er freylich, wenn man ihn mit einem Xenophon vergleicht. Die oft allzu große Nachläßigkeit im Ausdrucke, die unangenehme Weitläuftigkeit, die Wiederholung eben desselben Worts an einer Stelle, die Versparung des Namens bis in die Mitte der Erzählung, wenn man schon lange von je-

mand unbekannten Nachricht erhalten hat, und noch einige andre Dinge beweisen zur Gnüge, daß er von jener alten und zierlichen Art zu schreiben entfernt sey. Doch lassen wir ihm gerne Gerechtigkeit wiederfahren, und gestehen eben so freymüthig, daß wir auch genug schöne Erzählungen und Beschreibungen bey ihm gefunden, und überhaupt eine Deutlichkeit bemerkt haben, die uns sehr bald mit seiner Schreibart bekannt macht. Das Unternehmen also, den Pausanias uns im Deutschen zu liefern, kann nicht genug erhoben werden, und die Künstler, die der Originalsprache nicht mächtig sind, können es dem Hrn. Verf. nicht genug verdanken, daß er sie in Stand gesetzt, einen so wichtigen Schriftsteller näher kennen zu lernen. Und wer sollte nicht gegen den Uebersetzer billig seyn, wenn sich, bey der Mannigfaltigkeit der Sachen und des Ausdrucks, ja noch Stellen fänden, in denen man nicht völlig einerley Meynung mit ihm seyn könnte? Ueberhaupt müssen wir der Uebersetzung das Lob der Sorgfalt, Richtigkeit und Deutlichkeit beylegen, und die sonderbare Bemühung, den griechischen Ausdruck und Bau der Rede nach der Natur unsrer Sprache abzuändern, ohne Schmeicheley empfehlen. Man wird aber unserm Urtheile desto eher beystimmen, je bekannter H. G. Gelehrsamkeit, und je größer seine Uebung im Uebersetzen ist. Diese Arbeit ist doppelt schwer, wenn das Original nicht allemal nach den schärfsten Regeln der zierlichen Schreibart gebildet ist. Bald muß man einen Begriff auslassen, bald ergänzen, bald einige Sätze zusammenziehen, bald erweitern. Und was

sollen

sollen wir von den Kunstwörtern, oder den in der Sprache gewissen Sachen eignen Ausdrücken sagen, die der Reichthum der griechischen Sprache, fast mehr, als alle andre, gehäuft hat? H. G. hat sich viele Mühe gegeben, diese Worte auch in unsrer Sprache zu bestimmen, und in den Anmerkungen seine Leser allemal zu rechter Zeit daran erinnert.

In der Vorrede führt der U. einen Grund an, warum dieser Pausanias nicht der seyn könne, den Philostratus erwähnt, weil er B. 5. K. 13. sagt, bey uns, weches von Phrygien zu verstehen ist. Sonst giebt er ihm das Lob eines gelehrten und richtigen Schriftstellers, doch verschweigt er auch seine Leichtgläubigkeit nicht, und führet Beyspiele davon an. Den Urtheilen der Gelehrten, die vor ihm am Pausanias gearbeitet haben, folgt er nicht immer, und verspricht, in den Anmerkungen Rechenschaft von seinen Meynungen zu geben. Aus Lakemachers Alterthümern ist die Abhandlung von den Kampfspielen, doch mit einigen Zusätzen, am Ende der Uebersetzung wiederholt. Wir haben sie nicht mit jener Abhandlung verglichen, und können also davon nicht urtheilen. Die Anmerkungen des H. U. sind nicht überhäuft, sie betreffen theils die Lesart, theils die Geschichte, Alterthümer und Genealogie, theils die Uebersetzung und Bestimmung einiger Wörter, theils die Erklärung derjenigen Wörter und Namen, die man, ohne der Deutlichkeit zu schaden, schlechterdings beybehalten muß, theils Urtheile über Gedoyns französische Uebersetzung. Sie werden ungeübtern Lesern zuweilen nützlich seyn, doch enthalten sie auch

weniger bekannte Anmerkungen, aus denen wir die Bekanntschaft des Uebersetzers mit den Alten zur Gnüge ersehen. Die kritischen Anmerkungen, die nicht so häufig, als die historischen sind, wünschten wir ins besondre und für Gelehrte eingerichtet zu lesen, damit man sie bey einer künftigen Ausgabe des Pausanias besser gebrauchen könnte. Die vielfache Mühe, diesen Schriftsteller verständlich zu machen, verdient allen möglichen Dank.

Wir haben einige Wörter gesammlet, die nach den Griechischen besonders zu bestimmen waren. S. 4. erklärt er sich, τέμενος einen heiligen Platz zu übersetzen, (welches aber unmöglich allemal Statt haben kann,) ἄγαλμα, die Bildsäule, ξόανον, ein Schnitzbild, ἀνδριάς, die Statue, (wie wird man davon die Bildsäule unterscheiden?) und verlangt, daß man ihm verstatten soll, die Wörter in der Uebersetzung so zu bestimmen. Vielleicht aber ist das Wort ἄγαλμα viel zu allgemein, als daß man es auf eine Bedeutung einschränken kann. Wenn δῆμος ein Theil von Athen ist, heißt es Städtchen oder Dorf, S. 2. ist es aber ein Bild, das die Atheniensische Republik vorstellt, so behält er Demos, S. 5. Der Name Heroen, S. 7. ist beybehalten: und wie könnte man es ohne Umschreibung übersetzen? S. 12. ist ἱερὰ θεῶν übersetzt Kapellen, doch gesteht H. G. daß ihm die Stelle dunkel sey, und muthmaßet, daß man dadurch gewisse Heiligthümer verstehen könne. Es sollten nur στοαὶ nicht durch Hallen übersetzt seyn: denn wenn man das versteht, was porticus eigentlich ist, so

können

können daselbst eben sowohl Sacella, als ein Gymnasium (Kampfschule) gewesen seyn. Der Zusatz θεῶν ist so viel, als θεῶν ἄλλων, die dem Merkur entgegen gesetzt sind. S. 333. αὐτόχθονες, ursprüngliche Landeseinwohner. S. 385. λέσχη, ein Sprachplatz. S. 386. ναὸς, ein Tempelhaus. S. 303. hat uns die Venus mit der Haube (καλύπτρα) nicht gefallen: es ist vielmehr ein Flor oder Schleyer. S. 590. πένταθλος, ein Fünfkämpfer. Man könnte es durch das Wort Zweykampf einigermaßen entschuldigen: aber wer sagt deßwegen, ein Zweykämpfer? doch solche Ausdrücke lassen sich leichter bemerken, als besser machen.

Für diese trockne Sammlung von Worten müssen wir unsre Leser durch eine ganze Stelle, die wir aus B. 5. K. 11. genommen haben, schadlos halten, und zugleich H. G. Arbeit einigermaßen im Zusammenhange bekannt machen. Die Stelle enthält eine Beschreibung von Bilde des Olympischen Jupiters. „Der Gott sitzt auf einem Throne, und „ist aus Gold und Elfenbeine gemacht: die Krone „auf seinem Haupte gleichet einem Kranze von Oel„zweigen. In der rechten Hand trägt er eine „Siegsgöttinn, ebenfalls aus Gold und Elfenbeine, „mit einem Schleyer und einer Krone: in der linken „hält er das schöne Scepter, woran alle Metalle „spielen. Auf dem Scepter sitzt ein Adler. Selbst „die Schuhe des Gottes und sein Mantel sind von „Golde, und auf dem Mantel sind Thiere und Lilien „abgebildet. Gold und Edelgesteine, Ebenholz

„und Elfenbein sind an dem Throne nicht gespart.
„Man hat auch Thiere an demselben gemacht, und
„ihn mit verschiednen Bildsäulen geziert. Vier
„tanzende Siegsgöttinnen sieht man neben einem je-
„den Beine des Throns, und noch zwo andre an dem
„Fuße eines jeden Beines. An einem jeden der bey-
„der Vorderbeine stehen thebanische Kinder, die von
„den Sphinxen geraubt sind, und Apollo und Diana,
„wie sie die Kinder der Niobe mit Pfeilen erschies-
„sen.„ Wir würden da, wo von dem Mantel die
Rede ist, lieber gesticket als abgebildet gesetzt,
und Jasons Kleid beym Apollon. Rhod. 1, 725 rc.
damit verglichen haben. Am Throne ist das
Gold u. s. f. nicht gespart, sollte wohl heissen,
der Thron ist aus Gold, Edelsteinen rc. zusam-
mengesetzt. Vielleicht war er von Gold, und mit
den übrigen hier genannten Kostbarkeiten ausgelegt.
Kinder, die geraubt sind, würden deutlicher heissen,
Kinder, wie sie geraubt oder entführt werden.
Sonst wird man bey der Vergleichung die Stelle gut
und richtig übersetzt finden.

Es ist unsre Schuldigkeit, um die Leser und den
Uebersetzer selbst von unsrer Aufmerksamkeit zu über-
zeugen, noch einige Stellen einzeln zu betrachten.
Wir sehen nicht, warum S. 3. νεώσοικοι gegeben
ist, Häuser, unter welche die Schiffe zur Aus-
besserung, und trocken zu liegen, gezogen wur-
den. Sollten es wohl Häuser gewesen seyn? Es
bedeutet den Ort, wo die Schiffe liegen. S. 8.
scheint uns Amazoninn für Amazone nicht richtig
zu seyn. Wo kein Wort in der männlichen Endung
ist,

ist, kann man auch keine weibliche Endung daraus machen, wie Frau, Jungfer. S. 10. Fürst der Insel statt, Herr. S. 11. Hesiodus hatte keine Lust herumzuziehen, statt, zu reisen. Würde er deßwegen mit Fürsten haben umgehen können, wenn er herumgezogen wäre? πλάνη ist eine lange Reise, wenn man spät an den bestimmten Ort kömmt. Das Herumziehen hat in unsrer Sprache etwas verächtliches. Eben daselbst sind πομπαὶ falsch übersetzt, feyerliche Aufzüge oder Proceßionen. Der Zusatz, ἂς πέμπουσι, konnte vielleicht den Hrn. Uebersetzer erinnern, daß von den Θεωρίαις oder sacris legationibus die Rede sey, wovon Spanheim über des Callimachus H. auf Delus v. 279. und 314. und Valkenar über den Herodot, 6, 87. gehandelt hat. S. 334. Hyacinth mußte durch ein besondres Schicksal sterben, steht nicht im Texte. Die Uebersetzung bindet sich zu sehr an das Wort πεπρωμένη: Der Sinn ist blos dieser, er starb. Doch kann man diese Uebersetzung für eine Erklärung ansehen. S. 386. Du wirst eine Säule finden, ist vielleicht in unsrer Sprache weniger gewöhnlich, als, man findet (sieht) eine Säule. S. 389. ist wohl der Sinn des Pausanias nicht getroffen. Es heißt in der Uebersetzung: Ich weiß nicht, daß jemand, als die Griechen, junge Hunde opfern; nur die Kolophonier — es scheint, als ob hierdurch gemeinet wäre, daß die Kolophonier nicht auch Griechen wären: Pausanias sagt vielmehr, Mir sind sonst keine Griechen bekannt, die junge Hunde zu opfern pflegen, als die Kolophonier:

denn sie opfern — S. 390. Cyniska ist die erste Frauensperson, die Pferde gezogen hat. In dieser Uebersetzung ist ἱπποτροφεῖν gar undeutlich ausgedrückt: wir würden lieber setzen, die Pferde zu den Spielen gehalten hat. Denn das griechische Wort ist für diesen Begriff bestimmt, und braucht in einer andern Sprache einige Erklärung. S. 391. Ein Tempel der Strafen der Minerva, muß wohl heissen, der im Strafen gerechten Minerva, ἀξιοποίνου Ἀθηνᾶς ἱερόν. Durch diese kleinen Erinnerungen haben wir den geschickten Uebersetzer gar nicht tadeln, sondern unsere Aufmerksamkeit zeigen wollen, und wie wenig unsere Lobsprüche verdächtig seyn dürfen. Es wäre thöricht, um einiger Zweifel willen, die man leicht gegen eine so schwere und weitläuftige Arbeit machen kann, dem Werthe des Ganzen, den wir gewiß schätzen, etwas zu entziehen.

Auch hier wollen wir zur Abwechselung eine Stelle aus B. 3. K. 23. einrücken, aus der man sehen kann, wie H. G. die Erzählungen übersetzt. „Delus war vordem ein allgemeiner Handelsplatz „der Griechen, und gab den Handelsleuten, wegen „der Ehrerbietigkeit gegen den Gott, alle Sicherheit. „Daher war auch kein Ort mit einer Mauer verwahrt, und die Einwohner hatten keine Waffen. „Allein Menophanes, ein General des Mithridates, „kehrte sich daran nicht, entweder aus eignem Stolze, „oder weil er von seinem Könige Befehl dazu hatte; „(denn wer auf Gewinn sieht, der bekümmert sich „bey seinen Frevelthaten am wenigsten um die Religion)

„gion:) er lief mit seinen Galeeren in den Hafen ein, „und machte ohne Unterschied die Fremden sowohl, „als die Delier selbst, nieder. Er schleppte viele „Güter der Kaufleute, und alles, was in den Tempel „geschenkt war, mit fort, machte Weiber und Kin„der zu Sklaven, und die Stadt Delus der Erde „gleich. Bey der Zerstörung und Plünderung der„selben warf einer von den Barbaren das Schnitzbild „des Apollo frecher Weise in das Meer, die Wellen „aber brachten dasselbe hieher auf das Gebiete der „Böater — Wir haben eben diese Erzählung gewählt, weil die Begebenheit in der alten Geschichte sehr merkwürdig ist. Wer die Stelle mit dem Texte vergleicht, wird aus der Versetzung der Sätze sehen, wie H. G. auf die deutsche Schreibart aufmerksam gewesen sey.

Unter den Veänderungen des griechischen Textes können wir einige bemerken, wenn sie auch nicht für alle Leser sind. B. 1. K. 3. S. 8. nach der Kühnischen Ausgabe will Herr G. den Text so ändern: ςοᾶς δὲ ὄπισθεν ᾠκοδόμηται ἱερὸν, ἔχον γραφάς. Sein Grund ist, weil im folgenden steht: ᾠκοδόμηται καὶ μητρὸς θεῶν ἱερὸν, woraus wir die Nothwendigkeit einer Verbesserung im Vorhergehenden nicht einsehen. Ueberhaupt halten wir den Text für richtig. Erstlich nennt Pausanias ςοὰν ἐν δεξιᾷ, hernach πλησίον τῆς ςοᾶς. Nun folgt eine andre ςοὰ, ςοὰ δὲ ὄπισθεν ᾠκοδόμηται. Das alles kann richtig seyn, und im folgenden finden wir auch keinen hinreichenden Grund. Wollte man H. G. Vermuthung rechtfertigen, so müßte man den Beweis

weis aus den Worten auf der neunten Seite nehmen: πλησίον ἐποίησεν ἐν τῷ ναῷ Ἀπόλλωνα. Hier fragt sichs, was das für ein ναὸς sey, der im vorigen noch nicht erwähnt worden? Doch auch das scheint uns unzulänglich. Man kann die Anmerkung B. 1. K. 20. im Anfange, K. 12. gegen das Ende, K. 28. 32. und viele andre nachlesen, die uns auch von der kritischen Wissenschaft des Uebersetzers Proben geben.

Außer einer Charte von Griechenland sind noch zwölf genealogische Tabellen zu besserm Verständnisse der Mythologie und Historie beygefügt, die nebst den öftern Anmerkungen von dieser Art vielen Nutzen haben können. Es ist ein wahres Vergnügen für uns, daß nunmehr auch der zweyte Theil dieser schönen Uebersetzung erschienen ist, und wir sind im Voraus überzeuget, daß wir jedem Freunde der Künste denselben eben so sehr anpreisen können, als wir es mit den ersten fünf Büchern zu thun, Ursache gefunden haben.

VII.

VII.

Essai sur l'Union de la Poesie et de la Musique. à la Haye. 1765. Versuch über die Vereinigung der Poesie und Musik.

Der wichtige Inhalt dieser kleinen Schrift, die wir im vorigen Bande blos flüchtig angezeiget haben, verbindet uns, unsre Leser noch genauer damit bekannt zu machen. Der Abt Metastasio, dieser große Kenner der dramatischen Poesie, sagt in einem Briefe an den Verf. welcher dem Februar der Gazette litteraire von diesem Jahre eingerückt ist, daß noch niemand vor ihm in diese Materie so tief eingedrungen sey. Dies sey nun ein bloßes Compliment, oder Wahrheit, so ist doch so viel gewiß, daß sie voll feiner und gründlicher Anmerkungen ist, die, ob sie gleich für die Französischen Dichter und Componisten geschrieben zu seyn scheint, doch auch denen unter uns nützlich seyn können, die die Bahn eines Quinault und Metastasio, eines Lulli und Haße betreten wollen. Wir müssen uns mit einem simpeln Auszuge begnügen und die Anwendung und Erweiterung der darinnen vorkommenden Grundsätze einsichtsvollern Kennern dieser Kunst überlassen.

Als die Menschen die Felder verlassen hatten, um sich in große Städte zu versammeln, schenkte ihnen, wie es scheint, die gütige Vorsicht die Künste, daß sie die Stelle der Natur bey ihnen vertreten sollten, von der sie sich entfernt hatten. Unsere Belustigungen

mußten

mußten unser eignes Werk werden. Die Mahlerey rufte die Flüsse, die Berge, die Ebnen ins Innere der Palläste. Die Poesie that mehr. Sie übernahm es, die Zeiten und die Oerter, die Bewegung und die Ruhe, die Gegenstände und die Leidenschaften, die Menschen und die Sitten darzustellen. Die Musik mag nun von ihr oder sie von der Musik entsprungen, oder sie mögen zu einer Zeit entstanden seyn; soviel ist gewiß, daß wir ihrer Vereinigung die angenehmsten Empfindungen zu verdanken haben.

Die Musik ist durch einen ungerechten Vorzug, den man der Poesie gegeben, zu ihrer Sklavinn geworden. Wer sollte glauben, daß die Griechen, die einen so feinen Geschmack besaßen, sie gezwungen haben, den Schritten des poetischen Metrums auf eine knechtische Art zu folgen. Wie viele Hindernisse hat sie nicht angetroffen, so oft sie sich von ihren Ketten hat frey zu machen gesucht?

Wollte ein Flötenspieler, oder einer der die Leyer spielt, solche Lieder componiren, die bloß für diese Instrumente waren, so setzte man ihm die Autorität der Gesetze, die Staatsverfassung, ja so gar die Religion entgegen. Dennoch kam die Instrumentalmusik so weit, daß sie sich vom Gesange trennte. Nunmehro gewann sie durch ihre Freyheit neue Kräfte und bereicherte die Stimme des Menschen nachmals wieder mit den Zierrathen, die sie von den Instrumenten geborgt hatte. Die Musik kam zwey Schritte weiter und blieb darauf stille stehen: Dies zwar nicht in Ansehung der Harmonie, von der die Alten schon einige Grundregeln gefunden haben, ob sie gleich von den

Neuern

Neuern sehr verbessert worden; sondern in Ansehung der Melodie, des periodischen abgemessenen Gesanges, der Vereinigung des Rithmus und des Accents, welche dasjenige, was man Arie nennt, von dem unterscheidet, was Recitatif oder Declamation genannt wird. Wie die Wissenschaft des Helldunkeln und der Perspektive, der äusserste Schritt zur Vollkommenheit in der Mahlerey ist; also scheinet dem Verfasser die Entdeckung der musikalischen Phrasis das Höchste in der Tonkunst zu seyn. Man muß sich verwundern, daß die Griechen, die so sehr in den Schall der Worte verliebt und so große Enthusiasten in der Beredtsamkeit waren, nicht darauf gefallen sind, auf die Musik diejenigen strengen Gesetze anzuwenden, die sie den bloßen Rednern vorgeschrieben hatten. Sollte man nicht in die Versuchung gerathen, den paradoxen Satz zu behaupten, daß je musikalischer die Sprache eines Volks gewesen sey, desto weniger müße es in der Musik geleistet haben. In der That, je mehr es mit jener Empfindlichkeit der Organen, mit jenem feinen Gehör, das den Werth einer jeden Inflexion zu bestimmen weiß, mit jener tiefen Kenntniß der Prosodie begabt gewesen ist, die den Griechen eigen war, je geneigter es gewesen ist die Musik der Declamation nachzusetzen, desto weniger wird es das Bedürfniß eines Vergnügens gefühlt haben, dessen Equivalent es schon besaß. Es ist beynahe ausgemacht, daß die Alten den periodischen Gesang, den wir Arie nennen, nicht gekannt haben. Der Verfasser weiß wohl, daß man sich bis itzt noch nicht über den Charakter ihrer Musik vergli-

verglichen hat. Er findet aber kein wichtiges Zeugniß, daß ihn vom Gegentheile überführt.

Was die Alten in ihren Schriften von der Musik gesagt haben, die Gestalt ihrer Chöre, ihrer Oden und Dythiramben beweiset sattsam, daß sie sich nicht den Zwang anthaten, periodische Gesänge zu verfertigen.

Gegen das Ende des 16ten Jahrhunderts fiengen erst die Italiener an die Musik zu ihren theatralischen Vorstellungen geschickt zu machen. Nunmehro wurden ganze Tragödien und Schäferspiele gesungen; aber dieser Gesang war noch nichts weiter als eine bloße Declamation, als ein Recitativ, das bald mehr, bald weniger geschmückt war. Als Lulli nach Frankreich kam, brachte er den ganzen Reichthum seiner Kunst mit, und machte die Arten der Composition, deren man sich damals in Italien bediente, zur französischen Sprache bequem, aber die Musik stieg nicht hoch in Frankreich. Die Italiäner, diese eifrigen Liebhaber des Vergnügens und der Künste, brachten Tag und Nacht damit zu, daß sie ihre Finger auf der Zitter oder auf der Violine übten. Sie empfanden gar bald, daß die Präludien, die Sprünge der Hand, die auf dem Instrumente herumirrten, keine Wirkung thäten, und nichts im Kopfe zurückließen. Sie wurden gewahr, daß sie keinen Gesang finden könnten, als wenn sie sich an eine simple Idee hielten und dem Ausdruck dieser Idee Form und Proportion gäben. Durch diese Betrachtungen kamen sie bald so weit, daß sie die musicalische Periode fanden. Die Menuet, die Gique, die

die Gavotte erhielten ihr bestimmtes Maaß; die Arien ihre Phrases, und die Phrasis, des Gesanges ihre ordentlichen und proportionirten Grundregeln.

So viele Abwechselungen auch immer in einer Arie seyn mochten, mußten sie doch beständig auf einer simplen Idee ruhen, auf einem Hauptgegenstande, welcher das Thema (il motivo,) genannt ward. Dieses Thema oder Motif, wenn wir uns dieses Worts bedienen dürfen, ward gleichsam wie das Skelet einer Arie angesehen, auf welches nachher das Fleischichte und die Draperien sollten gemahlt werden: und so wie in einem Gemälde das Nackende allemal unter den Gewändern hervorscheinen muß, so muß das Thema in einer Arie allezeit unter den Abwechselungen wiedergefunden werden, womit sie ausgeziert ist. Diese Ideen, worauf die Liebhaber der Instrumentalmusik schon gefallen waren, und nach denen sich Lulli in seinen Tanzstücken gerichtet hatte, wurden bald in allen Sonaten, Symphonien und Ouvertüren, welche die Italiäner verfertigten, in ihr völliges Licht gesetzt. Als man aber zur Vocalmusik zurückkehren mußte, und nunmehro wünschte, daß die Stimme aus denen Entdeckungen welche die Instrumente gemacht hatten, Vortheile ziehen möchte; so erstaunte man, als man gewahr ward, daß die Zerstreuung der Ideen, die Ungleichheit des Sylbenmaaßes, und der Gang des gewöhnlichen Drama, sich diesem Versuche gänzlich widersetzten. Man sah die Nothwendigkeit, daß sich der Poet mit dem Componisten verstünde; man empfand, daß man erst eine poetische Periode haben müsse, um eine musi-

musikalische zu bekommen. Man schloß, weil der Gesang oder das Thema beständig auf eine simple Idee gieng, so müßten die Worte auch eine simple Idee enthalten.

Man kam ferner darinn überein, daß, da die musikalische Periode symmetrisch wäre, daß Sylbenmaaß der Verse auch gleich und symmetrisch seyn müße: Man veränderte die Form des Singspiels und machte Worte zu derjenigen Art des Gesanges, welche die Italiäner Arie nennen. Endlich legte der berühmte Metastasio die letzte Hand an dieses Werk und vereinigte die ganze Stärke der Tragödie mit allen Reizen der lyrischen Poesie. Des Verfassers Hauptabsicht ist, wie er selbst sagt, die Poeten zu Tonkünstlern und die Componisten zu Poeten zu machen. Er wünscht daß diese letztern die Musik niemals aus den Augen verlieren und beständig den Witz der Empfindung und die Mittel dem Endzweck aufopfern möchten.

Es ist nicht zu läugnen daß die Musik das vornehmste Stück einer Oper sey. Sie muß sich nicht allein in den Tänzen und Chören womit dieses Drama geschmückt ist, hervorthun, sondern es ist überdies ihr Amt, alle Leidenschaften und Empfindungen auszudrücken, die der Poet entwickelt hat. Sie thut dieses, nach des Verfassers Meynung auf dreyerley Art:

1. Durch das gewöhnliche Recitatif oder die bloße Declamation.

2. Durch

2. Durch die Declamation, die von der ganzen Macht der Symphonie unterstützt wird: dieses ist das obligirte Recitatif.
3. Durch die Arie oder den periodischen Gesang.

Im gewöhnlichen Recitatif muß der Componist sich nicht damit beschäftigen, daß er das Ohr entzücke. Er hat hier keinen beständig gleichen Rithmus. Er soll sich des Accompagnements nicht bedienen, welches in einem natürlichen und geschwinden Gespräche verhindern würde, die Worte zu hören: Er kann den Acteur keine künstliche Läufer und Haltungen machen lassen, ohne ihn müde zu machen und der Declamation, die alsdann schwer, lang und schleppend würde, etwas von ihrer Wahrheit zu nehmen. Nach welcher Grundregel soll er sich also richten? Nach dieser. Er soll zu sich selbst sagen:

Die Musik ist für mich eine Sprache geworden, die ich allezeit reden muß. Wenn ich mich in einem Lande befände, wo ich mich nicht anders ausdrücken könnte als auf Latein, so würde ich nicht verbunden seyn, mich beständig der Poesie des Virgils oder der Prose des Cicero zu bedienen. Eben so muß ich, wenn ich meine Scene componire, die Musik nicht als etwas Ausserordentliches, sondern wie eine Sprache ansehen, die ich zu reden genöthiget bin.

Im Gespräche will ich nicht suchen, ihm einen starken Numerus zu geben; sondern sie deutlich und Nachdruckvoll zu machen. Meine Erzählung soll also keine Cadenzen und andere Künsteleyen hören lassen; sondern eine bloße Melopee seyn, wo die Accente und Inflexionen der Declamation ge-

nau beobachtet werden. So lange nur davon die Rede ist, Ideen auszudrücken, die einander in einer ordentlichen Reihe folgen, will ich vergessen, daß ich Componist bin und bloß Uebersetzer seyn. Wenn ich aber eine Empfindung, eine Leidenschaft mahlen soll, alsdann nehme ich alle meine Rechte wieder, und verfahre also: Wenn die Empfindung, die ich ausdrücken soll, unbestimmt ist, wenn die Reue der Wut folgt, das Mitleid in die Stelle des Hasses tritt, und die Furcht und die Hoffnung einander wechselsweise bekämpfen und besiegen, so will ich alle Nüancen, jeden Uebergang dieser einander entgegengesetzten Leidenschaften schildern. Das ist mein Gebiete. Wenn Armide im Begriff ist den Rinaldo zu tödten und mit einmal einhält, wenn der Dolch ihrer zitternden Hand entfällt; so ist die Empfindung, die dieses verursacht, ohne Zweifel sehr weit von der entfernt, die sie zur Rache antrieb; der Poet hat sie wohl sagen lassen können:

Stoß zu Armide!

Was hält dich noch zurück?

Aber ich allein kann entwickeln und deutlich machen, was die Ursachen ihrer Verzögerung sind. Von wie vielen einander entgegen gesetzten Empfindungen wird sie bewegt? Kann man glauben, daß die Empfindung die sie antreibet, zu sagen: Laß uns den Streich vollziehn! die unmittelbare Folge dieser Betrachtung sey? Mein Zorn verlischt, wenn ich ihm näher trete! Mich deucht ich höre sie zu sich selber sagen: Welch eine Schwachheit! wie? Die Schönheit dieses Helden sollte über meine Rache triumphiren? Ist dieses dasje-

dasjenige was ich mir versprochen habe? was ich meinem Ruhm schuldig bin? Ersticke dieses gefährliche Mitleid, Armide! stoß zu, u. s. w.

Alle diese Ideen, die man sich nothwendiger Weise hinzudenken muß, würde ich durch das Orchester ausdrücken lassen. Hier würde ich zeigen, was meine Kunst vermag, und die ganze Wissenschaft der Contraste und Modulationen anwenden. Wenn aber der Ausdruck der Empfindung einfach ist, wenn sie sich auf einen einzigen Gedanken einschränkt, auf eine einzige Ausrufung, dann will ich eine musikalische Periode ersinnen, ein Thema suchen und eine Arie machen. Wenn Artaxerxes aus Pflicht seinen Freund Arbaces, den Bruder seiner Geliebten zum Tode verdammen soll; wenn er untersucht und erwägt, was er der Liebe und der Gerechtigkeit schuldig ist; sollen die Unentschlüßigkeiten, die streitenden Gedanken durch ein accompagnirtes Recitatif ausgedrückt werden: wenn man aber in ihn dringt, daß er seinem Freunde das Todesurtheil sprechen soll und er blos ausruft:

Deh respirar lasciatemi
Qualche momento in pace!
Capace di risolvere,
La mi ragion non è.

Alsdann soll dieser einfache Gedanke in eine musikalische Periode eingeschlossen werden, und ich will eine pathetische Arie machen. — Der Verfasser zeigt ferner, daß die französischen Componisten weder die musikalische Periode, die das Wesentliche der Arie

ist, noch die große Hülfe des Accompagnements gekannt haben. Er tadelt die lyrischen Dichter seiner Nation. Man kann nicht glauben, sagt er, wie sehr überhaupt Witz und Subtilität der Musik schaden. Quinault, der große Quinault, dem man nur erst seit kurzer Zeit Gerechtigkeit wiederfahren läßt, ist nicht beständig frey von dem oben erwähnten Fehler. — Der Verfasser lobt die Art der Italiäner in ihren Opern, wo der Dichter durch eine Unterredung, oder durch ein Monologue in Recitatif, die Zuhörer zu dem erhabnen simplen Gedanken vorbereitet, den die Arie die am Schlusse der Scene kömmt, enthält. Er führt unter andern Beyspielen den Demophoon an. Dieser glaubt in der Dircea, mit der er sich vermählt hat, seine Schwester entdeckt zu haben. Er ist in einer finstern Verzweiflung vertieft. Seine Gemahlinn, die die Ursache davon nicht weiß, sucht ihn zu trösten. Er stößt sie mit Entsetzen zurück. Sein Vater redet mit ihm; er hört ihn nicht an. Endlich bringt man seinen Sohn: er sieht ihn als die unglückliche Frucht einer Blutschande an. Unterdessen besänftigen die Schmeicheleyen, die Annehmlichkeiten dieses Kindes in etwas seine Schmerzen. Thränen fließen ihm von den Wangen herab, und er ruft:

Misero pargoletto,
Il tuo destin non sai!
Ah non li dite mai,
Qual era il Genitor!

Der

Der Verfasser wundert sich, daß, da die Franzosen mit so vieler Hitze den Geschmack der italiänischen Musik angenommen haben, es keinem eingefallen sey, zu untersuchen, wie die italiänische Musik verfährt, und worinn sie sich eigentlich von der französischen unterscheide. Er tadelt, daß man einen französischen Text auf eine italiänische Melodie mache, weil beynahe immer mehr französische Worte auf eine Arie gehen, als der italiänische Dichter gebraucht hat, und das Thema oder Motif der Arie, das nur zu einer Hauptabsicht erfunden worden, mit alle dem Geschwätze nicht übereinstimmet.

Er widerlegt einen ungerechten Vorwurf, den man gemeiniglich der italiänischen Musik macht; nemlich: daß sie zu oft dieselbigen Worte wiederhole. Das Vergnügen der Musik besteht so sehr in der Anmuth, die das Ohr empfindet, wenn es die ähnlichen Verhältnisse und das Ganze der musikalischen Phrase faßt, daß der Componist, der keine andere Regel, als seine Einbildungskraft hat, niemals ermangelt, seinem Motif ein sehr eingeschränktes Maaß zu geben, und beständig Sorge trägt, es uns 4 mal hören zu lassen. Es ist kein bloßer Eigensinn der Mode, daß man die erste und zwote Klause eines Andante oder Allegro zweymal spielt. Beym ersten male macht das Ohr Bekanntschaft mit dem Theile, der gespielt wird, und bey der Wiederholung kennt es ihn ganz und genießt ihn.

Wenn es ausgemacht ist, daß das große Vergnügen in der Musik darinn bestehe, ein schönes Thema zu hören, alle seine Verhältnisse zu fassen,

es in allen seinen Schattirungen zu verfolgen, wie kann man es schlecht finden, daß in der Singemusik eben diese Mittel gebraucht werden?

Die Italiäner entfernen sich von der Regel des Verfassers in gewissen schweren Arien, welche sie Arie di bravura nennen. Ferner giebt es noch eine Art von Arien, welche die Einheit und Simplicität des Thema nicht beybehalten. Es sind die, in denen Empfindugen vorkommen, die einander entgegensetzt sind.

Se cerca, se dice,
L'amico dov'è.
L'amico infelice
Respondi morì:
Ah! no, si gran duolo
Non darle per mè.
Respondi, ma solo,
Piangendo partì.

Der vortrefliche Pergolese, der diese Arie componirt hat, empfand, daß er die Ausrufung: Ah no! gran duolo non darle per me nicht in sein Thema bringen konnte. Er hat also diese zwey Verse zu Recitatif gemacht, und kehrt nachmals zu seinem Hauptgegenstande zurück. In solchen Arien besteht die große Kunst des Componisten darinn, daß er sich ein Motif zum Gegenstande wählet und es durch geschickte Abweichungen in Transitionen unterbricht, wodurch wir Anlaß zu einem neuen Vergnügen

gen finden, wenn wir nachmals zum Hauptgegenstande zurückgeführt werden.

Der Verfasser kömmt nunmehro auf den Theil seiner Abhandlung, der die Poeten angeht.

Er tadelt die Dichter seiner Nation, daß sie so unordentlich in Beobachtung der Symmetrie und des Sylbenmaßes ihrer Verse sind. Sie sollten dem Componisten durch ihre Verse zu Hülfe kommen und ihm dadurch sein Thema gleichsam eingeben; statt dessen aber verlieren sie sich freywillig in lange Reihen ungleicher Zeilen, ohne an die Musik zu gedenken, die sich damit verbinden soll.

Es ist ganz anders bey italiänischen Poeten beschaffen. Man sollte glauben, daß sie selbst alle Motifen zu ihren Arien erfunden, und daß die Componisten weiter nichts gethan, als die Accompagnements dazu verfertiget hätten.

Wenn ihre Personen sich in einem ruhigen Zustande befinden, geben sie ihnen Arien die zwey Motifen haben. Z. E. im Artaxerxes, wo Arbaces in dem Augenblicke, da er allein ist und Zeit hat, sich mit sich selbst von seinem Unglück zu unterreden, singt:

Vò solcando un mar crudele,
Senza vele e senza sarte;
Freme l'onda, il Ciel s'imbruna,
Cresce il vento, e manca l'arte;
E il voler della Fortuna
Son costretto a seguitar.

 Infelice

Infelice in questo stato
Son da tutti abbandonato;
Meco sola è l'innocenza,
Che mi porta a naufragar.

Zum Exempel einer Arie, wo die Lebhaftigkeit der Handlung und die Hitze der Empfindung dem Componisten nur einen engen Raum lassen, und ihn zwingen sich auf ein einziges Thema einzuschränken, führt er folgende Verse an:

Va pur perfido, ingrato,
Va, temi il mio furore,
Ch'io sempre l'odierò.
(Ma sento che il cor mio
Non dice, oh Dio così!)
Rammenta ch'ai ingannato
Il mio costante amore
Che pace più non ò.
(Pentito a questo seno
Tornassi almeno un dì.)

Mit welcher Sorgfalt, mit welcher Genauigkeit sind die beyden Perioden einander ähnlich gemacht! In den Duetten ist dieses besonders beobachtet. Der Dichter weiß, daß beyde Partheyen auf ein und eben dasselbe Thema singen müssen, und einer dem andern nachahmen soll. Er macht also den Dialog immer symmetrisch; so daß wenn er demjenigen, der zuerst redet einen weiblichen und einen männlichen Vers von 8 Sylben sagen läßt, er allemal dem andern zween gleiche Verse in den Mund legt. Unterbricht

terbricht man den Dialog mit einem weiblichen Verse, so wird mit einem weiblichen geantwortet. Wird durch einen halben Vers geantwortet, so folget wieder ein halber. Man sehe das Duo in der Olimpiade an, wo Megacles, der entschlossen ist, seinem Freunde und Wohlthäter Lycidas, die Liebe aufzuopfern, die er für Aristeen empfindet, diese Prinzeßinn verläßt, ohne die Ursache entdecken zu wollen, warum er es thut.

Meg. Ne' giorni tuoi felici
Ricordati di me.
Aris. Perchè così mi dici,
Anima mia, perchè?
Meg. Taci, bell idol mio,
Parla, mio dolce amor.
Meg. Ah! Che parlando } oh Dio!
Aris. Ah! Che tacendo }
a 2. Tu mi trafiggi il cor.
Aris. Veggio languir chi adoro,
Ne intendo il suo languir.
Meg. (Di gelosía mi moro
E non lo posso dir:)
a 2. { Chi mai provò di questo
Affanno più funesto
Più barbaro dolor!

Dieses ist die Gestalt aller italiänischen Duette. Die Musik hat sie selbst vorgeschrieben. Der Verfasser nimmt daraus einen neuen Grund dasjenige zu bekräftigen

kräftigen, was er von der Einheit des Thema und von der musikalischen Periode gesagt hat.

So sehr sich auch Metastasio als lyrischer und dramatischer Dichter hervorgethan, so hat dennoch die tiefe Kenntniß, die er vom musikalischen Rithmus besitzt, vielleicht am meisten dazu beygetragen, daß man seine Stücke den Stücken des Apostolo Zeno vorzieht, welche wegen der Einrichtung, des Styls und des Dialogs und andrer dramatischer Schönheiten bewundert werden, in denen aber nichts lyrisches anzutreffen ist.

Unter hundert Arien die in einem Concerte gesungen werden, wird man kaum 2 finden, wo der Text nicht von Metastasio ist, und vielleicht nicht eine von Apostolo Zeno, obgleich dieser Schriftsteller mehr als 20 Opern verfertigt hat: die Ursache davon ist leicht für diejenigen zu finden, welche wissen, daß er in denen Versen, die er zu Arien bestimmt hatte, die Simplicität in den Gedanken und die Einheit des Silbenmaaßes vernachläßigt hat. Z. E.

A chi mancia amor di Re,
Mancio tosto ogni altro Amor.
Pianta eccelsa intorno spande
    Ombra grande
E fa invito al passager;
    Ma se perde
    Il suo bel verde
    Sta negletta
    E vi ricetta
Solo il farlo roditor.

Es

Es ist nicht schwer die Fehler gewahr zu werden, wovon diese Verse voll sind. Die Arie fängt mit 2 versi tronchi (männlichen Versen) an. Dieses hemmt den Lauf der musikalischen Phrasis, indem es den Componisten zwingt, gleich nach der ersten Zeile stille zu stehen, und das erste Glied seiner Periode auf diese erste Zeile einschränkt.

Ein anderes Exempel aus eben diesem Dichter.

Non tanto insuperbire, cresce in gran fiume
Anche quel ruscelletto
E quel torrento, chier si rompe in sassi.

Wer sieht nicht, daß dieses von tanto insuperbire bey dem übrigen Theile der Arie ganz und gar an der unrechten Stelle steht. Der Componist muß Recitatif daraus machen, und fängt sein Thema oder seine Periode erst bey dem halben Verse an:

cresce etc.

aber alsdann findet er kein richtiges Sylbenmaaß. Der größte Fehler des Apostolo Zeno ist, daß er selten bey einem und demselben Sylbenmaaße in seinen Arien bleibt. Wenn man sich dessen erinnert, was oben über die musikalische Periode und über die Proportion der Glieder dieser Periode gesagt ist, so wird man empfinden, daß wenn der Poet keine Ordnung, keine Symmetrie in seine Verse gelegt hat, der Componist sich unmöglich an ein Thema oder Motif fest halten könne, ohne die Worte auf die Tortur zu bringen. Die natürlichste Ordnung, diejenige die am meisten lyrisch ist, ist die Beybehaltung eines und desselben Sylbenmaaßes, Z. E.

La

La beauté la plus severe
Prend pitié d'un long tourment
Et l'amant qui persevere
Devient un heureux amant.
Tout est doux et rien ne coute
Pour un coeur qu'on veut toucher
L'onde se fait une route
En s'efforçant d'en chercher.
L'eau qui tombe goute à goute
Perce le plus dur rocher.

Wenn das Sylbenmaaß nicht gleich ist, so muß es wenigstens symmetrisch seyn, wie,

Dieu des ames
Quand tes flames
En secret regnent sur nous,
Quel martire
Pour détruire
Un enchantement si doux.

Wer sollte wohl glauben, daß man die Dichter erinnern müsse, sich in den wirklich lyrischen Gedichten eben der Kunst zu bedienen, wovon sie in denjenigen lyrischen Gedichten Gebrauch machen, die nicht dazu bestimmt sind, gesungen zu werden? Woher kömmt es, daß die Strophen einer Ode von einem gleichen und symmetrischen Maaße sind? Weil eine Ode ihrem Ursprunge nach ein Gesang ist, und man nur durch Hülfe dieser Mittel einige Spuren des Rithmus und der Harmonie finden kann. Es ist sonderbar daß man sich dieser Regel

Regel in den kleinsten Liedern unterweist und sie in großen Arien vernachläßiget. Daher kömmt es ohne Zweifel, daß die Fremden selten oder niemals die Arien aus den französischen Opern singen, ob sie gleich die Liederchen dieser Nation lieben.

Der Verfasser führet zum Beyspiel eines angenehmen Rithmus, der sich so leicht empfinden läßt, daß er allein fähig ist dem Componisten ein Thema an die Hand zu geben, folgende Arie des Metastasio an:

L'onda, che mormora
Tra sponda e sponda,
L'aura, che tremola
Tra fronda e fronda,
E meno instabile
Del vostro cor.
Pur l'alme semplici
De' folli amanti
Sol per voi spargono
Sospiri, e pianti,
E da voi sperano
Fede in Amor.

Wer hat ein feines Gehör und empfindet nicht den entzückenden Fall, den die symmetrische Abwechselung dieser Jamben und Dactylen hervorbringt! Herr Roßeau hat sehr Recht, wenn er die jungen Componisten aufmuntert nach Italien zu gehen. Laß sie den Metastasio lesen, sich mit seiner Sprache wohl bekannt machen, die Musik Hassens und

Pergo-

Pergolesens fleißig hören, alsdenn mögen sie diese Schrift ins Feuer werfen. Sie werden ihrer nicht nöthig haben. Man sehe welch ein Numerus, welch eine Proportion in diesen rührenden Worten liegt:

Se tutti i mal mali miei
Io ti potessi dir,
Divider ti farei
Per tenerezza il cor.
In questo amaro passo
Si giusto è il mio martir,
Che se tu fossi un sasso
Ne piangeresti ancor.

Von allen neuern Componisten unter den Franzosen scheinet dem Verfasser Hr. Duni derjenige zu seyn, der die Regeln die der Verfasser festgesetzt, noch am besten gekannt und dieser Kenntniß zu Folge am meisten von den Poeten gefodert hat. Die französischen Dichter beklagen sich, daß es keine Componisten, und die Componisten, daß es keine Dichter mehr gebe. Man hat auf der einen Seite die Oper der Wahrscheinlichkeit näher bringen, und ihr ihre Götter und Maschinen nehmen wollen, um an die Stelle derselben diejenigen Personen zu setzen, deren sich das Trauerspiel bedienet. Auf der andern Seite macht man sich das Wunderbare zum unverbrüchlichen Gesetze, und will eine Lanterna magica aus der Oper machen. — Der Verfasser glaubt es würde genug für die französische Oper seyn, wenn sie den Vorzug behielte, den sie über die italiänische durch die Ballets hat, die so sehr mit dem Innhalte

des

des Stücks verbunden sind, daß sie anstatt ein blosser Zierrath zu seyn, zur Entwickelung beytragen.

Die Materie des Stücks sey fabelhaft oder historisch, daran liegt nichts; aber daß alle interessante Situationen, alle pathetische Ausdrücke, alle schreckliche und angenehme Bilder, von dem Dichter als das eigentliche Gebiete der Musik angesehen werden, daran liegt unendlich viel. Der Verfasser bittet die Dichter das pathetische Duo ja nicht zu vernachläßigen. Er sagt, es ist das fruchtbarste in der Oper, weil es das stumme Spiel und die Musik verbindet. Wir geben ihm hierinn völlig recht. Das Duo ist das Meisterstück der mit der Poesie und Schauspielkunst vereinten Musik. Es ist das, was die Menuet in der Tanzkunst ist. Aber wie schwer ist es nicht ein gutes Duo zu verfertigen? Seine Personen erst entgegengesetzte Dinge sagen zu lassen, und alsdann einen Punkt zu finden, worinn sie zusammen treffen. Hierzu gehört ein bischen mehr als mich und dich oder dein und mein auf einander zu reimen. Wenn der Dichter 3 oder 4 Personen in eine unglückliche Situation versetzt, so wird er allemal eine der größten Wirkungen hervorbringen, die auf der Bühne hervorgebracht werden können, und alsdann noch Thränen vergießen lassen, wenn einige Liebhaber der Kunst sich um ein Clavier versammeln, sein Werk zu executiren. Er merke sich insonderheit, daß die Personen, die er auf die Bühne bringt, niemals kommen sollen, um witzig zu reden. Die Musik hat nichts mit dem Witze zu schaffen. Sie muß Bilder und Leidenschaften haben. Eine jede dra-

matische Vorstellung erfordert eine wahre Abschilderung der Leidenschaften. Ein heftiger Schmerz drückt sich niemals durch Perioden aus, die ordentlich auf einander folgen. Seine Ideen hängen nicht an einander. Er geht geschwinde und ohne daß man es vermuthet, von der einen zur andern über. So sollen sich die Leidenschaften auf der Bühne, und sogar in der epischen Poesie zeigen. Wenn diese Regel aber in einer Art der Poesie buchstäblich zu verstehen ist, so ist es gewiß in der lyrischen; denn, hier nimmt es die Musik über sich, dem Zuhörer alle Nüancen unserer Empfindungen auszudrücken. Geht man von der Freude zur Traurigkeit, von der Hoffnung zur Verzweiflung, vom Hasse zur Zärtlichkeit über, so borgt das Orchester die Sprache der Leidenschaften. Er entwickelt dem Zuhörer ihren unbestimmten Fortgang. Er verfolget sie, wohin sie sich verirren und seine rührenden, obgleich unartikulirten Töne, sind die einzige Sprache, die sie uns zu verstehen geben kann.

Wie vieles können nicht unsre jungen Dichter und Componisten aus dieser Schrift lernen! Auch bey uns Deutschen ist, ungeachtet des Beyspiels, das unser großer musikalischer Dichter, Herr Rammler, von dem Gegentheile gegeben, die schlechte Gewohnheit eingeschlichen, in der Arie aus einem Sylbenmaaße in das andere zu springen, so daß der Leser die Arie vom Recitatif beynahe durch nichts als den etwas größern Buchstaben unterscheiden kann.

Uns deucht, wenn diese Veränderung des Sylbenmaaßes ja statt finden soll, so müsse es bey dem

Anfange

Anfange des zweyten Theils der Arie seyn, weil doch der Componist hier gemeiniglich sein Metrum verändert. Es ist wahr, der Dichter wird durch die Beobachtung eines und desselben Maaßes in einen Zwang gesetzt, aber wie muß er es, wie unser Verfasser sehr richtig anmerkt, wie muß er es bey der Ode machen? Im Komischen ließe sich diese Unordnung noch entschuldigen, und könnte vielleicht zum Lächerlichen viel beytragen. Indessen hat sie Goldoni in seinen komischen Opern vermieden. Die Arie muß sich vom Recitatif durch einen gewissen Schwung, durch eine Schwebung unterscheiden, die ihr die Gleichheit des Sylbenmaaßes mittheilt. Das Recitatif ist einem Vogel nicht unähnlich, der auf der Erde hin und her, von einer Seite zur andern geht. Dieser Vogel lüftet endlich die Flügel, hebt sich und schwebt mit geradem Fluge durch die Luft, und alsdann gleicht er der Arie.

Alle lange Versarten schicken sich schlecht zur Arie: Unsere Dichter thun also sehr wohl, wenn sie sparsam mit dem Alexandrinischen Verse in der Arie umgehen. So sehr er für dieselbe ist, wenn man ihn in der Mitte zerschneidet; Z. E.

Wenn vor dem Donnerwagen
Die Luft nicht mehr erbebt u. s. w.

so hinderlich ist er der Musik, wenn man ihn in seiner Länge gebraucht.

Folgende Versart:

Meynt ihr mich, ihr Nereiden,
Nehmt ihr mich zur Schwester an?

Ist eine der bequemsten, vielleicht die bequemste zur Musik.

Doch wir verweisen unsre Leser auf des Hrn. Advocat Krausens in Berlin vortreffliches Buch von der musikalischen Poesie, welches diejenigen jungen Dichter unter uns, die sich an das Drama wagen wollen, vorher erst durchstudieren, ja, nicht aus den Händen legen sollten. Suchen sie aber ein Muster zur Nachfolge, so können wir ihnen kein würdigers, als des Hrn. Prof. Rammlers vorschlagen: dieser verbindet in seinen Cantaten das Innre, wir meynen die Empfindung, mit dem Aeusserlichem, nemlich mit dem zur Musik abgemessenen Wohlklange des Verses, in einem sehr hohen Grade.

VIII.

IX. Copper - Plates to Dr. Edouard Youngs Complaints or Night - Thoughts. Printed for the Author and to be sold in all libraries. 1765 — zu welchen der Erfinder, vermuthlich weil sie bey den Ausländern eben keinen Abgang, und er selbst gefunden, daß sie wie die Bilder in den Raritätskasten einer Erklärung bedürfen, hier in Leipzig für die Deutschen eine Erklärung hat drucken lassen, unter dem Titel: Kupfer zu D. Edouard Youngs Klagen oder Nachtgedanken, in Commißion bey Gotthelf Christian Berth Buchhändler in Rinteln.

Wäre es nur im mindesten wahrscheinlich, daß sich diese schönen Bilderchen aus England herschrieben, so würden wir uns wohl nicht groß darum bekümmert haben — Höchstens hätten wir unsere Leser, die keine Kenner sind, gewarnet, ihren Young mit diesen elenden Coloniengute nicht zu schänden, und Kennern hätten wir sie nur als einen traurigen Beweis der englischen Freyheit bekannt gemacht, nach welcher ein jeder Britte die Befugniß behält, aller guten Anstalten, und Regeln der Kunst ohnerachtet, einen erbärmlich schlechten Geschmack

zu haben und seine eignen erhabensten Dichter nach Belieben als ein Schulknabe mit Bildern zu besudeln: denn leidet es die englische Freyheit die wichtigsten Staatshandlungen und die größten Bedienten des Staats in elenden und groben satyrischen prints zu beleidigen und lächerlich zu machen, so wird sie auch in Betracht der mindermächtigen Dichter nicht eingeschränket seyn.

Daß sich aber ein Ausländer, und wie es scheinet einer unsrer Landesleute, untersteht seinen Meissel, (Grabstichel dürfen wir nicht sagen) auf Unkosten des guten Edouard Young zu wetzen, und seine geistreichen Gedichte mit dem erbärmlichsten Geschmiere von Bilderwerke zu verunstalten und zu entheiligen; dieses fordert uns auf, dem Erfinder, der englischen Nation und uns selbst die gebührende Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen.

Wir erklären also hiermit auf die feyerlichste und förmlichste Art, daß die englische Nation und wir auch unschuldig sind, an der Ehre oder Schande, die der Erfinder durch seine Bilder auf unsere und die englische Nation zu bringen gesucht hat; daß wir ihm, hätte er uns gefragt, gerathen hätten seinen Erfindungsgeist und seine Fäuste, wenn sie nicht ruhen könnten, an einer neuen Ausgabe vom Eulenspiegel, der schönen Magelone, des gehörnten Siegfrieds und andern solchen Werkchen zu üben; und daß wir alles an ihm vermissen, was einem erfindenden Zeichner, der sich zum Young oder einem andern Dichter stechen und drucken lassen will, zur Rechtfertigung oder Empfehlung gereichen könnte.

Es

Es kann einem nicht beyfallen seinen Geschmack zu untersuchen, so bald man seiner Hände Arbeit nur mit einem Blicke angesehen hat; Dieses ist ein Sinn, der erst durch die Kenntniß der Kunstregeln hergebracht wird; diese aber sind ihm böhmische Dörfer. Sie würden ihm sonst in Betracht der Erfindung überhaupt gelehret haben, daß es eine vergebne; ja fast unmögliche Arbeit sey, den ehrwürdigen Young auf eine ihm anständige Art in Kupfer zu bringen. Sein Hauptverdienst ist Empfindung, die ein Gegenstand der Musik, aber nicht leicht der bildenden Künste seyn kann, es sey denn, daß man die Allegorie völlig in seiner Gewalt, oder Muth genug habe den Inhalt der Youngischen Nächte durch willkührliche Bilder so neben einander abzubilden; wie man in Buno's Universalhistorie die Begebenheiten der Welt caravanenweise hintereinander vorgestellet sieht.

Eine Ode, eine Arie, und alles was in einem lyrischen Enthusiasmus geschrieben ist, wie die Nachtgedanken, kann mit einzelnen schicklichen und aus der Sache selbst geborgten Bildern gezieret, nicht ganz vorgestellet werden; und denn so tritt beym Young noch der Umstand ein, daß seine wenigsten Bilder der Imagination angenehm sind, welches letztere nicht aus der Acht zu lassen war.

Von der Vorstellungs- und Erfindungskraft des Mannes eine Probe zu geben, wollen wir seine eigene Erklärung des ersten Kupfers hersetzen:

„Dieses ist ein Sinnbild der Flüchtigkeit der Zeit, „des menschlichen Lebens und aller irrdischen Dinge.„

Sehr viel vor Jemanden der es alles errathen sollte!

„Um dieses vorzustellen, weiset an einem Kirchen-„thurme der Zeiger der Uhr auf Eins; davor stehet „der Tod mit der Sense, wie er einen schlafenden „Schnitter mit der Sense in der Hand, womit er „eben an dem noch in dem Felde in Haufen stehen-„den Korn beschäfftigt gewesen, im Schlafe weg-„rafft; unterdessen die Parce Atropos desselben Le-„bensfaden mit ihrer Scheere, hinter dem niederfal-„lenden Vorhange des Schicksals, bey Abend und „abnehmendem Mondenscheine, abschneidet.„

Die Mühe hätte sie sich sparen können. Der Tod war ihr des Mittags um Eins ja schon zuvorgekommen, da der Schnitter Mittagsruhe hielt.

„Cypressenstauden als Todtenkraut, stehen neben ihm „im Grunde an der Erde. Oben ist Saturnus, „als die Zeit, fliegend mit der Sense und Stunden-„glase, unten, neben dem Schläfer eine bald aus-„gelaufene Sanduhr, an der Seite desselben ab-„ein verfallenes Denkmaal, woran ein halb zerriss-„nes Spinnengewebe nur noch an einem dünnen Fa-„den hangend, und ein von dem Gewitter entzünde-„tes Haus zu sehen, worauf, als auch gegen das „Spinnengewebe, der Wind bläset.

Hätte der gute Mann es mit einem einzigen dieser hier gehäuften Bilder gut seyn lassen, und nicht alles auf einem Blatte zeichnen wollen, was Young in seiner ganzen Nacht gesagt hat; so wäre er nicht in der Verlegenheit gewesen ohnmögliche Dinge möglich

möglich zu machen, d. i. Mittag und Mitternacht in einem Augenblicke vorzustellen.

Die Zeichnung und Anordnung der Figuren ist der Erfindung auf alle Art würdig.

Der Kirchenthurm ist nach dem Verhältniße des dabey stehenden Todtengerippes und der sogenannten Parce vier Menschenlänge hoch — nach einer vortreflichen Architektur.

Der Tod steht auf dem Ellenbogen des Schnitters.

Der schlafende Schnitter lümmelt sich im Grase ohne zu schlafen.

Daß ihn der Tod wegraffe, muß man glauben, weil es geschrieben stehet; doch war es vielleicht nur eine üble Nachrede, warum hätte sonst Atropos mit der Scheere erscheinen sollen?

Atropos selbst ist ein splitternacktes häßliches Weibsbild, mit Zeichnungsfehlern reichlich gezieret.

Der niederfallende Vorhang des Schicksals hängt, man weis nicht woran.

Daß die Parce den Lebensfaden des Nachts zerschneide, kann man weder aus der auf den ganzen Blatte herrschenden Helligkeit, noch aus dem Mondengesichte schließen.

Die gerühmten Cypressenstauden sind abgehackt — nicht mehr zu sehn. Kein Wunder, weil es auf dem Bilde erschrecklich schneidig hergeht, und fast ein jedweder mit einer Sense bewaffnet ist.

Der fliegende Saturnus scheint aus zween Stücken zusammen geschraubt zu seyn.

Das verfallene Denkmaal, ein Triumphbogen ist so klein, daß sich die Parce an den Kopf stoßen wird, wenn sie einmal anfangen sollte sich ihrer Blöße und Häßlichkeit zu schämen, und durch das Denkmaal triumphirend davon und abzu gehen. Sollte die Niedrigkeit des Denkmaals seine Entfernung andeuten, so ist ganz unbegreiflich, wie man in derselben ein daran hängendes Spinnengewebe erkennen könne, u. s. w.

Der Stich übrigens sieht der mit Meisseln gegrabenen Schlösserarbeit ähnlich, wie sie vor hundert und mehr Jahren von den gereiseten Meistergesellen gemacht wurde; und jetzt, da es glücklicherweise nicht an guten Zeichnern und Akademien fehlet, wird nichts verfertiget, was sich damit vergleichen ließe, als die holländischen meßingenen Rauchtobacksdosen auf denen der Matrose oder der Züchtling in den Werkhäusern mit dem Tobaksstopper oder dem Brodmesser Jagden, Schiffe und dergleichen abzubilden pflegt.

IX.

IX.

Johann Elias Schlegels Werke, Vierter Theil. Herausgeben von J. H. Schlegeln. Kopenhagen und Leipzig, im Verlage der Mummischen Buchhandhandlung. 1766. (320. S.)

Dieser Band enthält die übrigen Gedichte des sel. Schlegels, die dessen Hrn. Bruder der Erhaltung würdig geschienen. Freylich erscheint er darinnen noch nicht in dem Glanze, worin man ihn als den Dichter der Trojanerinnen und des Canut erblickt, und eine strenge Kritik würde hin und wieder zu tadeln finden: allein auch in den ersten Stücken seiner frühen Jugend leuchtet das poetische Genie hervor, das den künftigen dramatischen Dichter versprach, und o! wie viel noch würde geleistet haben, wenn ihm der Tod die völlige Zeit zur Reife gegönnt hätte. Sein würdiger Bruder hat uns der Mühe überhoben, den Werth dieser Gedichte zu bestimmen, indem er, wie in den vorhergehenden Bänden, überall einen kleinen Vorbericht vorgesetzt, in denen er mit einer kritischen Sorgfalt angezeigt, was er darinnen lobens- oder tadelnswürdiges findet.

Das erste Gedichte ist der Anfang eines unvollendeten Heldengedichts in zwey Büchern, Heinrich der Löwe. Das Sonderbarste darinnen ist, daß, da er das Wunderbare in der Epopee nicht für ganz unentbehrlich hielt, gleichwohl bey unserer Religion für

für einen solchen Gegenstand keine von den Maschinen tauglich fand, die die Alten durch ihre Götter, oder einige christliche Heldendichter in dem Gebrauche der guten und bösen Geister eingeführet hatten, er in der Allegorie die Quelle des Wunderbaren zu finden glaubte. „Und was bietet sie, sagt Hr. Pr. Schlegel wohl besseres, reizenders und faßlichers an, als die unmittelbare Verwandlung der Tugenden und Laster in Personen? Diese Art von Allegorie ist für alle Sprache und Zeiten gewesen! Aber, fährt er fort, sie hat bey der Anwendung in einem Heldengedichte ihre Unbequemlichkeiten. Der Held muß selbst handeln, wo er anders Held seyn soll: Die mitwirkenden Maschinen billigen nur und unterstützen seine Handlungen, und regieren eigentlich in den Dingen, die vom Willen des Helden unabhängig sind, welche den Charakter des Helden ausmachen: wie leicht müssen nicht seine Handlungen, und die Wirkung dieser idealischen Wesen in einander laufen, so daß kein Theil seine volle Ehre bekömmt, und daß sie anstatt sich wechselsweise zu heben, sich nur verdunkeln! Der Dichter kann schwerlich vermeiden, auf der einen Seite von der Großmuth zu reden, die in Heinrichs Seele ist, und auf der andern Seite von der in eine Person verwandelten Großmuth, die vom Himmel herab über sein Haupt wachet.„ Wir wollen noch hinzu setzen, was der vortreffliche Home, in seinem Versuche über die Kritik, davon für einen Grund angiebt. Es scheint, sagt er, nicht zweifelhaft zu seyn, daß ein historisches Gedicht die Verschönerung der

der Allegorie sowohl, als der Metapher, des Gleichnisses oder einer andern Figur annimmt. Eine moralische Wahrheit besonders wird durch die Allegorie in ein schönes Licht gesetzt. Die Einbildungskraft wird angenehm überrascht, wenn sie abstrakte Worte, durch eine Art Zauberey in handelnde Wesen verwandelt sieht; und es ergetzt nicht wenig, die Spur eines allgemeinen Satzes durch eine erdichtete Begebenheit zu verfolgen. Aber allegorische Wesen müssen nicht aus ihrer Sphäre treten, und sich in die Haupthandlung mengen, noch mit den wirklichen Personen zur Beförderung oder Verhinderung der Katastrophe zusammen wirken. Dieß würde noch eine weit schlimmere Wirkung thun, als unsichtbare Wesen: und ich kann den Grund davon angeben. Der Eindruck eines wirklichen Daseyns, welcher dem epischen Gedichte wesentlich ist, kann nicht mit dem figürlichen bestehen, welches der Allegorie wesentlich ist, und daher kann keine Methode kräftiger seyn, den Eindruck von Wirklichkeit zu vernichten, als allegorische Wesen aufzuführen, die mit den Personen zusammen handeln, die wir uns als wirklich existirend vorstellen. S. 3. Th. Cap. 22.

Es folgt ein kleines episches Gedicht: **Bemühungen Irenens und der Liebe.** Bey dem Beylager Carls Königs beyder Sicilien und der Kön. Pohl. und Churf. Sächs. Prinzeßinn Amalia. Die ganze Erfindung beruht auf der damals wahrscheinlichen Vermuthung, daß diese Vermählung die Ruhe von Europa dauerhaft machen würde. Der Herausgeber kennt alle die innern Mängel dieses Gedichts:

dichts; allein, er hat mit Recht geglaubt, daß es immer noch der Vergessenheit entrissen zu werden verdiene; da die Erfindung sowohl als die Ausführung auch ihre Schönheiten hat, und epische Gedichte von dieser kleinen Gattung etwas seltnes sind. Der Dichter war dazumal 21. Jahr alt, und lebte zu einer Zeit, wo die deutsche Poesie noch lange nicht so gut cultiviret, als itzt, war: er verdienet gewiß also aus dieser Betrachtung eben so viel Bewunderung, als er von der andern Seite Nachsicht verdienet.

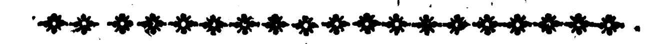
Die poetischen Briefe gehören zum Theil zu den besten Gedichten in dieser Sammlung, und enthalten wahre horazische Stellen. Der Hr. Prof. erinnert mit Recht, daß diese Art von Gedichten so leicht nicht ist, als sie bey ihrem prosaischen Tone, bey ihrem herablassenden gesprächigen Wesen scheinen möchte. In der That haben wir auch noch wenig im Deutschen, und der verstorbene Cronegk ist beynahe der einzige, der sich seit der Zeit wieder mit Vortheile darinnen gezeiget hat..

Es folgen einige Erzählungen, und dann eine Abtheilung von Oden. Mit eben der unpartheyischen Aufrichtigkeit, mit der der Herausgeber seines Bruders dichterische Verdienste lobt, zeigt er auch im Vorbericht vor den letztern an, daß sich darinnen weit mehr Unvollkommenheiten, als in seinen übrigen Gedichten finden: desto mehr Lob verdienen die folgenden Cantaten, bey denen man nichts vermissen wird, als daß ihrer nicht mehr sind. Den Beschluß machet eine ziemlich zahlreiche Sammlung anakreontischer Lieder und Kleinigkeiten, von denen

wir

wir weiter nichts zu sagen haben, als daß, nach der gerechten Hoffnung des Hrn. Herausgebers, die Leichtigkeit, mit der sie geschrieben sind, und die Neuheit und Mannigfaltigkeit der Erfindung die meisten von ihnen empfehlen werde. Am Ende sind noch ein paar historische Abhandlungen beygefügt: Gedanken über die Achtserklärung Heinrichs des Löwen, welche um desto eher hier einen Platz einzunehmen verdient, haben da sie vieles zur Erläuterung der oberwähnten zwey Bücher des Heldengedichts, enthalten: und Anmerkungen über die vorgegebene Ausschließung der Prinzeßinn Blanca Gemahlinn Ludwigs des Achten, Königs in Frankreich, von der Thronfolge in Castilien.

Wir haben nunmehro noch den fünften und letzten Theil der Schlegelischen Werke zugewarten, welcher dessen Lebensschreibung und das Wochenblatt der Fremde enthalten wird.



X.

Fabeln, Lieder und Satyren. Leipzig und Aurich 1766. (S. 125.).

Wenn dieses, wie wir fast vermuthen, der erste Versuch eines jungen Dichters ist, so dürfen wir es wagen, in die Aufschrift seines Titelblatts mit einzustimmen

Phoebe faue, nouus ingreditur tua templa sacerdos.

und

und seine Muse aufs nachdrücklichste zu ermuntern. In den meisten seiner Fabeln, die in ungleichen Versen abgefaßt sind, ist eine gute Anlage, und eine gewisse Leichtigkeit in der Art zu erzählen. Da er sich als einen großen Feind der nachahmenden Deutschen erkläret, so wünschten wir, daß er sich selbst originaler zu seyn bemüht hätte. Er zeigt einen besondern Hang zur poetischen Satyre, und wir glauben, daß dieses ein Weg wäre, den er mit Ruhm betreten könnte, hauptsächlich wenn er sich noch etwas mehr Kenntniß der Welt und Kritik erworben hätte. Um von seiner Leichtigkeit zu versificiren eine kleine Probe zu geben, wollen wir gleich sein erstes Gedicht an den Leser hersetzen.

Am Pindus, wo, zu künftgem Lohn,
Den Dichtern Lorbeern keimen,
Da, Leser, glaub ich, hascht ich schon
Als Kind, nach lustgen Reimen.

Dort war es, wo die Muse mich
Zum Feind der Thoren weihte:
„Sey ihnen, sprach sie, fürchterlich!
„Wo nicht, sey ihre Beute!

Und da erwählt ich mir das Feld
Der sicherste Satyre;
Und nahm mir aus Aesopens Welt
Zu meiner Handlung Thiere.

Denn der ließ, weil der Mensch nicht denkt,
Zuerst die Thiere denken:
Dann lacht er, völlig unumschränkt,
Der Thoren niedern Ränken.

Ihm

Ihm folgte Rom und Frankreich nach;
Bis auch die Deutschen stiegen,
Da meines Gellerts Muse sprach,
Und Stoppens Possen schwiegen.

Und Hagedorn und Lichtwehr schwur
Der Fabel. Deutschlands Ehre,
Der holde Schüler der Natur
Gleim sang in ihre Chöre.

Und dessen Blut die Oder trank
Sang ohne Reim: noch freyer
Zerbrach, der Erbfeind von dem Zwang
Leßing, der Fabel Leyer.

Allein so grausam bin ich nicht!
Nein meine Thiere reimen:
Denn wer bey uns nur einmal spricht
Lernt auch gewißlich reimen.

Wohlan denn, Leser! sieh mich hier
In meiner künftgen Sphäre.
Ein jeder merke sich ein Thier
Und, wenn er will, die Lehre.

Vielleicht würde es uns besser gefallen haben, wenn der Hr. Verfasser gleich nach der vierten Strophe mit der letzten geendiget hätte; Kleinigkeiten, als das Feld der sichersten Satyre, er lachte völlig unumschränkt — die Deutschen stiegen, Hagedorn und Lichtwehr schwur der Fabel: — der holde Schüler u. s. w. wollen wir nicht rügen. Der Fabeln sind zwey Bücher: wir wollen zur Probe auch ein paar anführen, wie sie uns in die Augen fallen.

Die Affen und der Spiegel.

Durchs liebe Ohngefähr, das mancher Glücksstern ist,
Entdeckten auch an einem Hügel,
Wo ihn ein Wandrer eingebüßt,
Zween Affen einen Taschenspiegel.
Hanns der nicht wußte, was es war,
Besah den Schatz von allen Orten.
Ey! rief er endlich, da ist Morten!
Du bist getroffen — auf ein Haar! ——
Sieh, rief er und wies sich im Glase,
Ach! sie einmal die stumpfe Nase,
Den sträubgen Kopf ——, wie ähnlich! —— Ha!
Leibhaftig Bruder stehst du da.

Weis her, sprach Morte — Ey! Hanns willst du mich betrügen?
Rief er, als er in Spiegel sah.
Ist hier ein Zug von meinen Zügen?
Die Nase platt, die Augen klein ——
Dein ganz Gesicht trifft überein!
Das Bild ist also rechtlich dein.
Doch willst du mirs zum Angedenken,
Der alten Freundschft, gütigst schenken,
So nehm ichs dankbar an. Trennt dich der Tod von mir,
So hab ich doch ein Bild von dir.

* * *

Was hilfts die Thoren zu bekriegen?
Der ärgste Narr sucht allemal
Sorglos, zu seinen eignen Zügen
Ein brüderlich Original.

So oft ich von dem Schauplatz wandre
Hör ich von keinem: „das war ich!
Ein Lux ist jeder gegen andre:
Und doch ein Maulwurf gegen sich.

Die Hähne und der Marder.

Die Herrschsucht, die mit jedem Ey gebohren,
Und mit der Zeit genährt, von Hahn zu Hahne stammt,
Die Herrschsucht, sag ich, wars, durch die zur Wuth entflammt,
Zween Hähne sich den Tod geschworen.

Sieg oder Sterben ihr Entschluß,
Stieß Brust auf Brust, und Fuß auf Fuß,
Ein Schnabel prallte von dem andern.

Ein Marder saß ohnfern in Ruh,
Und sah dem Spiele lange zu.
Nu nu, sprach drauf der Schelm mit Lachen,
Ich will geschwinde Friede machen.
Gleich sprang er einem ins Genick
Und wanderte mit ihm zurück.
Der andre flatterte indeß zum Hühnerhause,
Und krähte zehnmal wohl dem Friedensstifter zu:
Wie schmeckt das Morgenbrod?
So gieb dich doch zur Ruh,
Erwiederte der Dieb, du sollst, ich schwör dirs zu,
So wahr ich ehrlich bin! gewiß zum Abendschmause.

Es folgen Lieder. Ob sich schon hin und wieder Stellen finden, die nicht ganz ohne Verdienste sind, so scheint uns doch dieses nicht die Sphäre zu seyn, in die sich der Verf. mit Glücke zu wagen

 scheint:

scheint: er fühlt dieß in der Vorrede selbst, und es ist ihm rühmlich, wenn er sagt, daß er eine Menge davon dem Feuer aufgeopfert: vielleicht, wenn dieses Bändchen nicht schon abgedruckt wäre, möchte es diesem nicht besser gegangen seyn. Zwey Satyren machen den Beschluß, und wir glauben daraus unser obiges Urtheil zu rechtfertigen: es herrscht ein muthiger Ton darinnen, und es wäre so gar unrecht nicht, wenn wir künftig in dem Verf. einen deutschen Juvenal und Persius auftreten sähen. Die erste führt den Titel die Pedanten: hier ist der Anfang.

Satyren —— was? —— schon klagt der Thoren Schwarm mich an,
Damit er ungestraft den Lastern fröhnen kann.
Schon schimpft mich der Pedant! verbeut mein Buch den Schulen,
Und zittert mehr vor mir als Rom vor den Herulen.
Die Kanzel donnert mir, daß ja kein Mensch entdeckt,
Wenn in dem schwarzen Rock ein alter Sünder steckt.
Und dieses ist der Grund, aus dem der Wechsler zittert,
Wenn über ihm der Schlag des Satyrs donnernd wittert?
Dieß ist der Grund aus dem Beatens Hand sich kreuzt,
So bald der Schauplatz lacht und Gellerts Fabel reizt?
Sie beben? schimpfen? —— Gut! wenn gar nichts schrecken wollte,
So wüßt ich warlich nicht, was Thoren bessern sollte.

Noch

Noch müssen wir den Schluß hersetzen:

Durchforsche mit Verstand erst Rom und Griechenland,
Dann schreib uns Bücher zu und bilde den Verstand.
Die lehrende Kritik hüpft nicht um seichte Stellen!
Sey mir ein Aristarch 1) und fürchte die Marcellen 2).
Die Zeit genießen nur die Bürger in den Mond,
Da prügelnden Orbils die Ehrensäule lohnt, 3)
Und Räuber voll Geschmack, und Räuber alt am Glauben,
Dem großen Vincentin 4) nicht Gut und Leben rauben.
„So soll kein Deutscher mehr der Alten Geist verstehn?
„Der letzte Tag ist nah, die Welt muß untergehn.
„Deutsch wird die junge Welt, und deutsch der Alte treiben,
„Und wo ein Römer schrieb, ein deutscher Michel schreiben.„
Wie Delphens Priesterinn durch Phöbens Geist geweiht,
Auf ihrem Dreyfuß kreischt und Schrecken prophezeiht:
So ängstlich prophezeyt mit überirdschen Minen
Mein Held, Entzündung, Schlag und unsrer Welt Ruinen.
Nun tröste dich Pedant! Wenn Deutschland wieder sinkt,
Und uns die Barbarey der alten Zeit bezwingt,
Sollst du mit griechschem Fleiß, umhüllt mit römischen Falten,
Dem ganzen Deutschen Reich die Leichenrede halten.

1) Hor. in art. poet. v. 445.
2) Sueton. de cl. Gramm. c. 22.
3) Ebend. c. 9. 4) Ebend. c. 23.

Aus den Schriftstellern nach der Mode, mag die Anführung einer Stelle auf die elenden Nachahmer genug seyn:

Du Göttinn, die von Nacht und Erebus gezeugt,
Hans Sachse inßgebahr und Stoppe uns gesäugt,
Und manches Dichters Haupt bey reimenreichen Stunden,
Dein Mützchen aufgesetzt und Schellen umgebunden.
O Dummheit, deren Macht die halbe Welt gehört,
Die scheu der Ost erblickt, der West mit Zittern ehrt:
Und Mode! du nach der sich fast in allen Ländern,
Die Sitten und das Volk, Lob oder Tadel ändern.
Die du den Deutschen itzt im Schlamm der Seine tauchst,
Jetzt mit dem Kohlendampf des ernsten Londons schmauchst,
Heut unsern müden Fuß mit schweren Reimen plägest,
Morgen entfesselt der Welt auf stolpernden Sylben entjagest:
Wie lang belagert ihr den patriotschen Rhein?
Die Deutschen wollen nicht, sie können alles seyn,
Allein sie bleiben stets in andrer Werth verlohren,
Nachahmende Genies, originelle Thoren.
Zehn Stümper sagen nach, was einer weislich sprach.
So bald ein Deutscher spricht, lallt auch ein Deutscher nach,
Und wer am meisten gilt, dem liefert auch die Mode,
Lied, Epopee, Idyll, Erzählung, Fabel, Ode.

Die Kritik wird freylich noch hin und wieder etwas zu feilen finden, aber ein Genie braucht Zeit,

Fleiß

Fleiß und Wartung, ehe es zur völligen Reife gelangt, und das erste wird man dem Verfasser gewiß nicht absprechen können.

XI.

Des Hrn. Marmontels Dichtkunst. Erster und zweyter Theil. Aus dem Französischen übersetzt, und mit einigen Zusätzen vermehrt. Auspet ipsa sibi. Ovid. Met. III. Bremen bey Joh. Heinrich Cramer. 1766.

Wir konnten leicht glauben, daß ein so wichtiges Buch nicht würde unübersetzt bleiben; wir wünschten nur dazumal bey der Erscheinung des Originals, daß es Männer von geprüften Einsichten und einem geläuterten Geschmack übernehmen möchten, weil dazu mehr als eine nothdürftige Kenntniß beyder Sprachen gehöret. Der gegenwärtige Hr. Uebersetzer mag freylich, wenn wir ihn nach der Vorrede beurtheilen, die besten Absichten gehabt haben: denn er hat nicht nur übersetzet, sondern auch Zusätze hinzugethan, in denen er die Regeln des Hrn. Marmontel auf Beyspiele aus deutschen Dichtern anwendet: aber wir können nicht läugnen, daß wir hin und wieder mehr Fleiß, Genauigkeit und Kritik dabey erwartet hätten. Freylich wird immer derjenige, dem die Originalsprache unbekannt ist, sich von dem Innhalte des Buchs unterrichten kön-

nen, denn in den meisten Stellen ist der Sinn ganz gut getroffen; aber ein Kunstrichter fodert mehr. Wir haben nicht Zeit noch Lust gehabt, das ganze Buch durchzugehen, sondern nur den Anfang des ersten besten Kapitels, welches das vierzehnte von der Ode im zweyten Theile war, vorgenommen, und mit dem Originale verglichen. Hier haben wir gefunden, daß der Hr. Verfasser bisweilen zu wörtlich und sclavisch, bisweilen zu frey übersetzt, in denen angeführten deutschen Beyspielen aber nicht allezeit die gehörige Aufmerksamkeit, ob sie auch völlig dahin passen, beobachtet hat. Einige Beyspiele mögen es erläutern. Nicht weit vom Anfange heißt es: Il est naturel à l'homme de chanter, voilà le genre de l'Ode établi. Es ist dem Menschen natürlich zu singen: hierdurch wird die Gattung der Ode festgesetzt ꝛc. heißt hier wohl genre die Gattung? unserm Bedünken nach ist es die Dichtungsart: denn das folgende ce qui caractérise l'Ode macht die Gattung aus. Bey den Worten, man glaubt, daß die Leyer des Tyrtäus die wilden Völker gesittet gemacht, hätte der Hr. Uebersetzer den Marmontel sicher verbessern können: denn davon haben wir nichts gehöret, wohl aber daß er die niedergeschlagenen Spartaner im Kriege wider die Messener durch seine Gesänge befeuert habe — De là tous ces formules de transport, qu'entend-je? Que vois-je? Où suis-je? *qui ne se terminent à rien*, die auf nichts hinauslaufen, Uebersetz. die nichts auf sich haben. Mr. Du Luc übersetzt er der Herr von Luc, eben

so,

so, als wenn ich, der Hr. von Fontaine übersetzen wollte. L'ame a son tact comme l'oreille: die Seele hat ihren Tact, wie das Ohr — Was soll hier der Tact seyn? warum nicht Gefühl? In dem Beyspielen aus dem Racine übersetzt er Temple, renverse toi; cedres, jettés des flammes. Tempel stürz ein! Cedern speyt Flammen von euch! dieß klingt etwas seltsam: für die Flamme verzehre euch. Den Esprit divin, hätten wir auch nicht durch den heil. Geist, sondern durch den Geist Gottes übersetzt, welches dem Ausdrucke des Propheten gemäßer ist — Une Ode froidement raisonnée, giebt er, eine kalt philosophische Ode. Doch wir wollen uns bey solchen Kleinigkeiten nicht aufhalten, die den Leser schlecht unterhalten, und weiter nichts erweisen sollen, als daß der Hr. Verf. bisweilen mehr Aufmerksamkeit anwenden sollen: doch können wir nicht die verdeutschte Ode aus dem Horaz übergehen, wo sich der Uebers. einen vorzüglichen Schaden gethan, daß er die lateinische Urschrift darunter gesetzt: es ist die Ode: Qualem ministrum fulminis alitem etc. Er übersetzt: So wie den geflügelten Diener des Blitzes, dem der König der Götter das weite Reich der Vögel, nach seinem treuen Dienst bey dem blonden Ganymed übergeben hat, erst die Munterkeit der Jugend *), und der angebohrne

*) Es steht hier Tugend, ein Druckfehler, deren es sehr viele giebt, z. E. unten eine kalt philosophische Ode ist das edelste unter allen Gedichten, für das ekelste, alter Zeiten, für aller Zeiten.

Muth, aus seinem Neste treibt; er kennt noch nicht den Gebrauch seiner Stärke; aber die Frühlingswinde entstehen nach vertriebnen Wolken, und lernen ihn mit furchtsamen Flügeln den ungewohnten Schwung thun — Wie hat der Uebersetzer sein Original geschwächet. Cui rex deorum regnum in aves vagas permisit, dem der König — das weite Reich der Vögel übergeben hat — expertus fidelem, nach seinem treuen Dienst — olim iuuentas et patrius vigor nido laborum propulit inscium, wie ihn erst die Jugend und der angebohrne Muth aus dem Neste treibt: er kennt noch nicht den Gebrauch seiner Stärke: vernique jam nimbis remotis insolitos docuere nisus venti pauentem: aber die Frühlingswinde entstehen nach vertriebenen Wolken und lernen ihn mit ungewohnten Flügeln den ungewohnten Schwung thun — heissen denn nimbi die Wolken, nisus der Schwung? — Warum bleibt der Uebersetzer nicht bey den Worten: Wie den Vogel, den Diener des Blitzes (dem der König der Götter die Herrschaft über die weit umherschweifenden Vögel überlassen: Jupiter hatte ihn bey dem blonden Ganymedes getreu gefunden.) „Wie ihn vormals die Jugend und die väterlich angebohrne Kraft, noch unbekannt mit dem Fluge, aus dem Neste stieß, und die wärmern Winde, nach fortgejagten Stürmen den Zitternden unbekannte Bestrebungen lehrten.„

Dann treibt ihn, fährt der Uebersetzer fort, plötzlich der muthige Trieb in die Schaafställe

grau-

grausam herab und endlich führt ihn die ungeduldige Lust nach Raub und Kampfe gegen die Drachen, die in die Luft gehoben mit ihm ringen. — Wo findet denn der Verfasser die Drachen in die Luft gehoben? „Bald, heißt es, stürzt den Feind ein lebhafter Ungestüm in die Schafställe herab: bald treibt ihn die Begier nach Raub und Streit gegen kämpfende Drachen.„ in reluctantes dracones — Qualemue laetis caprea pascuis intenta, fuluae matris ab ubere, iam lacte depulsum leonem, dente novo peritura vidit. Uebers. Oder so wie eine Ziege auf der anmuthigen Weide beschäftiget, den jungen Löwen kommen sieht, dem itzt die Mutter seine Brust entzogen hat, und der den jungen Zahn zum Zerreissen angewöhnen will — Wie durchwässert! wo steht, daß er den Zahn zum Zerreissen angewöhnen will? Er hätte nur Hrn. Leßings Kritik über Langens Übersetzung der horazischen Oden nachschlagen dürfen: „So sieht, sagt Horaz, das auf fette Weiden erpichtete Reh, den von der säugenden Brust seiner gelben Mutter verstoßnen Löwen, dessen junger Zahn es zerfleischen soll.„

Wir wollen nicht die ganze Ode so durchgehen, wir können aber versichern, daß der Anfang noch das leidlichste ist, unten werden gar die Poeni zu Phöniciern gemacht: versteht ein Mensch, was das heißt: dieß ist das tapfre Volk, welches dem brennenden Troja entfloh, und die sicilischen Wogen hindurch in Ausoniens Städte ihre Götter, Kinder und Greise brachte: gens — iactata

Tur-

Tuscis aequoribus — Ilex tonsa bipennibus, eine Steineiche, die das Beil bestreift — Proelia conjugibus loquenda, Schlachten, davon die Weiber reden werden ꝛc. Wenn der Uebersetzer das Original nicht besser übersetzen wollte, so sollte er wenigstens die französische Uebersetzung vornehmen, ob sie gleich kalt und frey genug übersetzt ist.

Wir haben noch gesagt, daß des Hrn. Verf. deutsche Exempel sehr oft gar nicht zu dem passen, was sie beweisen sollen. Z. E. auf der 315. und folgenden Seiten ist von dem poetischen Enthusiasmus, von der scheinbaren Unordnung, den reissenden Uebergängen, dem verdeckten Plane der Ode die Rede.„ Er setzt hinzu — Wir begnügen uns hier, die erhabnen Züge der lebhaftesten Einbildungskraft und die reissendsten Uebergänge der Bewegung der Seele in einigen Stellen aus dem Gedichte der Tod, anzuführen, einem Gedichte der Karschin ꝛc. die Ode hebt sich an

> O Freund, die lächelnde Rose
> Weit aufgeschlossen — sie stirbt ꝛc.

Wir mögen diese Ode, der wir sonst ihre Schönheiten nicht absprechen wollen, auf einer Seite ansehen, wo wir wollen, so schickt sie sich nicht hieher: wir finden weder reissende Uebergänge, noch einen versteckten Plan darinnen, so wenig als den grossen poetischen Enthusiasmus, welchen zu beweisen der französische Kunstrichter ein vortreffliches Stück aus des Racine Athalie gewählt hatte.

Auf

Auf der 331. S. wo Marmontel zur anakreontischen Ode übergeht, fällt dem Uebersetzer noch etwas anders ein: „Ehe wir, sagt er, dazu übergehen, müssen wir einem Haller das gerechte Lob ertheilen, worauf seine Gedichte längst mit Ehren Anspruch gemacht haben. Die meisten seiner didaktischen Oden haben so viel Poesie, solch Colorit, solche Lebhaftigkeit, daß wir ihm in dieser Dichtungsart den Vorzug einzuräumen uns getrauen. Fast jede Zeile ist eine Sentenz, und fast jede Sentenz ist eine Lehre, die uns den Beyfall mit zauberischer Stärke abnöthiget. Man lese z. E. die Verse aus dem Gedichte über Vernunft, Aberglauben und Unglauben ꝛc. — In Ansehung der Lebhaftigkeit und des Colorits hat Haller einen Vorzug, den wir Hagedornen nicht vollkommen zugestehen können, ohnerachtet Kenner seinen moralischen Gedichten allezeit einen großen Werth zugestehen. Haller bricht sich selbst eine neue Bahn und sein Genie ist der einzige Führer —„ Was ist das für ein Geschwätze durch einander. Wenn hat Haller didaktische Oden geschrieben, oder jemand seine Lehrgedichte dafür ausgegeben? — Verdienen sie deswegen einen Vorzug, weil jede Zeile eine Sentenz, und jede Sentenz eine Lehre ist? Was will der Hr. Uebers. mit dem Colorit hier haben? ja endlich wie unbestimmt ist alles was er saget, und wie gehört alles hieher? — S. 343. sagt er: Auch hat ein Dichter unter uns gewagt, Dithyramben zu schreiben, ohne auf den Gegenstand derselben zu sehen: wenigstens hat er ihn ganz verändert, und wir haben dadurch

durch eine Gattung Gedichte erhalten, die ganz neu ist.„ — Haben denn die Alten keine Dithyramben als auf den Gott des Weins gemacht? wenn sich der Herr Verf. ein wenig umgesehen, so würde er gefunden haben, daß freylich dieses ihre erste Bestimmung war, daß man aber in der Folge auch auf andre Gegenstände Dithyramben, d. i. solche Verse gemacht, die die Eigenschaften derselben hatten: in diesem Verstande kommen beym Plato im z. B. von der Republik διθυραμβικα vor, und wenn Aristoteles von der διθυραμβοποιητικη redet, so meynt er eben so wenig blos die Dithyramben im eigentlichsten Verstande: endlich haben ja auch unter den neuern Dichtern, besonders unter den Italiänern, als Chiabrera und andere verschiedene Dithyramben so gar auf heil. Gegenstände verfertigt, daß der Uebers. also diese Gattung Gedichte nicht für neue auszugeben hat; zu geschweigen, was andere Kunstrichter schon erinnert, daß die deutsche Sprache gar nicht wahrer Dithyramben fähig ist. — Doch diese Beyspiele mögen genug seyn, zu zeigen, wie wenig des Hrn. Uebers. Zusätze an vielen Orten zum Originale passen, und wie unbestimmt er oft in seinen Anwendungen ist. — Wir wollen glauben, daß die zu große Flüchtigkeit und Uebereilung den meisten Antheil an den Fehlern hat: ein sicherer Beweis davon ist uns das Motto, Astupet ipsa sibi, das der Uebersetzer ohne sich nur zu besinnen, was es heißt, auch auf seine Uebersetzung hingesetzt, und das eine Anspielung auf die Vignette enthält, die im Original vorsteht, hier aber fehlt. Sollte der

Herr

Hr. Verfasser künftig ähnliche Arbeiten unternehmen, so empfehlen wir ihm mehr Fleiß, Richtigkeit und Aufmerksamkeit.

XII.

Moral der Dichter. Erster Gesang Leipzig.

Der uns unbekannte Verf. dieses Gedichts, scheint die Gefilde des Parnaßes noch nicht lange betreten zu haben: wir zweifeln aber nicht, daß er einigen Beruf dazu habe, und im Fortgange noch sichrere Schritte werde wagen können, wir tragen daher kein Bedenken, ihn zu ermuntern muthig fortzugehen, hauptsächlich aber die Kritik zur Begleiterinn zu nehmen, die erst einen gewissen und festen Gang, und die schlüpfrigen Pfade übersteigen lehret. Die Grundsätze, die er in seinem Vorberichte äusert, sind so richtig, daß er die besten Vortheile für sich erwecket, und die Bescheidenheit mit der er sich die Urtheile der Kunstrichter erbittet, scheinet uns Bürge zu seyn, daß er sich dieselben zu Nutze machen werde. Seine Absicht in diesem Gedichte ist, die Dichter auf die Gegenstände zu führen, die der göttlichen Gesänge der Musen vorzüglich würdig sind? er ist inzwischen kein so strenger Sittenlehrer, daß er nicht die gesitteten Anakreons von

seiner

seiner Strafpredigt ausschließen sollte. „Aber, sagt „er, ich hasse das Laster von meiner ganzen Seele, „und wenn es auch mit allen den Reizungen er„schien, die nur Witz und Einbildungskraft über ei„nen Vorwurf verbreiten können. Ja ich hasse es „nur um desto mehr, je gefährlicher es durch seine „Annehmlichkeiten für die Herzen der Menschen „wird.„

In dem Gedichte selbst, finden wir hin und wieder sehr glückliche Verse; aber auch Dunkelheiten; kleine Unrichtigkeiten, unbearbeitete und harte Verse, die zu verrathen scheinen, daß der Verf. den poetischen Ausdruck noch nicht in seiner Gewalt hat. Er hebt seinen Gesang folgendermaßen an:

Vertraute der Natur, die ihres Reichthums Fülle
Vor eurem Aug entwölkt, wenn durch geheime Hülle
Der kleine Geist umsonst betrogen blickt und wagt,
Bey nahen Schätzen darbt und unbegeistert zagt
Ihr kennt das Herz! und bald eröffnen süße Schmerzen,
Bald jugendliche Lust den sichern Weg zum Herzen.
Gefühle, die der Geist in dunkler Tiefe hegt,
Womit er glühend will, eh die Vernunft erwägt;
Geheime Sympathien erwachen in der Seele,
Und Thaten Grandisons sind mächtige Befehle.

Was heißt das? der kleine Geist wagt durch geheime Hülle umsonst betrogne Blicke: eben so fremd klingen die Gefühle, die der Geist in dunkler

dunkler Tiefe hegt. Wir wollen nichts von dem Ausdrucke sagen, die Fülle des Reichthums entwölken. Der Verf. kennt gewiß die Gesetze der Metapher, als daß wir ihm die Unrichtigkeit davon zeigen sollten. — In der Folge heißt es:

Wohlthätiger Gesang, der unsre Freuden mehrt,
Uns zum Olymp entzückt und durch Entzückung lehrt!
Daß doch die Bosheit nie die göttlichen Talente,
Zu niedrer Sklaverey, verworfnen Lastern gönnte!
Daß, von Empfindungen unedler Seelen leer,
Der Dichter ganz Gefühl für Gott und Tugend wär.
Allein den hohen Chor entweihen trunkne Musen.

Auf wen geht das hohe Chor? wir finden keine Beziehung im Vorhergehenden; so wollen uns hier die Beywörter verworfen und trunken nicht gefallen, zumal da bey den letztern nicht etwan von Wollust oder dergleichen trunken, dabey steht. Desto besser gefallen uns nachstehende Zeilen:

Gerechter Eifer ists, der meine Seele füllt,
Kein finstrer Menschenhaß, der sich in Tugend hüllt;
Kein heuchlerischer Stolz, der auf den Gassen predigt
Und schwarzen Giftes sich durch frommen Fluch entledigt.
Verdamme nie mein Lied, im richterischen Ton,
Den Freund der Grazien, der keuschern Musen Sohn,
Der seiner Liebe Schmerz den stummen Felsen saget,
Und fein, wie Theokrit, ein volles Herze klaget:
Nicht ihn, der jugendlich zu kühler Schatten Nacht,
Zur Aussicht in ein Thal, wo Lenz und Flora lacht,
Zur süßen Traube lockt, und jenen Hügel segnet,
Von dem Lyäus ihm mit frohem Blick begegnet;

Nicht ihn, der Doris mahlt, wie kalte Sprödigkeit
In hoher Mine trotzt, die ihr das Herz verdeut;
Wie sie, umsonst gefleht, die Rosenlippe wägert,
Gehäßig fliehen will — und doch gefällig zögert ꝛc.

Nur scheint uns das Beywort und die Beschreibung womit er den Theokrit bezeichnet, gar nicht auf diesen Dichter zu passen, für den wir lieber den Tibull eingeschoben hätten: Gehäßig würde eigentlich so viel bedeuten als Doris die gehaßt zu werden verdienet, welches aber der Verf. nicht sagen will. Undeutliche und harte Verse scheinen uns folgende:

Wie? wenn Marquis und Graf, den Frankreichs Witz erfindt,
Zusammt der Buhlerinn auf unser Herz entzündt?
Wenn mit der Fabel Kunst, mit neuem Wunderbaren,
Erweckte Lüste sich zum schnellen Siege paaren? —
Wenn einen la Mettrie, der Gott im Henker findet ꝛc.

Vermuthlich soll es heißen, der einen Henker in Gott findet —

Unwürdiges Genie in lasterhafter Sphäre
Welch eine Gottheit hat im Zorne dich belohnt,
Daß lächerlicher Wahn in starker Seele wohnt? —
—— Was kann uns noch bey unsrer Plagen Zahl,
Da alles Saamen trägt, den Saamen herber Quaal,
Befeuchtet durch das Herz, des Lebens Müh versüßen?
Wird nicht der kleinste Geist vom kriechenden Insekt,
Das unten am Parnaß die Ebne ganz bedeckt,

Sich

Sich stolz auf Siege blähn? — —
Schwer ist des Lehrers Sieg, der Tugenden gebeut,
Zu göttlich für das Thier, zu schön der Sinnlichkeit —
Zwar wenn ein seltner Geist die ganze Tugend kennt
Enthusiasmus ist und ganz für sie entbrennt: —
Sagt Dichter! wenn im Staat des Aufruhrs Flamme tobet;
Beweist der Redner Kunst, der Pöbelseelen lobet? —
O göttlich, wer wie er (Menenius) den wilden Pöbel dämpfet —

Solchen und dergleichen Versen mehr fehlt die Bestimmung, Richtigkeit und Deutlichkeit des Ausdrucks: wir bemerken dies am meisten, wo der Verf. sich am stärksten auszudrücken vermeynt hat: auch scheint uns die Verbindung der Ideen nicht allezeit wohl auf einander zu passen, und ein gutes Ganzes auszumachen, die den Verf. selbst in die Augen fallen werden, wenn er sich einen ordentlichen Entwurf davon macht: noch eine kleine Disharmonie müssen wir bemerken: er redt durch das ganze Gedicht als ein christlicher Dichter von Himmel und Hölle, von Gott und Seligkeit: wie schicket sich aber der Schluß dazu?

So so vergilt auch dort, im endlichen Gericht
Das Urtheil Rhadamanths, das Fluch und Segen spricht.
Bald winkt der Göttliche den Freund erhabner Tugend
In Gegenden des Glücks, wo unverblühte Jugend
Die holden Thäler schmückt; wo nur der kühle West,
(Kein rauher Nord vom Pol) in frische Rosen bläst:

Bald schicket er ergrimmt die lasterhaften Seelen
Zum Tartarus hinab, wo ewge Martern quälen;
Wo Irion, am Rad im schnellen Kreiß gedreht,
Vergebens Klagen heult, vergebens Gnade fleht;
Wo sich Sisyph umsonst der Last entgegen schmieget,
Die stets von neuem wankt und rollet, poltert, lieget.

Bey der letzten Zeile sollte man fast glauben, daß des Verf. Kräfte ganz mit dem Steine des Sisyphus herab gesunken wären. Die schwachen, unbearbeiteten und nachläßigen Verse wird der Verf. nach einiger Zeit schon selbst bemerken: wie wir uns denn überhaupt die Hoffnung machen, daß wenn er seine Arbeiten wird reifen lassen, dieselben den Geschmack noch mehr, als die gegenwärtigen reizen dürften. Die angehängten Oden scheinen uns die ersten Früchte seiner Muse zu seyn: sie enthalten gute Stellen, aber wir würden sie nicht vermißt haben.

Vermischte Nachrichten.

Wien. J. v. Sonnenfels gesammlete Schriften. Erster Band, bey J. T. von Trattnern 1765. (S. 381). Wir haben die einzelnen Schriften, die diese Sammlung ausmachen, größtentheils schon in der Bibl. der schönen Wissensch. angeführet, und unsre Leser mit ihrem Werthe bekannt gemacht. Die kleinen Aufsätze, die größtentheils auch schon einzeln gedruckt gewesen, bestätigen uns in der vortheilhaften Meynung von des Hrn. Verf. seinem Witze und geläutertem Geschmacke, und wir zweifeln nicht,

daß

daß sein edles Beyspiel schon viele unter seinen Landsleuten zum Nacheifer gereizet habe und noch reizen werde. Die hier befindlichen Stücken sind Ankündigung einer deutschen Gesellschaft in Wien. Rede auf Marien Theresien. Von der Unzulänglichkeit der alleinigen Erfahrungen in den Geschäfften der Staatswirthschaft, Antrittsrede. Einleitungsrede, zum Anfange der Vorlesungen. Zum Beschluß der Vorlesungen des ersten Jahrs. Lobrede auf den Verleger. Beyträge zu Rabeners deutschen Wörterbuche, Andacht, Natürliche. Abschwörung der Satyre. Dorman, eine kleine Geschichte. Gedanken über die Einsamkeit. Zwey Schreiben an dem Verfasser des Wochenblatts, die Welt. Eine Schilderung an einen Freund. An die Verf. der schönen Wissenschaften und Künste, bey Gelegenheit der Kritik über die Wiener Schaubühne. Betrachtungen über den Vorzug des Handelsmannes. Das Opfer, ein prosaisches Schäferspiel, auf die Geburtsfeyer Ihro Majest. der Kaiserinn.

Ebendaselbst und bey vorgedachten Buchhändler wird ein Wochenblatt unter dem Titel ausgegeben: Der Mann ohne Vorurtheil. Ein lebhafter, muntrer Witz, eine gesunde Moral und eine lehrreiche Satyre wider die Sitten unsrer Zeit, herrschen in diesen Blättern, und machen sie des Verfassers Landsleuten empfehlungswürdig. Besonders gefällt uns die Freymüthigkeit, mit der er den Vorurtheilen derselben entgegen tritt. Wie der Zuschauer sich in London über die Opernbühne lustig machte, so wagt er es auch die dortige deutsche Schau-

bühne anzugreifen, und wir glauben, daß er Recht darinn thut. Wer sich einmal zu einem Richter der Sitten aufwirft, muß am ersten sein Augenmerk auf die öffentlichen Vergnügungen einer Nation richten. Der große Einfluß, den die Schauspiele auf die Sitten eines Volks haben, ist mehr als zu bekannt, als daß man denjenigen tadeln kann, der sie zu einer Schule des guten Geschmacks und edler Sitten machen, und von dem alten Wuste der unanständigsten Vorstellungen reinigen will.

Ebendaselbst sind verschiedne Oden auf den Tod des Feldmarschalls Grafen von Daun, gedruckt erschienen: Wir wollen nur aus derjenigen, die den Hrn. von Sonnenfels zum Verfasser hat, folgende Strophen anführen, die uns vorzüglich gefallen haben:

Der Held — Rom wagt von seinem Fabius
Zu kühn ein Urtheil, Wien von ihm.
Den Zauderer rechtfertigt Annibal
Und Daunen Friederich.

Der Held — er zeigt dem höhnenden Berlin
Die Schrecken näher, die von ferne Wien
Bedroht. Zum zweytenmal sah die Najaden fliehn
Die Spree, die Donau nie.

Der Held — der Sieg ruht nur auf seinem Arm.
Er steht: ein Heer, von ihm gebildet, kämpft
Die Kämpfe der Unsterblichkeit: Er fällt —
Und Friedrich hat gesiegt.

— — — — —

In einer andern Ode von Hr. Mastalier, die in einem sehr edlen Tone geschrieben ist, lautet der Anfang also:

Wie? welch Geräusch belebt mein Saitenspiel,
 Das an der Mauer schwieg?
Dies ist, o Held! der Nachhall deines Ruhms,
 Der mir darein getönt,
Als er vorbey gerauscht. — Du starbst, vom Feind
 Gefürchtet und gerühmt,
Und dankbar von Theresien beweint. —

Das ganze Gedicht rechtfertiget die Lobsprüche, die wir schon zu verschiednenmalen dem Hrn. Verf. gegeben haben: Wir wollen noch den Schluß hersetzen, in dem die Leser ein paar sehr feine Züge bemerken werden:

Er stirbt
Der Held! Wien bebt, und fühlet seinen Tod:
 Und er geht ruhig hin
Zur Ewigkeit, so, wie er einst vom Sieg
 Zurück ins Lager gieng.
Itzt baut der Ruhm auf jedem Schlachtfeld ihm
 Ein glänzend Denkmal auf.
Ihm dankt der Bürger im Vorübergehn,
 Und heißt ihn Retter; doch —
Der Feind schämt sich, und zittert wenn er liest:
 „Dem Helden Oesterreichs
„Geweiht, der Preußens Macht und Friedrich schlug...
 „Genug! wer thats vor ihm?

Bremen bey Joh. Heinr. Cramern ist erschienen Sammlung einiger französischen Lustspiele

 für

für das deutsche Theater, 1766. So lange unsre deutsche Schaubühne noch nicht Originalstücke genug hat, dürfen wir es nicht für überflüßig ansehen, wenn man sich mit den Stücken der Ausländer behelfen muß. Gegenwärtige Sammlung enthält den gelehrten Ignoranten des du Baure: das Vorurtheil nach der Mode von de la Chaussee: die drey Sultaninnen von Favart: den irrenden Ritter von Baron, und die junge Indianerinn vom Hrn. de Chamfort. Die meisten darunter sind aus den Originalen zu bekannt, als daß wir davon viel zu sagen brauchen: Die Uebersetzung scheint ziemlich gut und nach dem, was wir in Vergleichung eines Auftritts aus dem Prejugé à la mode gefunden haben, getreu zu seyn, und wir zweifeln nicht, daß eins und das andre auf unserm deutschen Theater schon gefallen würde.

Leipzig, bey Weidmanns Erben und Reich ist zu haben, Wilhelmine, ein prosaisch komisches Gedicht. Unsre Leser kennen bereits dieses reizende prosaisch komische Gedicht, daß wir zu seiner Zeit bekannt gemacht, und das sich durch den feinen und naifen Scherz, von dem es voll ist, bey allen Kennern des Geschm..ks selbst hinlänglich empfohlen hat. Es erscheinet hier mit verschiednen Veränderungen und einem kleinen Vorberichte, worinnen sich der Hr. von Thümmel, der einen angesehnen Posten an einem benachbarten Hofe begleitet, gegen den ungegründeten Argwohn einiger Zeitungsschreiber, vertheidiget: seine Gesinnungen machen dem Hofmanne so viel

Ehre,

Ehre, als dies scherzhafte Gedichte seinem Witze. Die deutschen Musen können nicht undankbar seyn, wenn ihnen von Männern, die die feinern Sitten der Welt und des Hofs kennen, geschmeichelt wird, da diese bisher nur ausländischen gehuldiget haben. — Diese Ausgabe machet auch der obgedachten Handlung Ehre: das schönste holländische Papier, ein sauberer Druck und artige Vignetten von Hrn. Oeser gezeichnet und in Kupfer gestochen. Wir wünschen, daß mehr Buchhändler diesem Beyspiele folgen mögen!

In eben dieser Handlung ist herausgekommen: Sidney & Silli, ou la bienfaisance & la reconnaissance, histoire Angloise, suivie d'Odes anacreontiques par l'auteur de Fanni, 1766. Diese kleine Erzählung ist angenehm und mit viel Feuer und Lebhaftigkeit geschrieben, der Verfasser ist Mr. D'Arnaud! Das Vorzüglichste aber sind die vier Bücher anakreontischer Lieder, die den Beschluß machen. Wir finden darinnen so viel Anmuth und Delikatesse, daß wir ein paar daraus zur Probe hersetzen, und daraus auf die übrigen zu schließen dem Leser überlassen wollen:

L'Aveuglement nécessaire.

Je voyois Ismene infidele,
Prête à former de nouveaux noeuds;
Je la voyois toûjours plus belle,
Et j'en étois plus malheureux.

Au sein de la tristesse même
S'exhaloient mes vives douleurs.
De son bandeau l'Enfant suprême
L'Amour daigne secher mes pleurs.

Au lieu d'en essuyer mes larmes,
Mets-le sur mes yeus, Dieu charmant.
La cause, hélas! de mes allarmes
Finit à mon aveuglement.

L'Aigle de Jupiter, & la Colombe de Venus.

L'A. Où vas-tu l'Ornement des Colombes fidelles?
La C. Où vas-tu Favori du Souverain des Cieux?
L'A. Je vole aux pieds du Roi des Dieux.
La C. Je cours chez la Reine de Belles.

L'A. Connois-tu l'immortel Séjour?
La C. Connois-tu les Bois d'Idalie?
L'A. Jupiter de sa main me donne l'Ambrosie.
La C. Je me nourris de fleurs que me choisit l'Amour.

L'A. A s'élever aux Cieux mon aîle se dispose.
La C. La mienne redemande un Mirthe qui m'est cher.
L'A. Je porte un foudre à Jupiter.
La C. Je porte à Venus une Rose.

Ebend.

Ebend. Im Verlage Joh. Friedr. Junius ist ein deutscher Roman erschienen: Geschichte der Miß Fanny Wilkes, so gut als aus dem Englischen übersetzt in zween Bänden. — So wenig wir sonst Ursache finden, Romane, deutsche Originalromane, mit Ausnahme einiger sehr wenigen, den Lesern anzupreisen; so verdient es doch dieser vorzüglich. Wenn wir nicht mit dem Hrn. Verf. zufrieden sind, daß er seine Geschichte zu sehr durch einander verwickelt, daß er die tragischen Situationen häufet, und nachdem er uns durch eine Menge widriger Begebenheiten hindurch führet, er unser empfindlich gewordnes Herz auch am Ende unbefriediget von sich läßt, daß seine Charaktere das Interesse zu sehr theilen, daß er bisweilen zu sichtbare Nachahmungen macht, andrer kleinern Fehler zu geschweigen: so müssen wir im Gegentheil sagen, daß wir wenig Schriftsteller unter uns kennen, die fähiger gewesen wären, uns einen bessern Roman zu liefern. Der Verfasser hat Genie, Laune, Lebhaftigkeit, Empfindung, er kennt die Welt und das menschliche Herz, er versteht die Sprachen, wovon er vielleicht zur Unzeit Proben gegeben, er besitzt seine Muttersprache, und schreibt gut. — Man sieht, daß er sich den Fielding zum Muster vorgenommen, und er war gewiß kein schlechter Nachahmer, wenn er sich nur das Wunderbare nicht zu sehr verleiten lassen. Wir wissen zwar wohl, was von der poetischen Gerechtigkeit zu halten ist, aber seinen verwünschten Küster, der am Ende zum Vorschein kömmt, räumten wir gern aus dem Wege, wenn es möglich wäre. —

Uebri-

Uebrigens verdient das Buch immer einen vorzüglichen Platz in einer Romanbibliothek, und wir wünschten von dem Verfasser mehr zu lesen, zumal, wenn er die obangezeigten Fehler inskünftige zu vermeiden suchte.

Dresden. Von Zucchi ist aufs neue ein gutes Blatt nach Piazetta, aus der Churfürstl. Gallerie, fertig worden. Es hat die Unterschrift: L'Enseigne en idée, und stellt, in einer etwas mehr als halben Figur, einen Knaben vor, der sich mit einer Fahne trägt und mit dem linken Arme auf ein Postament stützet.

Boetius giebt ein Blatt aus, welches eine mit der Feder umrissene und hin und wieder ausgetuschte Zeichnung des Bernhard Picart, auf eben die Art, wie das in der hagedornischen Sammlung befindliche Original vorstellet. Es ist die Marter der Maccabäerinn mit ihren sieben Söhnen. Wer sich des bethlehemitischen Kindermords des Picarts erinnert, wird sich im voraus einen Begriff machen können, wie viel Verschiedenheit und Ausdruck Picart in dieser meisterhaften Zeichnung angebracht habe.

Bey eben diesem fleißigen Kupferstecher kann man auch ein Blatt nach einer Rembrandischen Zeichnung mit der Schilffeder aus der Sammlung des Herrn Assessor Stieglitzens in Leipzig haben. Es ist die Vorstellung eines Mannes mit der Brille, der vor seinem Pulte an einem Tische sitzt und lieset. Ein ähnliches Blatt mit einem alten bärtigen Manne, der mit der Feder in der Hand an seinem Tische zu schrei-

schreiben scheint, dient, obwohl von ungleicher Größe, einigermaßen zu einem Gegenbilde.

Ebendaselbst ist auf das wohlgerathene Blatt von Hr. Sahlern nach Joseph Roos, ein Viehstück vorstellend, dessen Nachahmung eines in des Prof. Joseph Casanova Sammlung, als ein raphaelisches Studium zu dem Kopfe des bekannten Apollo auf dem Parnaß, aufbewahrtes Blatt, durch gehämmerte Arbeit fertig worden. Die schwarze Kreide ist hierinn sowohl, als in des Verfassers eignem Bildnisse nach Herderich, wohl ausgedrückt, welches alles ist, was wir von letzterm sagen mögen.

Augspurg. Hr. Joh. Elias Haid nimmt von Rembrandischen bekannten Blättern sowohl, als von dessen Originalzeichnungen Gelegenheit, seine Geschicklichkeit in der schwarzen Kunst zu zeigen. Ausser der bekannten Auferweckung des Lazarus, die vielleicht in dem Hintergrunde etwas lichter gehalten werden mögen, und dem Aufzuge des Mardochai zu Pferde, hat Hr. Haid die Anbetung der Hirten nach einer Originalzeichnung, und ein Brustbild nach einem Rembrandischen Gemälde, das der ältere Hr. Haid besitzet, herausgegeben. Wir sehen bey allen diesen Bemühungen um die schwarze Kunst, allemal mit einigen Verlangen auf diejenigen zurück, in welchen die Kiliane in Augsprug und mit ihnen die Kunst des Grabstichels geblühet, und fürchten nur zu sehr, daß die Leichtigkeit, geschabte Blätter zu liefern, wiewohl man auch an diesen die Eil verspüret, der ungleich schwerern Kunst des Grabstichels nicht in die-

sen

sen Gegenden zu viel Nachtheil bringe. An der Kunst der Edelinke, der Audran und der Drevet sieht sich das Auge niemals satt, und zu dem Verdienste der schwarzen Kunst bey den Engländern, gehört auch dieses vielleicht mit, daß in derselben Meisterstücke selten sind. Es wird bey der Fähigkeit des Hrn. J. E. Haid nur an einem Entschlusse liegen, sich an der andern Seite stark zu zeigen.

Dresden. Da die vaterländischen Alterthümer nunmehr ein vorzüglicher Gegenstand hiesiger Bemühungen geworden, und die hiesige Gallerie der Antiken auch von dieser Seite nach und nach einen Zuwachs erhält: so wird zugleich deren Erklärung, besonders eines metallenen, vermuthlich deutschen Götzenbildes, das in der Gegend Königshayn unweit Görlitz unlängst ausgegraben, und durch die aufmerksame Gefälligkeit des dort begüterten Hrn. von Schachmann in die Gallerie geschenkt worden, in demjenigen Verzeichnisse zu erwarten seyn, welches der fleißige und gelehrte Aufseher besagter Gallerie, Hr. Wacker unter der Feder hat. Dieses wird sich durch Erläuterungen verschiedner noch nicht sattsam erklärter Antiken, und, wo es nöthig, durch besondre Abhandlungen, von bloßen Namens-Verzeichnissen unterscheiden. Es sind Zeichnungen noch nicht bekannt gemachter Antiken, insonderheit der herkulanischen Vestalen, unter der Direction des Hrn. Prof. Casanova fertig geworden, und in Bereitschaft, einem geschickten Kupferstecher übergeben zu werden.

Leip:

Leipzig. Hr. Bernigeroth hat ein sehr saube- res Bildniß nach der Zeichnung und Anordnung des Director und Professor bey der leipziger Malerakademie Hrn. Oesers, von dem verstorbenen Hrn. Joh. Zach. Richter, Baumeister bey hiesiger Stadt geliefert. Es ist dieses dem Programma vorgesetzet, welches der berühmte Hr. D. Ernesti, diesem würdigen Manne im Namen der Universität, zum Andenken verfertiget. Ein herrlicher Garten, hauptsächlich aber Sammlung von Gemälden, Kupferstichen und Zeichnungen, eine wahre Zierde hiesigen Orts, einem seiner Söhne, Hrn. Thomas Richter hinterlassen, welcher als ein nicht geringerer Kenner und Freund dieser schönen Künste, dasselbe immer mehr zu bereichern, und gemeinnütziger zu machen suchet, hat obbenannten Gelehrter zu einer sehr arti- Abhandlung Anlaß gegeben, worinnen er die Handlung als eine Nutricem artium pulcrarum betrachtet. Diesem Programma ist noch ein Elogium auf den Hrn. D. Zach. Richter, einem geschickten Rechtsgelehrten, der seinem Vater bald im Tode gefolget, von der eleganten Feder des Hrn. Apellationsrath Plattners beygefügt. Vier ausnehmend schön geäzte Vignetten vom Hrn. Oeser, geben dieser Schrift eine besondre Zierde.

Hannover. Von der herrlichen St. Genevieve des von Loo, so Balechou gestochen, ist vor kurzem das Original nach Hannover gekommen, indem es der Hr. General von Wallmoden, ein wahrer Kenner und Freund der Kunst, im vorigen Jahre zu Avi-

Avignon, nebst andern schönen Stücken, aus dem Kabinette des Mr. de Mornas erkaufet hat. So schön das Kupfer ist, so hätte doch in den Köpfen, so wohl der Heiligen als der Engel mehr Heiterkeit und Anmuth seyn können.

Neue Bücher die schönen Künste betreffend, aus Frankreich.

Paris. Traité historique & critique sur l'Origine & les progrès des charactères de fonte pour l'impression de la musique, avec des épreuves de nouveaux charactères de musique, présentés aux Imprimeurs de France. Par Mr. *Fournier* le jeune. A Paris, chez Barbon 1765. in 4to. (50 Pag.) Da wir schon seit geraumer Zeit den vortrefflichen Breitkopfischen Notendruck haben, so ist es der Mühe werth, daß wir diese Schrift, die eine so nützliche Kunst betrifft, anzeigen. Der einsichtsvolle Verf. ist schon durch verschiedne Schriften, die er über die Erfindung der Buchdruckerey geschrieben, und die wir zu ihrer Zeit angemerket haben, bekannt, und er ist es, den Paris itzt die schönsten Charaktere seiner Schriften zu danken hat. In gegenwärtiger Schrift handelt er von den Charaktern der Musik: er schreibt den ersten Gebrauch einem gewissen Pierre Hautin, Kupferstecher, Schriftgießer und Drucker in Paris, im Jahre 1525. zu: er zeiget die vornehmsten Künstler an, die sich darinnen hervor gethan, und folget dem Fortgange der Notencharaktere bis auf itzige Zeiten. Ein andrer Gegenstand dieser

Abhand-

Abhandlung ist, zu beweisen, daß die Buchdrucker ein Recht auf den Notendruck haben, weil darüber in Paris ein Streit entstanden. Am Ende finden sich zwo Proben von Notendrucke.

Dictionaire Pittoresque & Historique, ou Description d'architecture, peinture, sculpture, gravure, histoire naturelle, antiquités, & des établissemens & monumens de Paris, Versailles, Marly, Trianon, Saint-Cloud, Fontainebleau, Compiegne, autres Maisons Royales & Châteaux à environ quinze lieues autour de la Capitale &c. Par Mr. Hubert, Amateur. 2 Vols in 12. Chez Claude Herissant. Der erste Band dieses Buchs handelt von den Alterthümern und der Zeit der Errichtung der verschiednen Monumente und Kunstfabriken: eine Anzeige der besten Werke in der Bau- Bildhauer- Kupferstecherkunst und Malerey: eine Beschreibung der Naturalienkabinette, und überhaupt was die Stadt und Gegend um Paris merkwürdiges enthält. Im zweyten Bande findet man ein Verzeichniß der Seltenheiten in den königlichen Schlössern. Am Ende vier Abhandlungen über jede dieser Kunst, wo von ihrem Ursprunge und Fortgange gründlich und kurz gehandelt wird: endlich 4 alphabetische Verzeichnisse von den berühmtesten alten und neuern Künstlern dieser verschwisterten Künste, mit verschiednen historischen und malerischen Anmerkungen. Was dem Buche vielleicht an Zierlichkeit des Styls mangelt, hat der Verf. durch Fleiß und Richtigkeit ersetzet.

Journal des Romans, ou Abrégé des meilleurs Romans depuis le premier qui a paru en France, jusqu'à ceux qui paroissent aujour'dhuy. Das Unternehmen, alle mögliche französische Romanen von dem ersten an, der in Frankreich erschienen, bis auf unsre Zeiten zu liefern, muß, wenn die Ausführung mit dem Plane, den der Verf. davon giebt, übereinstimmt, sehr interessant werden. Wir wollen die Einrichtung, die dabey soll beachtet werden, hersetzen, und wir müßten uns sehr irren, wenn es auf diese Weise nicht zugleich eine angenehme Geschichte der Sitten und des Geschmacks nach ihren verschiednen Veränderungen werden könnte. 1) Wird man allezeit eine kurze Lebensbeschreibung von den Verfassern geben. Darauf folget 2) der Roman selbst, zwar ins kurze gezogen, doch so, daß man ihm seine Form, seine Abtheilungen und Styl lassen wird, mit einer gegenüber stehenden Uebersetzung. 3) Wird man diesen Roman prüfen, und seinen Werth zu bestimmen suchen. 4) Gesetzt, eben derselbe Schriftsteller habe noch mehr Romane geliefert, so sollen sie alle in der angegebenen Ordnung folgen, und man wird über das Genie des Verfassers Anmerkungen beyfügen, und dieses wird 5) auch mit den übrigen Romanschreibern bis zur zweyten Epoke geschehen, mit der sich auch die zweyte Abtheilung anfangen wird. Noch zu Ende wird man 6) kurze Anmerkungen über die Geschichte derselbigen Zeiten beyfügen, und untersuchen, ob die Sitten, Gewohnheiten, Feste und dergleichen dem Zeitalter des Verfassers zukommen. Hierdurch wird man auf einer Seite den

Philo-

Philosophen eine Genüge thun können, die die Geschichte der Künste, der Wissenschaften, der Litteratur und der Sitten zu untersuchen begehren: auf der andern Seite aber auch denjenigen, die eine blos angenehme Unterhaltung suchen.

Projet d'une Salle de Spectacle pour un Théatre de Comédie. Paris, chez Jombert, 1766. Dieser Entwurf zu einem neuen Theaterhause verdient eine vorzügliche Aufmerksamkeit, und ist hauptsächlich denenjenigen zu empfehlen, die dergleichen zu bauen vorhaben. Eigentlich ist es das Theater des bekannten Palladio mit einigen Veränderungen. Der Hauptfehler unsrer Schauspielplätze ist vornehmlich dieser, daß sie zu tief sind, mithin die mittelsten Logen, die in Ansehung der Zuschauer die vortheilhaftesten seyn sollten, zu entfernt sind, als daß man darinnen gut sehen und hören sollte, hinwiederum daß die Seitenlogen die Scenen nur von einer Seite, so wie auch die Schauspieler sehen. Der Verfasser schlägt also die ovale Forme in die Breite vor, durch die sich alle Zuschauer dem Theater mehr nähern, und die Bühne von forne sehen: den Einwurf, daß diese alsdenn in dem Verhältnisse der Höhe zu breit seyn würden, hebt er dadurch, daß er 3 Abschnitte in der Bühne anbringt, wo die mittelste die Hauptscene, und die beyden auf der Seite Nebenscenen die wieder ihre eigne Decoration haben, ausmachen; man kann nicht läugnen, daß dieses sowohl zur Pracht, als auch zu vielem Vortheile der Schauspieler und der Vorstellung, als auch der Autoren selbst, die die Einheit des Orts so sehr einschränkt,

dienen würde: man könnte auf diese Art die Aussicht, verschiedne Gebäude, wo die Scene vorgehen sollte, anbringen, und wir haben etwas Aehnliches bey verschiednen Gelegenheiten auf den französischen Theater in Paris gesehen. Der Verf. zeiget hierauf den Vortheil dieser Form in Absicht auf die Menge der Zuschauer, und stellet diesfalls eine Vergleichung mit dem itzigen Schauspielplatze in Paris an, wo er die Abtheilungen von seinem Theater in Absicht auf die Plätze der Zuschauer angiebt. Die letzte Neuerung die er vor hat, betrift die Erleuchtung: Er schlägt Mittel vor, daß diese von oben durch einen Untersatz unter dem Plafond hereinkömmt, und diese Methode hat uns vorzüglich gefallen. Wir würden mehr davon sagen, wenn es ohne die Kupferstiche, die sich dabey befinden, deutlich genug geschehen könnte: hoffen aber von diesem kleinen Werkchen, das in seiner Art wichtig ist, ehestens eine deutsche Uebersetzung ankündigen zu können: ein geschickter Schüler der leipziger Malerakademie, Hr. Liebe, hat bereits die Kupfer davon nachgestochen.

Pensées Philosophiques de Mr. de Voltaire, ou Tableau Encyclopédique des connoissances humaines, 2 Vol. in 12. chez Herissant. Diese beyden Bändchen enthalten in einer guten Wahl Charaktere, Schilderungen, Bilder und Maximen, die nach den Materien geordnet sind, und jede Leser werden etwas darinnen für ihren Geschmack finden.

Histoire de l'Art de l'Antiquité par Mr. Winkelmann, 1 Vol. in 8vo avec fig. à Paris,

ris, chez Saillant. Wir begnügen uns blos den Titel dieser Uebersetzung anzuzeigen, da wir noch nicht Gelegenheit gehabt, sie mit dem Originale zu vergleichen.

La Traduction de Lucain par Mr. Marmontel, in 8vo. Diese Uebersetzung ist mit den herrlichsten Kupferstichen und Vignetten verzieret; und der Verleger Merlin hat keine Kosten geschont, ihr alle mögliche Pracht zu geben.

Lettres en Vers, ou Epitres Héroiques & amoureuses. A Paris, de l'Imprimerie de Sebastian Jorry, 1766. (51 Pag.) Die witzigen Köpfe in Paris sind immer noch mit Heroiden geschäftig. Diese Sammlung enthält ihrer dreye. Octavie, Soeur d'Auguste, à Antoine. (Es ist dieses die dritte Ausgabe dieser Heroide, die schon 1760 erschien, aber hier ganz umgeschmolzen ist.) Hero à Leandre. Abailard à Héloise: sie sind vom Hrn. Dorat, sowohl als Réponse de Valcour à Zéila précédée d'une lettre de l'auteur à une femme qu'il ne connoit pas, chez le même, (42 Pag.) Der witzige Verfasser ist schon durch eine Menge solcher reizender Kleinigkeiten zu bekannt, als daß wir viel zu seinem Lobe anzuführen brauchen. Wir haben sie allezeit zur Zeit ihrer Erscheinung angeführet, und wollen hier blos die Titel wiederholen, da sich der Verfasser anfänglich verborgen gehalten. Es sind Lettre de Barnevelt à Truman son Ami. Lettre de Zéila à Valcour. Lettre du Comte de Comminges à sa mère, suivie d'une Lettre de Philomèle à Pro-

à Progné. Combabus. Regulus. Catherine. Le Pot-pourri, suivi d'une Epitre à mon Ami.

Von eben diesem Verfasser ist ein Gedicht in 3 Gesängen Les Tourterelles de Zelmis erschienen. Die Idee davon ist witzig, und die Ausführung höchst reizend. Der Liebhaber Zelmis, der der Stadt überdrüßig ist, begiebt sich aufs Land, und genießt daselbst der Freuden der Natur in der Nachbarschaft seiner Geliebten.

Il faut un monde aux voeux d'un Conquérant;
Mais un Jardin remplit ceux d'un Amant.

Ein Taubenschlag erhält durch ein paar Turteltäubchen, die Zelmis darein setzt, einen besondern Werth in seinen Augen. Alle Vögel dieses Aufenthalts bezeigen ihre Freude über ihre Gegenwart, durch tausend Liebkosungen, denen desto mehr Klagen über ihre Abreise folgen. Nitor und Blandula, (so heissen die beyden Täubchen) wissen sich durch nichts als ihre Liebe zu trösten. Zelmis kömmt nach einigen Tagen mit ein paar Freundinnen zurück: Der Liebhaber beschreibt ihre Vergnügungen:

Dans un Salon, de guirlandes orné,
Où le Zéphir semble être emprisonné,
Zelmis s'envole, avec sa cour fidelle,
Corinne, Eglé, qu'elle entraîne après elle:
Des amis vrais partagent mon bonheur:
Tous les plaisirs sont entrés dans mon coeur;

Tous

Tous ces plaisirs qu'un monde vain soupçonne,
Qu'amour promet, & que l'amitié donne.
On se rassemble; on s'est déja placé
Près de l'autel que Comus a dressé.
Zelmis s'assièd: un pavillon de roses,
Jeunes comme elle, avec aurore écloses,
Parfume l'air, & tient lieu de l'ambris:
L'amour y plane, il sourit à Zelmis;
Et sur son front balance un diadême,
De mirthes frais qu'il a cueillis lui-même.
Des instrumens les accords les plus doux,
Par intervalle, arrivent jusqu'à noux.
L'oeil de Zelmis & s'anime & s'enflamme:
Tout son esprit est epuisé dans son ame.
Sa belle main verse dans les cristaux
Ce jus ambré, mûri sur le côteaux.
De sa vapeur, l'éclair de la saillie
Naît sans efforts, brille & se multiplie,
Chaque convive en ces momens heureux
Boit le plaisir dans la coupe des Dieux.

Das verliebte Paar läuft nach den Taubenschlägen; sie sehen die Liebkosungen der beyden Täubchen:

Pendant ces tems, tous les autres oiseaux
Par mille jeux font plier les rameaux.
Tout s'attendrit, tout brûle en ces asyles;
On n'y voit point des coeurs froids & tranquilles;
La jouissance est un nouvel attrait:

L'amour renaît de l'amour satisfait.
L'affreux dégoût, enfant de la foiblesse,
N'y corrompt point cette immortelle ivresse,
Ce ne sont point de passagers desirs;
C'est le bonheur fixé par les plaisirs.
Que de soupirs! que d'ardens sacrifices!
Que de baisers, de feux & de délices!
Chaque panier, dans ce séjour charmant,
Renferme un époux, ou renferme un amant.

Alle diese Gegenstände machen einen so zärtlichen Eindruck auf die Zelims, daß sie ihrem Liebhaber in die Arme fällt, und er ihr in der Betäubung einen sehr wollüstigen Kuß raubet. Sie flieht voll Zorn über diese Verwegenheit, da sie zu sich selbst kömmt. Die Natur scheint sich selbst zu interessiren; der Wind stürmt; es läßt sich der Donner hören: der Taubenschlag wird zerrissen. Ein Stoßvogel nützt die Gelegenheit zu einer Niederlage unter den Tauben. Nitor wird verwundet, seine Geliebte verschwindet: der Liebhaber der Zelims, beweint den vermeinten Tod dieses Täubchen. Indessen geht Amor vorbey, er sieht diese Unordnung, und freuet sich hier Gelegenheit zu seiner Bosheit zu finden. Er schickt eine falsche Blandula in den Taubenschlag, eine wahre Buhlerinn, die am Hofe der Cythere erzogen worden. Ihre Buhlereyen stiften daselbst große Unordnungen, alles wird verbuhlet und ungetreu, und alle Herzen verderben.

Telle

Telle autrefois on vit la jeune Armide,
Cachant ses voeux sous un maintien perfide,
De nôtre foi seduire les soutiens,
Et diviser le camp des Chrétiens.

Nitor selbst läßt sich durch die falschen Schmeicheleyen der vermeynten Blandula hintergehen: zum Glück bemerkt es sein Herz, und er entflieht der Verführerinn. Blandula sieht alles vom nächsten Ast, fliegt zu ihm nieder und belohnt ihn für seine Treue durch die zärtlichsten Zeugnisse ihrer Liebe. Zelmis läuft herzu. In der Freude ihr Täubchen wieder gefunden zu haben, versöhnt sie sich mit ihrem Liebhaber, und alles bis auf den Kuß wird ihm vergeben. Diesem Gedichte ist eine Abhandlung über die erotische Poesie vorgesetzt, die viel interessantes enthält.

Eine andre Heroide bey eben demselbiger Verleger ist von Mr. Blin de Sainmore: unter dem Titel, Lettre de Gabrielle d'Etrées à Henri IV. précédée d'une Epitre à Mr. de Voltaire & de sa réponse. 1766.

Bey Michel Lambert ist ebenfalls eine Heroide Lettre de Caton d'Utique à Cesar auf 32 Seiten herausgekommen. Caton schreibt in dem Augenblicke, da die Stadt Utica bereit ist sich zu ergeben, nachdem sie die Friedensbedingungen des Cäsars ausgeschlagen. — Wir können nicht läugnen, daß wir uns nicht überwinden können, sie alle durch zu lesen, ungeachtet der Vertheidigung die Hr. Dorat seiner Reponse de Valcour für diese Art von Gedichten vorgesetzt: die Einförmigkeit bleibt immer

ein Vorwurf der nicht zu heben ist, zumal da die meisten immer aus vielen 100 Versen bestehen. Destomehr reizet uns die typographische Schönheit dieser Werkchen, und die vortrefflichen Kupferstiche und Vignetten, die alle diese vorgedachten Heldenbriefe begleiten: sie sind von einem Eisen, Aliamet, de Longueil, Fessard, und andern großen Künstlern, und man kann sich nicht satt daran sehen. Daß die Franzosen selbst darinnen mit uns einstimmig sind, beweisen die Epigrammen, die sie wider diese heroischen Dichter ausschütten. Hr. Dorat führet eines von einem gewissen Abt an, das gewiß das Gefühl der meisten Leser ausdrückt:

> Lorsque j'admire ces *Estampes*,
> Ces *Vignettes*, ces *Culs-de-Lampes*,
> Je crois voir en toi, pauvre Auteur;
> (Pardonne à mon humeur trop franche,)
> Un malheureux Navigateur
> Qui se sauve, de planche en planche.

Les Sens, Poeme en Six Chants. A Londres (Paris) 1766. (184) Dies Gedicht ist mit aller möglichen Pracht gedruckt. Der Innhalt dieser 6 Gesänge ist das Gehör, das Gesicht, das Gefühl, der Geschmack, der Geruch, der Genuß. „Ich rede, sagt der Verfasser, in diesem Gedichte, nicht von den Sinnen als ein Zergliederer, noch ist meine Absicht einen chirurgischen Traktat aus einem Werke zu machen, wo alles die Sprache der Empfindung reden soll. Ich habe unsre sinnlichen

chen Empfindungen, nicht aber ihre Triebfedern beschrieben: dies überlasse ich andern: ich lehre blos, wie man ihrer gebrauchen soll: ich suche blos die Verhältnisse der Sinne mit der Seele: ich schreibe für die Schule von Paphos, nicht für die von Saint-Come. Alle meine Gesänge sind durch die Einheit des Interesse, der Oerter und der Personen verbunden; alle entwickeln die auf einander folgenden Wirkungen der Sinne auf unsre Seele, und der Seele auf unsre Sinne. Jede empfindliche Seele, die verdient hat, zu hören, zu sehen, zu fühlen, und die Liebe zu schmecken, kann sagen, das ist meine Geschichte." — Die Leser werden hieraus leicht sehen, was sie hier zu suchen haben: den Gebrauch der Sinne zu einem wollüstigen Vergnügen in weichen und lydischen Tönen. Der Verf. hat viel Delicatesse im Ausdrucke, und die abwechselnde Versart giebt seinem Gedichte eine besondre Anmuth: besonders haben uns auch hier die vortrefflichen Kupferstiche, an der Zahl 7. und die Anfangs- und Schlußvignetten von den Händen der berühmtesten Künstler gereizt, und wir haben mit Vergnügen aus der Unterschrift gesehen, daß zu einigen der jüngere Hrn. Wille, ein Sohn unsers würdigen und trefflichen Landsmannes die Zeichnungen verfertiget: die übrigen sind von Eisen gezeichnet, und von de Longueil und Aliamet gestochen.

Amsterdam. Le Temple des Arts, ou le Cabinet de Mr. Bramcamps, poëme de 1500 vers, suivi d'un Catalogue raisonné de ce Cabi-

Cabinet. Vol. in 4to. Von diesem Buche, welches vielleicht in seiner Art wichtig seyn kann, wissen wir vor der Hand nichts als den Titel anzuzeigen.

Histoire des progrès de l'Esprit humain dans les Sciences exactes & dans les Arts qui en dépendent; sçavoir l'Arithmétique, l'Algebre, la Géométrie, l'Astronomie, la Gnomonique, la Chronologie, la Navigation, l'Optique, la Méchanique, l'Hydraulique, l'Acoustique & la Musique, la Géographie, l'Architecture civile, l'Architecture militaire, l'Architecture navale, avec un abrégé de la vie des Auteurs les plus célèbres dans ces Sciences. Par Mr. *Saverien.* Chez *la Combe* 1766. Vol. in 8vo de près de 600 pages. Der Titel dieses Werks zeiget zur Gnüge den Inhalt an: Hr. Saverien versichert, daß dieses Buch eine Frucht eines beständigen Fleißes von mehr als 20 Jahren sey, und er hat schon, außer verschiednen Schriften über diese Materien, durch sein Dictionnaire universel de Mathematique & de Physique, in 2 großen Quartbänden mit 100 Kupfertafeln gezieret, welches 1753 erschien, und mit vielen historischen Anmerkungen begleitet ist, gewiesen, daß man sich etwas Gutes von vorgenanntem Buche versprechen darf: es ist ein artiges Kupfer vorgesetzt, welches Mr. Deseve gezeichnet und Massard gestochen hat.

Neue

Neue Kupferstiche vom Jahre 1766.

Jänner. Vom Hrn. von Voltaire ist itzt das ähnlichste Bildniß erschienen, das man noch von ihm gehabt. Hr. Danzel hat es nach dem Leben auf dem Schlosse zu Ferney abgezeichnet, und Mr. Audray verkauft es um 3 Livres. Das Gegenbildniß ist Rousseau, welches eben daselbst zu finden ist.

Hr. Littret hat nach Carl Vanloo ein Concert des Sultans gestochen. Die Hauptfiguren darinnen sind die Bildnisse des verstorbenen C. Vanloo, seiner Frau, seiner Tochter und seiner beyden Söhne. Es ist von einer schönen und großen Zusammensetzung, und man kann es zum Gegenbilde von dem Kupferblatte des Lepicie, le Bacha, qui fait peindre sa Maitresse nach eben diesem Maler nehmen.

Februar. Etrennes Françoises. Das Jubeljahr oder das 50ste Jahr der Regierung des Königs, scheint zu dieser Unternehmung Anlaß gegeben zu haben. Es ist ein Quartband von 68 Seiten, die die vornehmsten Denkmäler, welche während derselbigen errichtet worden, vorstellen. Das erste Blatt ist in Form eines Medaillon, und zeiget den Innhalt des Ganzen auf eine allegorische Art. Man sieht das Königreich Frankreich vor einem Weihaltare knien, indem es seine Augen nach dem Medaillon des Königs erhebt. Dieser wird von dem Herkules gehalten, der auf fascibus militaribus sitzt, die übrigen Zierrathen sind dem Innhalte gemäß, und stimmen zum Ganzen ein. Es folget 1) ein Medaillon, der die Errichtung der Soldatenschule vorstellet. 2) Die Ein-

Einweihung der Statue des Königs zu Pferde. 3) Die neuen Hallen zum Getraide und Mehl. 4) Der König wie er den Grundstein zur neuen Kirche der heil. Genevieve legt. Das letzte Stück hat auch eine Beziehung auf das Jubeljahr. Es ist die Kopie eines Gemäldes, in Miniatur gebracht, welches von dem Prevot des Marchands dem Könige unlängst überreicht worden, und enthält ebenfalls eine Allegorie. Jedem Kupferstiche sind kurze Erklärungen beygefügt, deren Verfasser der Abt de Petity, Prediger der Königinn ist. Man findet sie beym Buchhändler Simon.

Zu den Monumens érigés à la gloire de Louis XV. giebt Hr. Patte ein Supplement, welches die Beschreibung und Einweihung der Statue des Königs zu Rheims enthält, den Käufern des Werks gratis aus.

Merz. Beauvais verkauft ein allegorisches Blatt, dem Andenken des Dauphins gewidmet. Man sieht Frankreich auf seinem Globus gestützt sich dem tiefsten Schmerze überlassen. Die göttliche Weisheit tröstet es, indem es auf einen Zweig zeiget, der aus einem umgefallenen Baume sprießt. Vor ihr widmet ihm die Frömmigkeit eine Pyramide mit den Worten: Iam maturus coelo. Sie hängt eine Sternenkrone zum Zeichen der unsterblichen Belohnung seiner Tugenden auf. Am Fußgestelle überreichen zween Genii der Frömmigkeit das Bildniß des Prinzen.

Unter dem Titel: La Fleuriste hat Mr. de Marcenay wieder ein schönes Blatt nach Gerhard

Dow

Dow geliefert. Es stellet eine junge Person vor, die sich nachläßig an ein Fenster stützet. Sie ist im Begriff eine Nelke wegzunehmen, die ihr unter der Hand lieget: andre Gedanken aber scheinen sie auf eine angenehme Art in diesem Vorhaben zu zerstreuen. Es ist die 26 Numer von seinen Werken.

Hr. Aliamet hat nach einem der schönsten Gemälde nach Berchem, ein Kupfer le Port de Genes von einer sehr großen Wirkung geliefert. Der Innhalt zeiget sehr verschiedne Gegenstände, die auf das angenehmste gegen einander abstechen. Das Blatt kostet 12 Liv.

Bey eben diesem Künstler findet man noch zwey andre. Das eine, das er selbst nach Pernet gestochen, hat den Titel: Incendie nocturne. Der Preiß ist 3 Liv. Das zweyte: Fin d'Orage, nach Bonaventur Peters, ist von Yves le Gouasse gestochen.

April. Von Hrn. Wille haben wir wieder ein vortreffliches Stück nach Terburg l'Instruction Paternelle, in Kupfer erhalten. Wir würden ein Mißtrauen gegen unsre Leser bezeigen, wenn wir etwas zu seinem Lobe hinzusetzen wollten: eine junge Weibsperson steht vor ihrem sitzenden Vater, der ihr gute Lehren zu geben scheint; neben ihm sitzt die Mutter, die sich indessen mit einem Glase Wein beschäftiget: es ist der verwittweten Kaiserinn Majestät zugeeignet.

Die vereinigten Buchhändler, die das Recueil de Planches sur les Sciences, Arts, Metiers & Manufactures verkaufen, haben die Subscribenten

benten durch ein Avertissement unterrichtet, daß sie bey Auslieferung des 4ten Bandes der Kupferstiche, wofür sie 36 Pf. empfangen sollen, ihrer Verbindlichkeit eine Genüge gethan zu haben, glauben. Der große Ueberfluß an Materien ist Ursache, daß noch eine sehr große Menge von Kupferstichen zur Bekanntmachung übrig bleibt, wovon ein ansehnlicher Theil bereits fertig ist. Da sie die Folge von den vorhergehenden ausmachen, so werden die Subscribenten im Verhältnisse des alten Preises die Fortsetzung bezahlen: nämlich 226 Liv. für 1000, oder 56 Liv. 10 S. für 250 Blatt, ob sich gleich die Kosten in Ansehung derselbigen vermehret haben.

Zur Geschichte der Kunst gehöret die Erfindung unsrer Zeiten, dem Golde alle Farben und Gestalten zu geben. Mr. Tiron von Nantenille, Königl. Goldschmidt, hat itzt davon ein Meisterstück geliefert. Es ist eine Vase mit verschiednen Blumen, als die Rose, die Nelke, die Orangenblüte, die Veilche, der Jesmin und die Jonquille. Das Gold trägt hier die Farbe der Natur in einem so hohen Grade, daß das Auge selbst getäuschet wird, ja so gar der Geruch: denn jeder Blume, welches nicht weniger bemerkt zu werden verdienet, hat er den ihr eignen Geruch zu geben gewußt.

Nachtrag zu den französischen Kupfern vom vorigen Jahre.

Buldet verkauft einen Kupferstich vom Hrn. Henriquez gestochen, der eine rußische Pastorale, le joueur

joueur de balalaye, nach dem Originalgemälde des Mr. le Prince vorstellet.

Mr. l'Evesque hat nach Mr. F. A. Castelle, den großen Schauspieler le Kain, in der Rolle des Gengis-Kan gestochen.

Die junge Frau, welche wäschet, nach Greuze vom Mr. Danzel in Kupfer gebracht, vereiniget alles, was die Liebhaber im Originale reizendes gefunden haben.

Das Bildniß des Abt Chauvelin von Mr. Moitte, nach Mr. Roslin, einen Schweden von Geburt, ist das Gegenbild vom Abt Pucelle.

Wir haben unsern Lesern von der Reise des Hrn. Watelets, der sich durch sein Gedicht von der Kunst zu malen, und den dazu radirten Kupfern bekannt gemacht, zu seiner Zeit Nachricht gegeben. Er stellte solche mit Mad. le Comte einer Kennerinn an. Da blos die Künste der Endzweck von der Besuchung Italiens waren, so mußte ihnen der Aufenthalt in einem Lande, das vormals der Sitz der Künste war, und zum Theil noch ist, sehr nutzbar und angenehm werden. Daß sie sich mit den Künsten beschäfftiget, davon sind einige artige Blätter ein Beweis, welche sie bey ihrem Aufenthalte zu Rom in Kupfer geätzt haben. Es sind uns dieselben erst neuerlich zu Gesichte gekommen, da sie aber nur für ihre Freunde gemacht, und folglich sehr rar sind, so wird es den Liebhabern nicht unangenehm seyn, eine Anzeige davon zu lesen.

Hr. Watelet und der schon oft gelobte Weirotter, haben eine Suite von 9 Blättern in Quart nach den Zeichnungen eines jungen Franzosen de la Vallée Poussin, verfertiget, die sich auf seine und der Madame le Comte Reise beziehen.

Das 1ste Blatt ist die Zueignung an seine Gefährtinn Madame le Comte, Rom 1764. von Weirotter.

2. Bildniß der Mad. le Comte: auf dem Tische liegt ein Medaillon des Cardinal Albani. Watelet.
3. Auf einen Stein, der oben mit einer Vase besetzt ist, liest man die Worte: Omne tulit punctum, qui miscuit utile dulci, 1764. zur Seite liegen Radirnadeln, eine Rolle Papier und ein Buch. Weirotter.
4. Minerva zeigt den beyden Reisenden den Weg zu einem römischen Tempel. Ebend.
5. Audienz des Hrn. Watelet bey dem französischen Gesandten in Rom, über Ihnen schwebt die Minerva in den Wolken. Ebend.
6. Die Minerva zertheilt für sie die Wolken, welche bisher die Alterthümer vor ihren Augen bedeckten. Ebend.
7. Sie besehen den berühmten Apollo im Vatican, bey einer Fackel, die die Minerva hält. Ebend.
8. Sie werden in die Gesellschaft der Arcadier aufgenommen.
9. Ihre Abreise von Rom nach Neapel, unter Anführung der Minerva, nebst dem Grabmal eines ihrer verstorbnen Reisegefährten. Weirotter.

Madame

Madame Marguerite le Comte hat das Bildniß des Cardinal Albani, des großen Liebhabers und Sammlers von antiken Monumenten, in einen Medaillon radirt, mit dem Motto: Dignum laude virum Musa vetat mori, 1764.

Außer diesen hat sie noch 5 Blätter: als eine Landschaft, eine Geschichte nach einer Rembrantischen Zeichnung, einen Kopf in schwarzer Kunst, und noch ein paar andre Köpfe verfertiget.

Nachrichten von dem verstorbenen Hrn. Deshayes, Professor der Königl. Malerey- und Bildhauer-Akademie.

Außer dem berühmten Vanloo hat die französische Malerey- und Bildhauerakademie, noch einen andern guten Künstler, nämlich den Hrn. Deshayes im vergangnen Jahre verloren. Jean Baptista Deshayes wurde zu Rouen 1729 geboren. Er erhielt den ersten Unterricht im Zeichnen von seinem Vater, der noch lebt, und sich an demselben Orte aufhält. Der junge Deshayes wurde von ihm an Hrn. Colin de Vermont addressiret, ob dieser gleich keine Schüler annahm. Dieser that ihm nachgehends zum Hrn. Restout, der ihm die guten Grundsätze eingab, durch die sich sein Talent nachmals erhob. Er gab bald Proben von seiner Fähigkeit, und erhielt sehr oft die Preißmünzen, die bey der Akademie auf die besten Zeichnungen gesetzt wurden. Bey einer Reise, die er nach Rouen that, erhielt er den Auftrag zu verschiednen Gemälden für die dort herumliegenden Klöster. Er verfertigte einige davon

unter den Augen des Hrn. Restout in Paris. Sein Gemälde von der Frau des Potiphars, welches er kurze Zeit hernach verfertigte, und wodurch er mit um den von der Akademie ausgesetzten Preiß arbeitete, zog ihm die Gewogenheit des Hrn. Boucher zu. Es brauchte bey diesem großen Künstler keine andre Empfehlung als sein Genie. Er nahm den jungen Deshayes mit der Gefälligkeit und dem Eifer auf, den er allen Schülern von großer Hoffnung bezeiget. Hr. Restout überließ ihm die Aufsicht desselbigen um desto lieber, da er seinen Sohn selbst in diese Schule that.

Im Jahre 1751 erhielt er den ersten Malerpreiß bey der Akademie, und erwarb sich mithin dadurch den Zutritt in der Schule der von dem Könige unterhaltnen Zöglinge, unter der Aufsicht des verstorbnen Carl Vanlao, wo er sich 3 Jahre lang dessen Unterricht zu Nutze machte. Er verfertigte in dieser Schule diejenigen Gemälde, die jedes Jahr zum Beweise, wie weit jeder Schüler gekommen, erfordert werden. Das erste war Loth mit seinen Töchtern; das zweyte, die Psyche in Ohnmacht; und das dritte, die Entführung des Cephalus von der Aurore. Er lieferte binnen dieser Zeit noch zwey andre Gemälde, die sich zu Rouen befinden, die Verkündigung und Heimsuchung Mariä. Man war so sehr zufrieden damit, daß man ihm auch die Verfertigung der Gemälde für die Kirche St. Andreas, in dieser Stadt auftrug, die er während seines Aufenthalts in Rom, zu vollenden gedachte. Hier fieng er an sich wieder nach seinem Vaterlande

zurück

zurück zu sehnen. Er schrieb die Ursache seiner schwächlichen Gesundheit zu. Einer seiner Cameraden hatte eben den Anfall, und sie hielten um ihre Rückkehr an: aber es wurde ihnen abgeschlagen, und obgleich den andern seine kränklichen Umstände nöthigten, zurück zu kehren, so mußte er doch aushalten. Durch die Liebe zur Kunst überstieg er seinen Ekel, unterzog sich seiner Arbeit mit einem neuen Eifer, und machte einen geschwinden Fortgang. Nach seiner Wiederkunft in Paris, stellte er sich der Akademie vor: Hr. Boucher gab ihm seine Tochter zur Ehe: den 30sten September 1758 wurde er mit allgemeinen Beyfall aufgenommen. Nach den Gemälden, die er überreichte, urtheilte man, daß er zur großen Manier bestimmt und sein Pinsel der höchsten Wirkungen fähig sey. Er rechtfertigte auch in der Folge bey jeder Ausstellung im Louvre diese günstige Muthmaßung, und sein Ruhm war schon auf die dauerhafteste Art gegründet, als ein Umstand, den er einem Falle zuschrieb, ihm an einem der zärtlichsten Theile des menschlichen Körpers heftige Schmerzen verursachte. Man schmeichelte sich nach einem Gebrauche der Heilungsmittel von einigen Monaten mit seiner Genesung, als man wahrnahm, daß er sich nothwendig einer Operation unterwerfen müßte, die zwar wohl von statten gieng, doch immer wegen der verdrüßlichen Folgen, denen man nicht allezeit entgehen kann, sehr ungewiß ist. Hr. Deshayes hat einen von den sehr feurigen Charakteren, die sich der Unruhe leicht überlassen, und vom Guten und Bösen gleich, ganz durchdrungen werden. Diese Gemüths-

art war ihm nachtheilig: sie bildete ihm die Gefahr einer leichten Hemorragie weit gefährlicher ab, als sie wirklich war. Es entzündete sich ein Fieber und er unterlag den 10ten Febr. des vergangenen 1765sten Jahres, da er nicht älter als 30 Jahr war. Aus der Geschwindigkeit, mit der er in so kurzem einen so großen Ruhm erlangt, kann man schließen, wie weit er es noch hätte bringen können.

Außer den hier angezeigten Gemälden hat man noch eine Menge von ihm, die des größten Beyfalls würdig sind. Man findet davon ein sehr genaues Verzeichniß, nebst verschiednen andern dahin einschlagenden Umständen, in einem Sendschreiben des Hrn. Cochin, Sekretär der Akademie der Malerey und Bildhauerkunst unter dem Titel: Essai sur la vie de Mr. Deshayes, aus dem der vorhergehende Auszug genommen ist.

Neue dramatische Stücke.

Hr. Düclairon, Verf. der Tragödie Cromwell, hat den Gustav Wasa, ein Trauerspiel von Heinrich Brooke übersetzt. Man wird sich erinnern, daß Mr. Piron eben diesen Befreyer seines Vaterlands aufs Theater gebracht. Beyde Dichter haben aber dieses Subjekt von ganz entgegen gesetzten Seiten bearbeitet.

Notice de la Partie de Chasse de Henri IV. Comédie en trois actes & en prose: avec quatre Estampes en taille-douce d'après les desseins de Mr. Gravelot. Par Mr. Collé, Lecteur de S. A. S. Msgr. le Duc d'Orleans.

Chez

Chez Duchesne &c. Man kennt bereits die kleine komische Oper des Mr. Sedaine: le Roi & le Fermier. Der Innhalt gleichet sich beynahe völlig: beyde haben die Anlage aus einem englischen Stücke genommen, beyde haben ihre Vorzüge, und das Gegenwärtige ist ungemein interessant, und unterhaltend, und wir sehen nicht, warum es deswegen, weil eine wahre Person aufgeführet wird, weniger auf dem Theater gefallen sollte.

Am 19ten Febr. wurde auf dem italiänischen Theater zum erstenmale la Bergere des Alpes, eine Pastorale in 3 Aufzügen, mit untermengten Gesängen vom Hrn. Marmontel aufgeführet. Der Verf. hat nichts gethan, als daß er die angenehme Erzählung, die sich in seinen Werken befindet, in ein Drama verwandelt. Vielleicht hätte man es bey diesem Subjekt nicht thun sollen: es giebt verschiedne physische und moralische Handlungen, die sich nicht wohl für das Theater umbilden lassen, so angenehm sie in einer kleinen Geschichte seyn mögen. Uebrigens sieht man die Kunst des V. dessen leichter und schöner Styl, nebst den angenehmen Gesängen, immer noch das Stück empfehlungswürdig machet. Auch Hr. Desfontaines hat diese Erzählung in einer Comödie unter dem Titel Notice de la Bergère des Alpes, Comedie en un acte & en vers libres, bey Esclapart im Druck herausgegeben. Es ist auch nicht ohne Verdienst: die Entwicklung ist aber zu übereilt, und wie konnte es anders seyn, da er die Geschichte in einen Aufzug eingeschränket?

Am 3ten Merz ist auf dem französischen Theater ein neues Trauerspiel, Gustave, vom Mr. de la Harpe aufgeführet worden. Alle Bemühungen der Schauspieler sind nicht im Stande gewesen, die Zuschauer wegen verschiedner darinnen bemerkter Fehler zu befriedigen, und der Autor hat es wieder zurückgenommen.

England.

London. The Demagogue. By Theophilus Thorn, Esq. 4to Pr. 1 S. 6 d. Robinson and Roberts. In dieser Satyre wider den Herrn Pitt, (denn vermuthlich ist kein andrer gemeynt,) herrschet viel Poesie und ein wahrer juvenalischer Geist: man schließe aus folgenden Versen: „Ehe noch die Satyre von ihrem gedultigen Schlummer erwacht, und die rächende Geisel von Schlangen schwingt: ehe noch ihre Augen mit den funkelnden Strahlen des Blitzes die finstern Winkel seines Herzens beschauen: soll die Aufrichtigkeit des unvergleichlichen Steuermanns Gewalt, die sie in der fürchterlichen Stunde der äußersten Gefahr gefühlt, zugestehen! Die Wahrheit soll, mit der Trompete des Ruhms übereinstimmend, seinen Ruhm, in den erhabensten Gesängen verkündigen: er gebot dem Ungewitter der Schlacht zu brüllen, welches über die Tiefe von Ufer zu Ufer donnerte. Wie oft mitten unter den Schrecken des Kriegs an die blutigen Räder des Wagens der Gefahr gefesselt, wie oft hat mein Busen bey deinem Namen geglüht und aus meinen klopfenden Herzen den Beyfall gegeben, einen Beyfall,

fall, der so unverfälscht, als die Röthe der Jugend, mit dem Betrug unbekannt, durch die Wahrheit geheiliget war! Wie oft segnete ich die edle Wuth des Patrioten, der es großmüthig wagte das strafbare Zeitalter zu züchtigen, der, von pathetischen, kühnen und starken Eifer fortgerissen, den vollen Strom der Beredsamkeit ergoß! der dem gewaltigen Sturz der Macht mit männlichem Stolze Troz bot und alle feilen Künste der Bestechung vernichtete, indem diese von fern durchdringenden Augen jeden feindlichen Entwurf sich erheben sahen: der jede Bewegung des treulosen Feindes bemerkte, jede Schlinge zerriß, und jeden Streich taub machte: Ein zärtlicher Enthusiast, von deinem Namen angefacht glühte ich insgeheim von einer gleichen Flamme, indem mein junger Busen, mit dem Betrug unbekannt, alle deine Tugend für wirklich hielt.„

„Ja, es war eine Zeit, ehe noch sein gewissenhaftes Herz von dem rauhen Pfade der Wahrheit abwich, da er noch von erhabnen Empfindungen brannte und ein Fremdling vor der Verderbniß schlüpfrigem Wege war: es war eine Zeit, da unser Patriot diese rechtschaffnen Maximen zu behaupten wagte, die er itzt verachtet. Wie beweinte er da seines Vaterlands Wunden und höhnte den unersättlichen deutschen Geyer, dessen grausame Klauen Albions Eingeweide zerrissen, und dessen hungriger Rache von seinem Blute triefte. Die Nebel des Irrthums, die unsre Vernunft in Irrthümer hüllten, verjagte seine Stimme, wie die Sonne. Und siehe! erschöpft, ohne Macht zu retten, sehen wir Britannien

auf der Welle ächzend schmachten: an ihrem Nacken hängt das mächtige Gewicht eines Mühlsteins, und zieht das sich sträubende Opfer zu ihrem Untergange hinab! Indessen daß dieser Gedanke unsern Busen mit Schrecken füllt, segnen wir den Mann, der solche Greuel verursachet.„

Schade! daß ein Dichter von so vielem Geiste nicht seine Geisel lieber wider allgemeine Fehler erhebt, da eine persönliche Satyre niemals leicht ohne Partenlichkeit, und selten von der Seite der Tugend und Menschenliebe empfehlungswürdig ist.

Falstaff's Wedding: a Comedy. Being a Sequel to the Second Part of the Play of King *Henry* the Fourth. Written in Imitation of Shakespeare, by Mr. Kenrick. 8vo. Wilkie. In dieser Comödie ist außer dem, was der Verf. aus dem Shakespear genommen, wenig der Aufmerksamkeit werth, und höchstens eine dramatische Schulübung. Nicht viel besser ist das Trauerspiel Ponteach; or, The Savages of America. A Tragedy, 8vo. Milan. Der Verf. ist Major Rogers, der ein besserer Officier, als Dichter seyn mag.

The Demi-Rep. By N. O. Author of the Meretriciad, 4to. Moran. Der Verf. hat in dieser Satyre die Gränzen der Bescheidenheit weniger überschritten, als in demjenigen, das er vor einiger Zeit unter dem Titel Meretriciad herausgegeben, welches wir auch um deswillen bey seiner Erscheinung nicht anzuzeigen für nöthig gefunden: wäre er in der gegenwärtigen weniger persönlich, so

würde

würde er noch mehr Beyfall verdienen: folgende Zeilen haben eine vorzügliche Anmuth.

„Die Schönheit sollte eines geschickten Steuermanns Sorgfalt haben, der sie vor den neidischen Klippen und Sandbänken bewahrte: sie brauchte das Auge eines Argus, der ihre Ladung vor dem Feuer des Seeräubers rettete; sie ist der hesperische Baum — und jedes Thier wird sein Leben wagen, die goldne Frucht zu pflücken: Die Schönheit, ach! hat keinen Freund hienieden, als die Tugend, die jeden Feind überwinden kann: Sie, die Tugend besitzt, ist vollständig bewaffnet, aber Schönheit ohne Tugend ist leicht überwunden. Ein schönes Frauenzimmer, die ihren guten Ruf verloren, ist ein Officier, auf halben Sold in einer Stadt: so lange sie tugendhaft ist, ist sie geehrt und geliebt; im Kriege ist er geehrt und von allen bewundert: ist ihre jungfräuliche Blume einmal zerrissen, so ist ihr Ansehen vorbey, und ihn achtet niemand im Frieden. Dies ist des Soldaten, dies ist der Jungfrau Loos, auf gleiche Weise unbeklagt, auf gleiche Weise vergessen.„

Yarico to Yncle, an Epistle. By the Author of the Elegy written among the Ruins of an Abbey, 4to. Dodsley. Wir haben schon zu seiner Zeit eine französische Heroide dieses Innhalts, obwohl unter andern Namen angezeiget. Die gegenwärtige hat vorzügliche Schönheiten: es herrschet die wahre Sprache der Natur und jede traurige Empfindung des Herzens darinnen. Die Versification ist harmonisch, und der Ausdruck pathetisch. Es wird vorausgesetzt, daß der habsüchtige Ynkle

vor

vor dem Geschrey ihrer Liebe und ihres Elends taub ist, und sie beschließt ihr Schreiben mit folgenden rührenden Zeilen. „Du mütterliche Sonne! wenn ich jemals mich mit frommen Liedern in deinen weltbelebenden Glanz gewagt, oder wenn deine schwächern Strahlen den West erleuchteten, mit dankbarer Stimme dich zur Ruhe gesungen, mit bewundernden Augen deinen glänzenden Sitz betrachtet, oder deinen heiligen Tempel mit nacktem Fuße betreten! Wenn ich mich deinen prächtigen Altären näherte, und dein geweihter Priester ein Lamm, dein Opfergelübde erwürgte: Vergieb! daß ich deines Namens uneingedenk einer unheiligen Flamme selbst für deinen Feind nachzuhängen wagte: selbst einem Christen meine Liebe verschwendete, und die schwarzen Kinder deines Strahls verachtete. Dieser Dolch durch meine kühne Hand eingedrückt, soll die rothen Tropfen trinken, die meine Brust erwärmen, und nicht ich allein, nein, auch mein Kind soll durch diese unsterbliche That von den Fesseln der Sklaverey befreyt werden. Du aber, dessen Ohr gegen des Mitleids Stimme taub ist, sieh endlich dein bestimmtes Opfer fallen: siehe deine vormals geliebte Nubierinn vom Blute besprützt, unbeweint auf den rothen Boden gestreckt: diese Schläfe von den Schatten des Todes umwölkt, diese Lippen, die kaum noch den zögernden Odem einziehen, diese Augen (ehe sie noch durch den Tod geschlossen werden) empor gehoben, um noch einen schwachen Funken von dir sterbend zu fahen. Ach! dann höre auf, deine Yariko zu fürchten, meine stammelnden Seufzer sollen dir nicht länger Vorwürfe

würfe machen, von den obern Mächten eine gerechte Rache fodern, oder noch beleidigender für dich, deine Liebe anflehen.„

A Poem to the Memory of the celebrated Mrs. Cibber, 4to. Dodsley. Mistriß Cibber war eine der ersten und besten Schauspielerinnen in London. Die tragische Muse weint in diesem Gedichte über dem Grabe derselben, und ihre Klagen sind des Gegenstandes würdig. Die Versification ist durchgehends leicht, natürlich und harmonisch.

The Life of Mr. James Quin, Comedian. With the Hiſtory of the Stage from his commencing Actor to his retreat to Bath. Illuſtrated with many curious and intereſting Anecdotes of ſeveral Perſons of Diſtinction, Literature and Gallantry, 12mo. Bladon. James Qvin ist eine Zeit lang eine Zierde der englischen Schaubühne gewesen. So wenig desjenigen Andenken erhalten zu werden verdienet, who frets and ſtruts his hour upon the ſtage: so sehr ist es der Mann von Genie werth, der jede zärtliche und große Leidenschaft nach dem Leben auszudrücken weiß; denn er muß eine sehr fühlbare Seele, einen sehr feinen Verstand und ausgebildete Sitten haben. Gegenwärtige Lebensbeschreibung dieses großen Akteurs, der im vorigen Jahre gestorben, ist mit vielen neuen und unterhaltenden Anekdoten untermengt, die die Geschichte des englischen Theaters und die dramatische Kunst, nebst den verschiednen Veränderungen betreffen, die während der Vorstellungen des J. Quin daselbst vorgegangen sind. Dieser Quin war

zugleich

zugleich ein sehr witziger Kopf, von dessen bons mots man auch itzt eine ganze Sammlung unter dem Titel herausgegeben Quin's Jests; or the Facetious Man's Pocket Companion, 12mo. bey obgedachten Verleger.

The Clandestine Marriage, a Comedy. As it is acted at the Theatre-Royal in Drury-Lane. By *George Colmann* and *David Garrick*, 8vo. Baldwin. Wenn in dieser Comödie nicht so viel Humor, als in andern ist: so hat sie hingegen an guten und nach dem Leben gezeichneten Charakteren, vor vielen andern einen Vorzug. Der Plan ist simpel und nicht wie bey englischen Comödien gewöhnlich, mit Episoden überladen, der Dialog leicht und natürlich, und bey einer, ein wenig ausgearbeitetern Entwicklung würde sie die meisten Lustspiele übertreffen, die seit einigen Jahren daselbst auf die Bühne gebracht worden.

Poems, chiefly Pastoral, by J. Cunningham, 8vo. Dodsley. Diese Sammlung besteht aus Schäfergedichten, Oden, Prologen, Epilogen und andern kurzen Gedichten, die sehr fließend, leicht und angenehm sind. Ihr größtes Verdienst besteht in den malerischen Beschreibungen, und bisweilen sehr glücklich gewählten Bildern. Von dieser Art ist folgendes vorzüglich schön, wo er den aufgehenden Mond beschreibt: „Der Mond, vor dem der West hergeht, der den Wolken sich zu entfernen gebeut, erscheint zwischen den büschichten Bäumen, wie des Phönix Nest im Feuer.„

Miscel-

Miscellanies in Prose and Verse. By Anna Williams, 4to. Davis. Richtigkeit, Leichtigkeit und Lebhaftigkeit herrschen sowohl in den prosaischen als poetischen Aufsätzen dieses Frauenzimmers. Wir wollen als eine Probe, die drey Warnungen, eine Erzählung in Versen, die vortrefflich ist, hersetzen:

„Der Baum der am tiefsten Wurzel schlägt, läßt sich immer am schwersten aus der Erde reissen: die alten Weisen sagten daher, die Liebe zum Leben wüchse so sehr mit den Jahren; daß sie in unsern letzten Auftritten am meisten sich äußerte, wenn die Mühseligkeiten am beschwerlichsten, und die Krankheit am heftigsten würden. Um diese große Neigung glaublich zu machen, die alle einräumen, doch wenig bemerken, so höre man, wenn alte Sagen keinen Eindruck machen, ein neues Mährchen.„

„Als das Spiel umher gieng und sich alles auf Nachbar Dobsons Hochzeit lustig machte, rufte der Tod den muntern Kerl mit sich in die nächste Stube, und sagte mit sehr ernsthafter Mine: Du mußt deine süße Braut verlassen und mit mir kommen — Mit dir und mein Sußchen verlassen! mit dir! schrie der unglückliche Bräutigam, da ich noch so jung bin; dies ist erstaunlich hart! überdies bin ich noch gar nicht vorbereitet: dies ist meine Hochzeitnacht, du kannst leicht denken, daß meine Gedanken auf etwas ganz anders gehen. — Ich weiß nicht, was er noch mehr anführte, doch seine Ursache war ohnedies schon triftig genug. Der Tod schonte also auch den armen Schelm, und ließ ihn noch ein

wenig

länger leben. Doch sagte er mit einem ernsthaften Gesichte, indem er sein Stundenglas schüttelte: Nachbar, leb wohl, der Tod soll nicht weiter deine Freude stören, und damit ich allen Vorwurf der Grausamkeit entgehe, so will ich dir Zeit zur Vorbereitung lassen, und damit du dich zu deinem zukünftigen Zustande geschickt machest, sollst du drey verschiedne Warnungen haben, ehe du zum Grabe aufgefodert wirst. Für diesmal will ich meinen Raub fahren lassen, und dir einen gütigen Aufschub gewähren. Doch wenn ich wieder rufe, so wirst du die Welt zufrieden verlassen. — Beyde willigten in diese Bedingung und schieden vergnügt von einander.„

„Was unsern Helden zunächst befiel, wie lang er lebte, wie weise, wie wohl, wie schnell er seinen Lauf verfolgte, sein Pfeifchen rauchte und sein Pferd prügelte, soll die willige Muse erzählen: Er handelt, er kaufte und verkaufte, und merkte nicht daß er alt wurde, noch daß der Tod ihm näher kam. Da seine Freunde nicht falsch, seine Frau nicht zänkisch, sein Gewinnst mancherley, und seine Kinder wenig waren, so giengen seine Stunden in Frieden vorüber. Indeß er aber seinen Reichthum sich mehren sah, und also auf der bestaubten Straße des Lebens seinen Gang vergnügt fortlief, brachte die alte Zeit, deren Eil keines Sterblichen schonet, ungerufen, unbemerkt und unvermuthet sein achtzigstes Jahr herbey.„

„Und nun, da er in einer Nacht nachdenkend da saß, stand der unwillkommne Bote des Todes noch einmal vor ihm. Halb todt vor Unwillen und Be-

stür-

kürzung schrie der alte Dobsen: So bald wieder da? — So bald wieder, heißt du dies! erwiederte der Tod: gewiß, mein Freund, das sagst du im Spas, es ist wenigstens sechs und dreyßig Jahr und itzt bist du achtzig.

„Um desto schlimmer, antwortete der Bauer: eines alten Mannes zu schonen, das wäre liebreich. Inzwischen ist dein Gesuch auch legal? und deine Gewalt, hast du die vom Könige? wenn du nicht wenigstens des Staatssekretärs Vollmacht mitbringst, so kömmst du blind an. Ueberdies hast du mir drey Warnungen versprochen; Tag und Nacht habe ich mich darnach umgesehen, und für diesen Verlust der Zeit und der Ruhe könnte ich wohl einigen Ersatz fordern.

„Ich weiß das alles wohl, schrie der Tod, ich bin selten ein willkommner Gast; aber mache wenigstens keine Ausflüchte, guter Freund. Ich habe nicht geglaubt, daß du noch vermögend seyn würdest, um deine Hütte und Stall umher zu kröpeln. Du hast deine Jahre hoch genug gebracht, und ich wünsche dir Glück, daß du immer noch bey so guten Kräften gewesen bist. — Halt, sagte der Landmann, nicht so geschwind: ich bin die letzten 4 Jahre lahm gewesen. — Das wundert mich eben nicht, versetzte der Tod, du hast übrigens dein Gesicht, und wenn man seine Freunde und was man liebt, noch sieht, so kann man schon zufrieden seyn, wenn auch Arm und Bein nicht mehr fort wollen. — Das kann seyn, sagte Dobsen, doch letztens habe ich auch mein Gesicht verloren. — Das ist schlimm genug,

erwiederte der Tod: doch ich stehe dir dafür, daß dich jedes die Langeweile durch neue Zeitungen zu verkürzen suchen wird. — Ach kein Mensch, und wenn es wäre, so bin ich so taub, daß ich nicht mehr hören kann. — So? sagte das ernsthafte Gespenst: was hast du mir denn also vorzuwerfen? Da du lahm, taub und blind bist, so hast du ja drey zureichende Warnungen gehabt. Komm also, wir wollen uns nicht wieder trennen — Hier berührte er ihn mit seinem Pfeile: der alte Dobsen erblaßte und endigte sein Leben — so, wie sich mein Mährchen endiget. „

Register.

A.

Charr-

F.

G.

 tur-

Helden-

Periode,

Q.

 to

Salle

große

Wille,

Druckfehler im I B. der N. Bibl.

S. 356. Z. Pichard, lies Bichard.
S. 357. Z. 6. einen Bauern l. eine Bauerngesellschaft.
In der Anmerk. Z. 2. auf nur mehr erzählten Blatt l. auf der nunmehr vergoldeten Kupferplatte.

Druckfehler im 1 St. des II B. der N. Bibl.

S. 71. Z. 20. um den Vorzug war l. wär.
S. 114. Z. 8. dominantus l. dominantur.
S. 146. Z. 16. van de Werf l. van der Werf.
S. 155. Z. 23. Joseph Casanova l. Johann C.
S. 156. Z. 2. angedruckten l. angedeuteten.
S. 160. Z. 1. ist und wegzulassen.
S. 161. Z. 1. Tuschen l. Täuschen.

